This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LSoc 1711.15

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN HARVEY TREAT

OF LAWRENCE, MASS.

(Class of 1862)

Die

Philoſophie und Cultur der Neuzeit

und die

Philoſophie des h. Thomas von Aquino.

Von

Aurel. Adeodatus.

Die mittelalterliche Kunſt im Ordenslande Preußen.

Von

Prof. Dr. Dittrich.

Die
Philoſophie und Cultur der Neuzeit
und die
Philoſophie des h. Thomas von Aquino.

Von

Aurel. Adeodatus.

Die mittelalterliche Kunſt im Ordenslande Preußen.

Von

Prof. Dr. Dittrich.

Köln, 1887.

Druck und Commiſſions-Verlag von J. P. Bachem.

26856

LSoc 1711.15

HARVARD COLLEGE
DEC 26 1914
LIBRARY

Treat fund

Inhalt.

Die Philoſophie und Cultur der Neuzeit und die Philoſophie des h. Thomas von Aquino . . . . . Seite 1

Einleitung . . . . . „ 1

1. Die deutſche Philoſophie der Neuzeit . . . . . „ 4

2. Die Cultur der Neuzeit . . . . . „ 23

3. Die Einwürfe gegen die Philoſophie des h. Thomas. . . . . „ 30

Die mittelalterliche Kunſt im Ordenslande Preußen . . . . . „ 65

Die

Philoſophie und Cultur der Neuzeit

und die

Philoſophie des h. Thomas von Aquino.

Von

Aurel. Adeodatus.

Als im Jahre 1879 der oberste Lehrer der Christenheit den Schulen des Erdkreises das Studium der Philosophie des h. Thomas von Aquino empfahl, erregte dieses Vorgehen zwar das verwunderte Staunen der Vertreter der modernen Philosophie, aber man nahm es schweigend hin, die Einen in der Meinung, daß diese Empfehlung ein wirkungsloser Anachronismus sei, indem es auch einem Papste nicht gelingen könne, den Siegeslauf des modernen Geistes aufzuhalten oder umzulenken, Andere wohl auch im Gefühle, daß die moderne Philosophie nicht viel Präsentables entgegenzustellen habe. Zwar hatte damals „die Philosophie des Unbewußten" eben ihre Triumphe gefeiert in Deutschland, aber die eigentliche philosophische Zunft stand dieser unzünftigen Leistung, obwohl dieselbe ganz dem Geiste und Sinne der Zeit entsprach, noch ziemlich kühl und ohne Begeisterung gegenüber; die neukantische Richtung, die vornehmste der Gelehrten, hatte auch nichts gezeitigt, worauf man sich Großes hätte zu gut thun können, und vollends der Kriticismus zusammt den empiristischen und positivistischen Richtungen wären nicht im Stande gewesen, gewichtige Leistungen dagegen in die Wagschale zu werfen. Wieder Andere fühlten sich auf's tiefste beunruhigt; sie betrachteten die päpstliche Empfehlung als eine Kriegserklärung nicht bloß gegen die Schulphilosophie, sondern gegen die ganze neue Cultur. Es erschien beängstigend, daß „das Frühere an der Hand weltumspannender Macht sich wieder in den Vordergrund des Lebens dränge". Man fürchtete für die eigene Machtstellung und geistige Herrschaft und legte darum jene Empfehlung nicht als Verlangen nach „Duldung", denn diese hätte man dem „Rest der Vergangenheit" noch gnädig gewährt, sondern als Verlangen nach „Herrschaft" aus. Das konnte man denn doch eigentlich nicht zugeben oder geschehen lassen. Aber es dauerte bis in den Herbst des Jahres 1882, bis endlich vor der größern Oeffentlichkeit ein Vertreter der gemäßigten kritischen Richtung moderner Philosophie mit einer Reihe von Artikeln in der „Allgemeinen Zeitung" auftrat, welche eben so sehr auf die drohende Gefahr aufmerksam machen, als auch den Schlag abwenden sollten. Erweitert und vertieft erschienen sie dann nochmals in der ältesten und angesehensten philosophischen Zeitschrift Deutschlands im

Jahre 1885; und „das allgemeine Interesse, welches der Gegenstand an sich und unter den gegenwärtigen Verhältnissen hat," bewog den Verfasser, seine Abhandlungen nun auch gesondert zum dritten Male für einen weitern Leserkreis herauszugeben unter dem Titel: Die Philosophie des Thomas von Aquino und die Cultur der Neuzeit von Dr. Rudolf Eucken, Professor in Jena. Halle, 1886.

Die Absicht geht darauf: „die Frage in ihren weltgeschichtlichen Zusammenhängen zu verstehen," und „die Gegensätze auf einen principiellen Ausdruck zu bringen," um dadurch „ein Urtheil anzubahnen, das ruhig wäre ohne kühl, und entschieden ohne eng zu werden". Das ist in der That der Charakter jener Schrift. Wir hören hier von einem höhern und weiterblickenden Standpunkte aus, was alles der moderne Geist der Philosophie des h. Thomas vorzuwerfen hat, und wie der Gegensatz aufgefaßt wird von solchen, denen ein tiefergründendes Urtheil zukommt. Die Schrift sucht der Größe der Sache und der Bedeutung des Gegenstandes gerecht zu werden. Eben darum ist sie zu einer eingehenden Erwägung und Würdigung ihres Inhaltes geeignet; denn die Empfehlung des h. Thomas läßt sich wirklich nur aus umfassenden Gesichtspunkten und im weltgeschichtlichen Zusammenhang verstehen; sie geht nicht bloß die Schule an, sondern das öffentliche Leben selbst.

Das abweichende und verwerfende Urtheil aber, das nun gefällt wird über die Philosophie des h. Thomas, wird besonders dadurch begründet, daß diese Philosophie des Mittelalters in engster Verbindung mit der antiken des Aristoteles stehe und darum kein Verständniß und keine Anknüpfungspunkte für die moderne Philosophie und Cultur, für ihre Tendenzen, Aufgaben und Bedürfnisse besitze, weshalb sie für unsere Zeit unbrauchbar sei.

Aber dies genügt noch nicht; der Verfasser geht noch weiter und bestreitet ihr auch den specifisch christlichen Charakter; sie habe die Erklärung der allgemeinen Weltverhältnisse einer gegen alle geschichtliche Religion indifferenten Philosophie überlassen; die aristotelische Weltanschauung sei dem Christenthum gerade entgegengesetzt; durch ihre Einführung habe sogar die Behandlung der christlichen Anschauungen wesentlichen Schaden erlitten; „das thomistische System sei also nicht für einen angemessenen Ausdruck eigenthümlich christlicher Ueberzeugung" zu erachten. Der Verfasser scheint demnach nicht bloß die Interessen der modernen Philosophie und Cultur, sondern auch die eines wahren Christenthums gegen den h. Thomas vertreten zu wollen.

Diese Anklagen sind schwer und machen eine Klarlegung des Sachverhalts nothwendig. Doch würde es nicht genügen, wenn man nur alle Ausstellungen des Verfassers im Einzelnen erörtern und richtig stellen wollte.

Um die Bedeutung der thomistischen Philosophie gerade für unsere Zeit zu würdigen, müssen eben jene weltgeschichtlichen Zusammenhänge unserer modernen Philosophie und Cultur näher beleuchtet werden. Die Philosophie der Neuzeit selbst muß in ihrem Wesen und ihrer Tendenz, ihren Leistungen und Ausgängen nach ihrer zu Tage liegenden Unzulänglichkeit und Reformbedürftigkeit charakterisirt werden; und ebenso müssen die hervorstechenden Merkmale unserer Cultur, die so dringend eine Remedur erfordern, aufgezeigt werden. Daraus ergibt sich dann, wie so durchaus angemessen und zeitgemäß es ist, dieser Philosophie und Cultur gegenüber auf eine solche Philosophie zurückzugehen, welche geeignet ist, die Mängel jener zu ersetzen, ihre Fehler zu verbessern und sie in die rechten, der Menschheit ersprießlichen Bahnen zu lenken. Die Widerlegung der einzelnen Anklagen wird dann zum Schluß erst recht in's Licht setzen, wie wenig Grund vorhanden ist, den h. Thomas der Verletzung „der Eigenthümlichkeit des Christenthums" zu zeihen, und sich gegen eine Philosophie so feindlich zu wehren, welche gerade den höchsten und wahren Interessen des Menschengeistes mit so tiefem Verständniß, so klarer Besonnenheit und so fruchtbaren Principien entgegenkommt.

1. Die deutsche Philosophie der Neuzeit.

Man braucht sich nicht zu verwundern, wenn die Empfehlung der Philosophie des h. Thomas durch den obersten Wächter der Christenheit gerade in Deutschland auf energischen Widerspruch stößt, denn in der That ist es der innerste Lebensnerv des modernen deutschen Geistes, der dadurch empfindlich getroffen wurde und der darum auch am schmerzlichsten zuckt.

Das moderne philosophische Denken steht nämlich in Deutschland in einer andern Beziehung zum übrigen geistigen Leben der Nation, als wie dies bei andern Völkern der Fall ist; und nur die Einsicht in dieses eigenthümliche Verhältniß gibt uns den rechten Aufschluß, warum gerade in Deutschland der lauteste Widerspruch gegen die thomistische Philosophie sich kundgibt, und warum die modern-deutsche sich gegen ihre Depossedirung mit aller Energie wehren muß.

Es wäre zwar unrichtig, die moderne Philosophie ein Erzeugniß des Protestantismus zu nennen; aber unbestreitbar ist doch, daß derselbe nicht bloß der Boden ist, auf welchem diese Philosophie jetzt wurzelt und von dem sie sich nährt, sondern auch, daß sie in die engste Verbindung mit der protestantischen Theologie getreten ist, und durch diese das ganze religiöse Leben und die Denkweise weiter Kreise der Nation beeinflußt. Diese deutsche Philosophie wäre wohl schon lange nur auf die engen Räume der Schule beschränkt, wenn nicht der protestantische Geist sie in das Leben hinausbrächte, weil er in ihr das wissenschaftliche Fundament für seine ganze Denkweise und vorab für sein religiöses Denken besitzt. Ein Umschwung des philosophischen Denkens müßte in Deutschland auch einen Umschwung des religiös-wissenschaftlichen, theologischen Denkens zur Folge haben. Es läßt sich kaum ein schwererer geistiger Verlust für den Protestantismus denken, als der ist, wenn ihm sein geistiges Fundament, die moderne Philosophie, unter den Füßen schwinden würde. Oder wäre es nicht so?

Bei allen übrigen Nationen, selbst bei der englischen, hat sich die moderne philosophische Denkweise im Gegensatz zum national-religiösen Leben entwickelt, und hat wenig oder keinen Einfluß auf das religiöse und kirchliche Leben und theologische Denken gewinnen können. Bei den katholischen Völkern steht diese ganze Entwickelung außerhalb und im Gegensatz zu der Kirche. Sie hat zwar dem religiösen Leben der katholischen

Völker um so schwerere Wunden geschlagen, in um so schrofferm Gegensatze sie dazu stand; und gerade unter den katholischen Völkern hat sich der Gegensatz zwischen Religion und Philosophie zu einem Kampf auf Leben und Tod gestaltet. Die Anhänger der modernen Philosophie sagen sich von Kirche und Religion los und sehen den Kampf dawider als ihre wichtigste Aufgabe an. Ganz anders in Deutschland. Der Protestantismus hat sich sofort dieser Philosophie in die Arme geworfen zu unauflöslichem Ehebund, und ist ihr unter allen Wechselverhältnissen ihres Lebens treu geblieben. Sie sterben sehen, würde sein eigenes Geistesleben auf's tiefste erschüttern; denn alle Fasern desselben sind mit dieser Denkweise verknüpft. Wenn also das religiöse Leben und theologische Denken anderer Völker von dieser Philosophie unabhängig ist, so verhält es sich mit dem religiösen Leben der Mehrheit des deutschen Volkes anders. Die moderne Philosophie beeinflußt die ganze religiöse Denkweise der gebildeten protestantischen Welt, ja ihrer Religionslehrer; denn sie ist der Sauerteig ihrer wissenschaftlichen Theologie, ohne welchen diese schon längst der traurigsten Stagnation verfallen wäre.

Es gehört also mit zur Schätzung der Stellung, welche die Philosophie der Gegenwart einnimmt, daß wir diese ihre Bedeutung und ihren Zusammenhang mit dem Protestantismus uns vor Augen stellen. Beide stützen sich gegenseitig. Der Protestantismus ist der Träger und Ernährer dieser Philosophie, und sie leistet dafür ihm den Dienst einer wissenschaftlichen Begründung und Formulirung seiner Denkweise und seiner religiösen Lehren. Ein Blick auf die Geschichte zeigt dies unzweideutig. Für einen Augenblick sei ihren Anhängern zugegeben, daß die Reformation nur religiösen Motiven und Impulsen ihr Dasein verdanke und daß Reinigung und Verbesserung christlicher Lehre und christlichen Lebens ihr Zweck und Ziel gewesen sei. Als man nun aber daranging, von dieser verbesserten und gereinigten Lehre eine systematische Darstellung zu versuchen und eine wissenschaftliche Rechtfertigung zu geben, als es sich mit Einem Worte darum handelte, die manchfaltigen religiösen Ansichten zu einer soliden Theologie zusammenzufassen, welche in den kirchlichen Schulen könnte gelehrt und fortgepflanzt werden, da kam man in die größte Verlegenheit. Ohne philosophische Begriffe und Methode war diese Aufgabe nicht zu lösen. Es blieb nichts übrig, als von der gehaßten Scholastik ein philosophisches Anlehen zu machen, bis eine neue Philosophie eine entsprechendere Grundlage bieten würde. Die altprotestantische Orthodoxie ist nach ihrer wissenschaftlichen Seite hin nichts als eine sonderbare Nachbildung der Scholastik. Darin bestand ihre wissenschaftliche und zugleich ihre religiöse Kraft; sie ruhte auf einem festen Fundament, dem der alten aristotelisch-scholastischen Philosophie,

wenn sie auch durch Melanchthon für die protestantischen Zwecke zurechtgeschnitten war. Wie aber bereits Luther, wenn auch umsonst, nach einer neuen Philosophie sich sehnsüchtig umgeschaut hatte, so sehnte sich der protestantische Geist beständig nach einem seinem Wesen entsprechendern Fundament. Als darum Ramus kaum beachtenswerthe Versuche zu einer solchen machte, gab es bald Ramisten im Lager der protestantischen Theologen. Noch mehr fand Descartes' neue Philosophie hier zahlreiche Anhänger und wirkte zersetzend auf die bisherige Orthodoxie. Leibniz vollends inaugurirte die Auflösung derselben in einen platten Rationalismus. Damit hatte sich die eigenthümliche Kraft des Protestantismus als religiösen Glaubens ausgelebt; von nun an war er der Spielball jeglicher philosophischen Denkweise. In jeder suchte er den Halt und die philosophische Begründung, welche ihm fehlte und die er sich selbst und seiner Theologie nicht geben konnte; aber bei all' diesen philosophischen Umbildungen und Wandlungen verflüchtigte sich der eigentlich religiöse und specifisch christliche Gehalt immer mehr. Unter Kant's Einfluß löste sich das protestantische Christenthum in Moral auf. Schleiermacher führte den spinozistischen Pantheismus, mit Fichte-Schelling'schem Idealismus verquickt, in diese Theologie ein; den Hegel'schen Vernunftproceß machte sie getreulich mit, und als die Hegel'sche Schule sich spaltete, entstand sofort auch eine Scheidung unter den Theologen. Eine Richtung nach rechts wollte den Gehalt der Theologie wieder positiver gestalten, aber die nach links setzte dieser Tendenz die negative Kritik und den totalen Unglauben an die christliche Offenbarung entgegen. Als dann die moderne Philosophie in ihrer eigenen Verwirrung zu Kant zurückkehrte, entstand sofort auch eine neukantische Theologenschule, die nun den Ton angibt, bis auch Kant wieder verklungen sein wird. Und was dann? Die Antwort ist leicht: Umbildung in das nächstfolgende philosophische System. Wenn nun das aber die thomistische Philosophie wäre? Diesen Umschwung könnte die protestantische Theologie nicht mitmachen, ohne sich selbst aufzugeben. Es ist also ersichtlich, wer das meiste Interesse hat am Bestand und der Fortsetzung des modernen Philosophirens und Systembildens, und wo dieses immer seine treuen und dankbaren Anhänger finden wird.

Allein es ist nicht bloß die protestantische Theologie, welche der modernen deutschen Philosophie einen hervorragenden Einfluß auf das öffentliche Leben und die Denkweise der Nation gestattet, sondern nicht minder der moderne Staat ist mit wichtigen Interessen an dieser Philosophie betheiligt. Er stützt sich freilich auf seine eigene Macht und bedarf nicht so dringend einer geistigen Stütze und Fundamentirung. Aber immerhin hat er an ihr, wie die Erfahrung zeigt, einen gefügigen Bundes-

genossen, der aus innerster Ueberzeugung und natürlicher Sympathie seine staatlichen Grundsätze und Maximen, ja manchmal sogar seine einzelnen Maßregeln philosophisch rechtfertigt und als wahr, recht und gut systematisch deducirt. Er hat an ihr eine Philosophie, welche er, ohne sie als Autorität scheuen zu müssen, doch nach Wunsch gebrauchen und nach Belieben beeinflussen kann; denn in jedem Fall hat er zwischen den verschiedenen Richtungen dieser Philosophie immer die Wahl, die ihm geneigteste zu Ansehen und Geltung zu bringen.

Die moderne Philosophie ist also in Deutschland so wohl situirt, wie nirgends in der Welt, und alle äußern Bedingungen wären vorhanden, welche ihren Bestand für lange verbürgen, ihre Blüthe fördern und ihre Wirkung kräftig zur Entfaltung bringen könnten, wenn nur der äußern Lage der innere Bestand entspräche.

Das Charakteristische der modernen Philosophie ist ihr vollkommener, bewußter und beabsichtigter Bruch mit der Geistesentwickelung und Wissenschaft der gesammten Vorzeit. Ein neues Denken, neues Erkennen, neues Wissen soll das Fundament eines neuen Lebens der Menschheit werden. Alles, was die Vorzeit an Anschauungen, Ideen und Wissenschaften zu Tage gefördert, gepflegt und heilig gehalten hat, gilt als bloßes Vorurtheil und Irrthum, im besten Falle als Ahnung des Wahren. Alles, nicht bloß die Resultate der frühern Wissenschaften, sondern die Grundlagen des Denkens selbst müssen neu untersucht, das menschliche Erkenntnißvermögen selbst muß neu ergründet und nach seiner Kraft und seinem Umfang geprüft werden; die Methoden des Erkennens müssen erneuert, die Wissenschaften selbst müssen von Grund aus neu aufgebaut und mit neuem Gehalt erfüllt werden; denn neue, vordem ungeahnte Aufgaben sind dem Menschengeist nunmehr zur Lösung gestellt. Es ist ein Axiom der modernen Philosophie, daß erst seit dem XVI. Jahrhundert der Mensch eigentlich Mensch, seiner selbst und seiner Aufgaben vollkommen bewußtes Vernunftwesen zu sein begonnen habe. Vordem führte die Menschheit ein halb traumhaftes Poesieleben, reich an Ahnungen, Keimen und Blüthen, aber auch reich an Irrthümern und Vorurtheilen, an kindlichen Vorstellungen und Meinungen; aber zu reifem, männlichem Bewußtsein, zu zielbewußtem Streben und Wollen, Denken und Erkennen hat sich die Menschheit erst in den letzten 3—400 Jahren entwickelt, ja erst in unserm Jahrhundert ist sie sich über diese Bedeutung ihrer Selbstentwickelung klar geworden, und zwar gerade durch die moderne Philosophie.

Wie läßt sich dieser Charakter unserer modernen Weltanschauung beurtheilen? Es liegt vielleicht etwas Großartiges, Titanenhaftes in dieser Selbstbeurtheilung und in diesem Streben. Sich auch nur solche Aufgaben zu stellen, gibt es nicht Zeugniß von einem Kraftgefühl, das vor den

ſchwierigſten Problemen nicht zurückſchreckt, von einem Sinnesadel, der ſich die idealſten Ziele ſteckt, von einer Wahrheitsliebe, die alle ihre Kräfte in den Dienſt des Lichtes zu ſtellen und ſich darin zu verzehren bereit iſt? Man mag anerkennen, daß dieſes Streben die Tendenz nach vorwärts und aufwärts hat — daß das Gute, das Beſte der Menſchheit errungen werden ſoll: die Wahrheit.

Aber anderſeits liegt in dieſem Charakter der modernen Philoſophie auch eine ungeheure Naivetät. Kann wirklich ein philoſophiſch Denkender glauben, die menſchliche Entwickelung, oder auch nur die wiſſenſchaftliche, laſſe ſich an irgend einem Punkte der Geſchichte der Menſchheit neu beginnen, oder habe irgendwo je zum zweiten Mal ab ovo begonnen? Iſt es nicht ein widerſpruchsvolles Leugnen des ſtetigen Zuſammenhanges des menſchlichen Geiſteslebens, zu wähnen, man könne oder dürfe das Geiſtesleben der geſammten Vorzeit nur ſo ohne weiteres für veraltet erklären, um ein vollkommen Neues anzufangen, das dann doch einen Zuſammenhang ergeben ſoll? Iſt es nicht eine außergewöhnliche Naivetät, daß vor Agamemnon keine echten Helden geweſen, vor Kant keine ihm ebenbürtigen Philoſophen, vor der modernen Vernunft und Philoſophie keine wirkliche, vernünftige und wiſſenſchaftliche Wahrheitserkenntniß geweſen ſein ſollen? Auch bei der höchſten Werthſchätzung der modernen Philoſophie würden alle dieſe Anſprüche rundweg verneint werden müſſen. In der Weltgeſchichte einen neuen, die alte verneinenden Anfang der Weltgeſchichte ſetzen, in dem wiſſenſchaftlichen Geiſtesleben einen total neuen, die alte Wiſſenſchaft verneinenden Anfang machen zu wollen, heißt nichts anderes, als ſich außerhalb der Weltgeſchichte und außerhalb des wiſſenſchaftlichen Geiſteslebens der Menſchheit ſtellen. Und dieſes kann ſchließlich nicht ein Mal mit Erfolg durchgeführt werden; nach zahlreichen Irrgängen muß doch Jeder wieder in den allgemeinen Strom einmünden, von dem er ſich hat losſagen wollen, wenn ſein Streben nicht umſonſt ſein ſoll. Es wird alſo von vorn herein als eine Illuſion bezeichnet werden müſſen, wenn die moderne Philoſophie glaubte, einen neuen Anfang des Denkens und Erkennens zu machen ſei ihre beſondere Aufgabe, oder dies ſtehe auch nur in ihrem Vermögen. Die Weltgeſchichte, und ſo auch die Geſchichte der Philoſophie bewegt ſich freilich in den manchfachſten Gegenſätzen, und jede neue Periode ſteht in einem gewiſſen Gegenſatz zur nächſt vorhergehenden und iſt durch letztern hervorgerufen; aber keine neue Periode ſteht in abſolutem Gegenſatz zu allen frühern Perioden; keine zerreißt den Zuſammenhang mit der frühern total; keine bricht die ſtetige Entwickelung völlig ab, um ſich allein geltend zu machen; das alles aber, thut die moderne Philoſophie: ſie fängt das Denken wieder ab ovo an und verneint alles Frühere. Daſſelbe iſt ihr nur noch von

historischem Interesse, aber praktisch ist alles unbrauchbar für die Gegenwart. Die alte Logik ist so gut antiquirt wie die alte Psychologie oder Physik, der alte Thomas so gut wie der alte Aristoteles und dieser so gut wie Thales. Es ist also Thatsache, daß die moderne Philosophie den Zusammenhang mit dem gesammten Denken der Vorzeit zerrissen hat. Was konnte dabei herauskommen? Nur das, sagen wir vorerst, was die Gegenwart aufweist. Es kann ja sein, daß die Väter eines Jahrhunderts der Illusion huldigen, berufen zu sein, dem Menschengeist einen neuen Anfang zu setzen; aber sollen die Enkel nicht an dieser Illusion zu Grunde gehen, so müssen sie aus der Negation der Vergangenheit heraus; sie müssen in den allgemeinen historischen Zusammenhang sich wieder einfügen und ihre Ansprüche herabmindern.

Was brachte aber die modernen Philosophen auf die Idee, daß alle Wissenschaften, die Philosophie zumal, neu zu instauriren seien? Warum zerrissen sie den Zusammenhang? Es waren nicht bloß die erkannten Mängel und anerkannten Schwächen und Fehler der frühern Philosophie, welche die Ursache waren. Diese hätten keinen totalen Bruch begründet; denn Mängel einer Sache lassen sich ausgleichen, Schwächen beseitigen, Fehler verbessern; man braucht deswegen eine Sache nicht ganz zu verwerfen. Dies geschieht nur, wenn eine Sache als gänzlich verkehrt und schon in der Anlage verfehlt erscheint. So aber scheint es den modernen Philosophen mit dem gesammten Denken der Vorzeit zu stehen, und zwar aus zwei Gründen.

Der erste und hauptsächlichste ist der, daß das Denken der Vorzeit kein freies, unabhängiges, vorurtheilsloses, sondern von der Religion beeinflußtes gewesen sei. Das Denken war theologisch, nicht rein philosophisch, das ist der Vorwurf. Auf dem Gemüth der Völker lag noch der Schleier der Religion; dieser hemmte den freien Blick, verhüllte das Licht der Wahrheit und beugte ihren Geist unter das Joch der Autorität. Selbst die antike Philosophie war nicht ganz religionsfrei. Eben das bildet nun aber das zweite Charakteristicum der modernen Philosophie, daß sie durchaus unabhängig von allen religiösen Ideen ist. Gott ist ihr kein Gegenstand wissenschaftlichen Denkens und Erkennens mehr. Die Wissenschaft muß atheistisch, wie der moderne Staat, sein. Die Vernunft ist in dem Sinne absolut, daß sie nichts über sich anerkennt; daß, was für sie unfaßlich ist, auch nicht für sie existirt. In jedem Falle werde die Vernunftarbeit nur gestört, aufgehalten, abgelenkt von ihren Zielen, wenn sie außer ihrem eigenen Licht noch die Strahlen eines andern Lichtes wollte auf ihre Arbeit fallen lassen. Die Religion, ist die Meinung, beschränke nicht nur den Menschengeist in seinem Forschen, sondern sie verleite ihn, falsche Richtungen nach eingebildeten

Zielen einzuschlagen; und eben darum habe ein durchaus neuer Anfang des Philosophirens gemacht werden müssen.

Damit hängt der zweite Grund zusammen. Der unkritische, naive, zum genauen und gründlichen Erforschen des Thatbestandes ungeschickte Sinn der Vorzeit gilt als die Ursache, daß gerade die wichtigsten, grundlegendsten Fragen, die freilich auch die schwierigsten sind, gar nicht ein Mal gestellt worden seien, und daß auch für die aufgeworfenen Probleme nur eine halb wahre oder ganz irrige Lösung habe gefunden werden können. Die Philosophie der Neuzeit mußte darum auf's neue beginnen, und zwar auf kritischer Grundlage, nach kritischer Methode. Und dies macht die dritte Seite ihres Charakters aus.

Dieses Bemühen, eine neue Philosophie zu begründen und aufzustellen, war das unausgesetzte, unermüdliche Streben der neuen Geistesrichtung seit dem XVI. Jahrhundert, und eine riesige Masse angestrengtester Geistesarbeit wurde auf Erreichung dieses Zieles verwendet. Wie viele Energie kostete es nur, bis wirklich der Bruch mit der Vergangenheit rein und gänzlich durchgeführt war, bis alle traditionellen Ideen, gangbaren Anschauungen, gewohnten Maßstäbe der Vorzeit aufgegeben, abgelegt, beseitigt, als irrig, unzureichend, unbrauchbar erkannt, und endlich vergessen waren! Zwei volle Jahrhunderte vergingen, seit der Italiener Telesius sein erstes philosophisches Werk „juxta propria principia", wie der Titel charakteristisch besagte, erscheinen ließ (1565), bis zu Kant's Kritik der reinen Vernunft (1781). Und was alles liegt dazwischen an Arbeit und Mühe der italienischen, englischen, französischen und deutschen Denker, bis es gelungen war, alle aristotelischen Begriffe, alle christlichen Ideen, alle scholastische Methode entfernt und die ganze Vorzeit in Vergessenheit gebracht zu haben! Da ist Bacon, der den Plan der Umgestaltung der Wissenschaften entwarf; Descartes, der den neuen Grund des Erkennens legte; Spinoza, der die Substanz an die Stelle Gottes setzte; Leibniz, der alle Gegensätze ausgleichen und alles der Vernunft zurechtlegen wollte! Und wie viele Geister zweiten Ranges schlossen sich jenen an oder suchten sich ihren eigenen Weg! Denn je mehr die Menschen vom geistigen Capital und den Errungenschaften der Vergangenheit aufgaben, um so lebendiger reagirte ihr angeborener Wissenstrieb gegen die vorhandene Armuth, um so heißer wurde ihr Durst nach Wahrheit, reiner, lauterer, freier Vernunftwahrheit.

Aber die neue, nichtaristotelische, unscholastische, religionsfreie, reine Vernunftwissenschaft kam doch erst in Kant zu ihrer vollen Ausprägung und Darstellung. Er hatte das bestimmte Bewußtsein, daß der transcendentale Idealismus seiner Kritik der reinen Vernunft der directe Gegensatz zur aristotelisch-scholastischen Erkenntnißweise der Dinge sei;

weshalb er für die Philosophie das geleistet zu haben den Anspruch erhob, was Kopernikus für die Astronomie gethan habe. Unsere Erkenntniß richtet sich nicht nach den Dingen, sondern die Dinge richten sich nach unserm Erkenntnißvermögen. Damit war allerdings die große Sonnenferne vom Denken der Alten erreicht, und man hätte glauben sollen, daß, nachdem das Princip gefunden war, wie in der Astronomie, so auch in der Philosophie nun eine ungeahnte Blüthezeit eintrete, welche für die wahrheitsdurstige Menschheit die schönsten, wahrhaftesten und unvergänglichsten Früchte reifen würde. Es erwuchsen auch in der That drei Blüthen in unmittelbarer Folge auf einander von prächtigem Farbenglanz, deren eine die andere an Blätterfülle und Schmuck übertraf; nur daß sie leider eben so schnell, wie sie gewachsen, auch wieder verwelkten und als taube Blüthen keine nachhaltige, lebenstärkende Geistesfrucht der Menschheit hinterließen. Als Rückschlag erzeugte vielmehr diese neue, deutsche, idealistische Philosophie einen geistlosen Materialismus, der, allem höhern und tiefern Denken feind, für den Idealismus nur Verachtung und Hohn hatte und das geistige Leben der Nation auf's tiefste schädigte.

Man besann sich und erkannte die bisherigen Blüthen der kantischen Philosophie als unechte. Sollte der Baum nur recht gepflegt und sollten nur keine Auswüchse an ihm geduldet werden, so werde er schon die rechten Früchte zeitigen, war die Hoffnung. Man gab sich die ernsteste Mühe, Kant zu verstehen, wie er verstanden sein wollte, und man lernte ihn auch besser verstehen, als seine Mitwelt und die Nachwelt ihn bisher verstanden hatte; aber kommen nun die Früchte? Wir schweigen davon, daß die Neukantianer über die wahre Meinung Kant's immer noch nicht einig werden, und daß die beiden Richtungen, in welchen die Meinungsverschiedenheit repräsentirt ist, sich mit gleichem Recht auf Aussprüche Kant's berufen können; aber man kann bereits mit Fug und Recht constatiren, daß diese ganze Wiederbelebung Kant's entschieden nur für die Geschichte der Philosophie einen historischen, aber nicht für die Weiterentwicklung derselben einen praktischen Gewinn gebracht hat oder auch bringen kann; denn die kantische Philosophie ist weder einer allseitigen Ausbildung noch einer stetigen Fortbildung fähig.

Der schlagende Beweis dafür ist, daß trotz der Masse der Anhänger Kant's noch keine Logik oder Erkenntnißtheorie oder Psychologie oder Naturphilosophie oder Ethik nach rein und streng kantischen Principien an's Licht getreten ist. Wohl wird der Büchermarkt überfluthet mit Vorstudien, Studien, Beiträgen, Grundlinien und andern Präludien zu all' jenen Wissenschaften, — aber das Stück selber? Hic haeret aqua.

Man kommt nicht über das Stimmen der Instrumente hinaus im kantischen Orchester. Das hat nicht seinen Grund in der Schwäche der philosophischen Kraft der Personen, sondern in den Schwächen der Sache selbst. Das Material des Instruments ist zu spröde und zerbricht unter den Händen derer, die es bearbeiten wollen. Die Unfruchtbarkeit der kritischen Richtung unserer Philosophie an positiven, systematischen Leistungen documentirt doch unzweifelhaft, daß das kantische Philosophiren nicht der Anlage des Menschengeistes und der Organisation seines Erkenntnißvermögens entspricht, daß es nicht die wahre Philosophie der Menschheit sein und werden kann. Kant enthält eine unendliche Fülle anregender, kritischer und tiefer Ideen, aber keine so festen Principien, daß sich die einzelnen philosophischen Disciplinen daraus stetig zu einem runden wissenschaftlichen Ganzen, zu einem System durchgeführter Wissenschaften ableiten ließen. In seiner Kritik der reinen Vernunft finden sich so heterogene Elemente beisammen, daß es unmöglich ist, ein systematisches und einheitliches Lehrbuch des menschlichen Erkennens daraus zu bilden. Das einzige Gebiet streng einheitlicher Denkweise bietet Kant's Moral. Aber abgesehen von dem wunden Punkt der Lehre von der transcendentalen Freiheit läßt sich doch nur eine Sittenlehre construiren, die durch ihre Einseitigkeit und Schroffheit schon ihre Unzulänglichkeit bezeugt, um deretwillen sie nie Moral der Menschheit werden kann. Eben der Reichthum seiner Gedanken, die Kühnheit seiner Kritik, die Vernünftigkeit seiner Argumentationen, die Energie, womit er die tiefsten und schwierigsten Fragen in Angriff nimmt, erwecken die Meinung, hier sei ein compactes, einheitlich durchzuführendes System des Denkens; jedoch all' dies führt nur bis zu einer allgemeinen, mehr kritischen als positiven, idealistischen Weltanschauung, aber nicht zu einer systematisch durchführbaren Wissenschaft der Philosophie. Kantianer sein, heißt nur eine gewisse idealistische Weltanschauung, aber nicht ein solid durchgeführtes System der Philosophie haben. Für eine gute Zahl Kantianer ist darum die Philosophie überhaupt auf Erkenntnißtheorie zusammengeschrumpft, welche sie jedoch noch nicht ein Mal zum klaren Ausbau und zur bestimmten Darstellung gebracht haben, sondern für welche sie nur immer wieder auf Kant's Kritik hinweisen.

Was aber in der Gegenwart außer dem Kantianismus an Philosophie besteht, erweckt eben so wenig Hoffnung für die Zukunft. Es sind Richtungen und Anschauungen, aber keine Philosophie; Empirismus, Monismus, Positivismus, Skepticismus, nichts, was sich zu einem bestimmten, wohlgefügten, umfassend gegliederten, eines Ausbaues fähigen System philosophischer Wissenschaft brauchbar erwiese oder auch fähig wäre, sich die allgemeine Anerkennung der Denkenden zu erwerben.

Alles ist erschüttert, alles verwirrt, alles willkürlich nach den verschiedensten Richtungen verzerrt, disjecta membra poëtae! Nicht einmal über die Begriffe, Umfang und Inhalt der einzelnen Disciplinen herrscht eine klare Uebereinstimmung, geschweige über die letzten Principien derselben. Man bestreitet überhaupt die Möglichkeit der Philosophie, die Mögligkeit der Metaphysik, die Möglichkeit der Wahrheitserkenntniß. „Skepticismus gegenüber dem Erkennen, Materialismus der Naturansicht, Mechanismus im Staats- und Gesellschaftsleben" ist das Geständniß des Wortführers dieser Philosophie [1]).

Derselbe sagt freilich zum eigenen Troste, das sei nur „der erste Eindruck", der möge allerdings „zum Zweifel an der ganzen Bewegung fortreißen"; aber es sei „dem Forscher zu verdenken, wenn nicht eindringende Erwägung jenen Eindruck überwindet". Wir sagen, das ist die Selbsttäuschung des Schwindsüchtigen, der, die Symptome seiner unheilbaren Krankheit verkennend, sich über das Elend seiner Lage mit dem nächsten Frühling tröstet, der sicherlich Besserung und Genesung bringen müsse. Wo soll es denn hinaus mit dieser Philosophie? Wir verkennen nicht das ernste Ringen nach Wahrheit, die Gründlichkeit der Arbeiten, die Genauigkeit der Einzelforschungen; aber man sage uns: wo liegen denn die eine Besserung der Gegenwart versprechenden Zukunftskeime? Welche der herrschenden Richtungen hat denn die Principien, die leistungsfähig, tragkräftig, umfassend, das Allgemeine wie das Einzelne beherrschend, durchführbar wären? Soll „die eindringende Erwägung" darin bestehen, daß man „die Irrungen mit ihrem Gefolge von Mißständen" bloß als „Begleiterscheinungen großer, thatsächlicher Umwälzungen" erklärt? Aber damit ist nichts erklärt, wenn man nicht einmal Einen festen, gesunden Punkt aufzeigen kann, der der Umwälzung Stand hielte. Die Lage unserer Philosophie ist keine Begleiterscheinung gesunder Regeneration; es ist die Philosophie in ihrer Selbstauflösung. Gerade weil wir „das Ringen der Menschheit nach den höchsten Gütern durch innewohnende Gesetze geleitet" halten, gerade darum müssen wir uns einer Entwickelung der Dinge entgegensetzen, wo eben keine Gesetze mehr gelten, als die Gesetze der Auflösung, wo alles ein wirres Chaos und der Willkür der Einzelnen verfallen ist. Dem Unterfangen, das Verkehrte in der gegenwärtigen Richtung der Philosophie als verkehrt zu beurtheilen, braucht nicht gleich „Unglaube an die Gegenwart des Göttlichen in der Geschichte" zu Grunde zu liegen. Es gibt ja freilich vieles in der Geschichte, was beides „geist- und gottverlassen" ist, obwohl Gott die Welt regiert. Aber wo ist denn das „Göttliche" in dieser Geschichte der philosophischen

[1]) Eucken a. a. O. S. 50.

Gegenwart, das ihr die Zukunft verbürgte? Die Modernen fragen[1]), was „man gegenüber allen neu einbrechenden Aufgaben, gegenüber der welterschütternden Krisis mit Thomas anfangen wolle?“ „Für den ersten Eindruck“ ist diese Frage am Platze; aber mit viel mehr Recht richten wir an den „eindringenden Forscher“ die Frage: was will all' diesen Aufgaben und dieser Krisis gegenüber die moderne Philosophie anfangen? Ist sie nicht selbst eine problematische Frage der Gegenwart? Es wäre doch mehr als naiver Optimismus, die Lösung der Fragen der Gegenwart von unserer deutschen Philosophie auch nur einen Augenblick erhoffen zu wollen. Wir erkennen die Rührigkeit und Emsigkeit des philosophischen Arbeitens der Gegenwart an; aber sie hat etwas an sich von der Unruhe des Fieberkranken, der seine Kraft in wirrer Geschäftigkeit verzehrt, wenn ihm nicht noch rechtzeitig das Heilmittel zur Gesundheit geboten wird. Einer Philosophie gegenüber, die mit so viel Kühnheit und so einseitiger Kenntniß über den h. Thomas urtheilt, ist es nicht nur erlaubt, sondern geradezu nothwendig, daß man ohne Ziererei sie auf ihre eigene Jammergestalt verweise. Ob die Philosophie, welche einem langen Zeitalter nicht nur als höchste Weisheit galt, sondern ihm auch sein ganzes Gepräge aufdrückte und auf's tiefste in die Gestaltung der Wissenschaften und des Lebens eingriff, auch heute noch vielleicht von theoretischer und praktischer Wichtigkeit sein könne, ist doch viel weniger fraglich und viel wahrscheinlicher, als daß diese moderne Philosophie, die noch nicht ein Mal sich selbst zu consolidiren und zur Klarheit über sich selbst zu kommen vermochte, die als nichts andres, denn als ein wirres „Chaos“ sich darstellt, zur Lösung der großen Fragen der Gegenwart berufen sei und der Leitstern der Zukunft sein könne.

Wir sind nicht so beschränkt, daß wir die Irrungen unserer modernen Philosophie „bloßem Vorwitz, Muthwillen, ja Bosheit der Einzelnen“ entsprungen hielten, oder daß wir ihre Leistungen „in allem und jedem Sinne schlechthin für verfehlt, für vernunftwidrig erklären“ möchten, — ihre Irrungen werden ganz gewiß dem Sieg der Wahrheit zu gute kommen, und von ihren Leistungen soll keine einzige, echte, erprobte, goldhaltige verloren gehen; aber sind deswegen die Irrungen keine Irrungen? Sollten wir um der einzelnen Leistungen willen die Principien gutheißen? Wie aus falschen Prämissen manchmal per accidens ein richtiger Schluß folgt, so verhält es sich mit den vereinzelten Leistungen unserer Philosophie. Es würde thöricht sein, um des zufällig richtigen Ergebnisses willen auch falsche Prämissen in den Kauf zu

[1]) S. 48.

nehmen; so lassen wir uns auch nicht durch die tüchtigen Leistungen einzelner der modernen Philosophen für ihre Principien und für's Ganze gefangen nehmen.

Sollen wir aber die bleibende Bedeutung der modernen Philosophie für den Fortschritt in der Zukunft namhaft machen, so sind wir weit entfernt, ihr nur etwa die negative Bedeutung beizulegen, daß sie als Exempel dienen könne, wie sehr die Philosophie in Verwirrung gerathe, wenn sie mit dem Denken der ganzen Vorzeit breche; vielmehr legen wir ihr eine wichtige, positive Bedeutung bei. Die aristotelisch-thomistische Philosophie, wie sie im Mittelalter zu Tage trat, ist allerdings die reifste und großartigste Frucht der frühern Geistesentwickelung der europäischen Menschheit; wir stehen nicht an, zu sagen, daß die ganze Philosophie von Thales an in Thomas ihren Gipfelpunkt erreichte und darum ihren vorläufigen Abschluß fand. Aber vollkommen vollendet und so abgeschlossen ist die Philosophie darum nicht, daß kein weiterer Fortschritt, kein Wachsthum mehr möglich wäre. Das ist damit nicht behauptet. Wenn von Wiedereinführung der thomistischen Philosophie die Rede ist, so ist am wenigsten eine unfruchtbare Repristination gemeint, kein Zurückschrauben der Philosophie auf den Standpunkt des XIII. Jahrhunderts, keine geistlose Beschäftigung mit einem Petrefact. Als das möchte man zwar gern die Sache darstellen und in Mißcredit bringen; aber es wird nicht möglich sein, durch solche Schreckmittel den Gang der Dinge aufzuhalten; denn es handelt sich um eine gesunde Wiederanknüpfung und um lebendige Weiterentwicklung eines lebensfähigen Organismus.

Die Mängel der mittelalterlichen Cultur und die Unentwickeltheit der Einzelwissenschaften, besonders der Naturwissenschaften, wofür weder die damalige Philosophie überhaupt, noch der h. Thomas speciell verantwortlich gemacht werden können, brachten es freilich mit sich, daß die thomistische Philosophie im spätern Mittelalter keine weitere allseitige Ausbildung und Fortentwickelung mehr finden konnte; daß also ein Wachsthum derselben nicht mehr statt hatte. Die natürliche Folge blieb nicht aus. Wo das Wachsthum durch äußere Umstände gehindert ist, da tritt immer Stillstand und Rückbildung, ja Mißbildung ein. Dies ist die Ursache, warum in der Scholastik der Nominalismus, diese Mißbildung derselben, eine ungebührliche Geltung, zumal in Deutschland, gewann. Mit ihm griff eine leichtfertige Art des Gebrauchs der Philosophie zu bloß dialectischen Kunststücken um sich. Man vergeudete die Kraft logischen Denkens in eiteln, spitzfindigen Klopffechtereien, die mehr den Scharfsinn zu zeigen als der Wahrheit zu dienen geeignet waren.

Der doctor invincibilis Occam that alles, was gethan werden konnte, die Philoſophie zu einem hohlen Spiel der Logik herabzuwürdigen, womit alles bewieſen und alles beſtritten werden konnte. Die Folge war dann weiter, daß die ſcholaſtiſchen Begriffe immer mehr entleert und entwerthet wurden, und daß man mit dieſen Begriffen, wie mit Münzen rechnete, ohne ihren eigentlichen Werth und ihre Bedeutung mehr zu kennen und zu verſtehen. Ernſtere Geiſter mußten allerdings dieſes Spieles überdrüſſig werden, und ſo gerieth die Scholaſtik in Verachtung und Mißcredit. Als nun die neue Zeit der großen Entdeckungen auf dem Gebiete der Natur anbrach, war die vorhandene nominaliſtiſche Scholaſtik, welche man ganz fälſchlich ſchlechthin Ariſtotelismus nannte, nicht im Stande, ſich als lebendige Geiſtesmacht zu erweiſen; denn die Kenntniß und das lebendige Verſtändniß der echten Scholaſtik, wie ſie im Thomas repräſentirt war, fehlte zumal in Deutſchland, wo die Wirren der Religionsumwälzung die Hauptſtätten ihrer Pflege, die Klöſter, vom Boden wegfegte. Nur ihre Trümmer hafteten noch im allgemeinen Bewußtſein und in der traditionell gewordenen Denkweiſe.

Das philoſophiſche Denken mußte alſo in der That und aus gutem Grunde ſeine Arbeit neu beginnen, wenn wieder eine lebendige, der Dinge mächtige und leiſtungsfähige Philoſophie erzeugt werden ſollte. Daher hat denn die Neuzeit eine überraſchende Aehnlichkeit mit den erſten Anfängen des Philoſophirens, nämlich mit der griechiſchen, vorariſtoteliſchen Philoſophie. Für jede der damaligen Richtungen kann in der Neuzeit ihr Pendant gefunden werden. Die Hylozoiſten, die Materialiſten, die Moniſten, die Idealiſten, die Skeptiker ſind da und dort zu finden, nur daß die Modernen mit den reichern Mitteln moderner Kenntniſſe und Cultur arbeiten, während den Alten bloß primitives und elementares Wiſſen zu Gebote ſtand.

Aus dieſem Gewirr manchfaltigſter philoſophiſcher Denkart ging endlich in der alten Zeit als reifer Abſchluß antiken Denkens Ariſtoteles hervor, alles was an echter Weisheit und gediegenen Gedanken erzeugt war, zu einem großartigen Syſtem verarbeitend, und dadurch zu ſeinem Rechte bringend. So bildet er den Höhepunkt, der nicht bloß den Ertrag der Frühern zuſammenfaßte, ſondern auch Principien aufſtellte, die einer weiteren Entwickelung und eines Ausbaues in ſpätern Jahrhunderten noch fähig waren. Und dieſen Ausbau hat ſeine Philoſophie durch die Ideen des Chriſtenthums eben in Thomas von Aquino gefunden, und konnte dieſe Vertiefung nur durch dieſe Ideen finden.

Wie ſtellt ſich nun die Parallele der modernen Zeit? Ihr Gewinn iſt, daß wir wieder eine *lebendige* Philoſophie haben, kein ſtarres, abgenutztes nominaliſtiſches Begriffsſyſtem wie im Ausgang des Mittelalters. Die

Philosophie, trotz dem Gewirr ihrer Richtungen oder eben dadurch, zeigt einen lebendigen Fluß ihrer Ideen, ein lebendiges Interesse an der Lösung der Fragen, die allzeit den Menschengeist beschäftigt haben, eine lebendige philosophische Kraft der Behandlung, einen lebendigen Eifer und Drang nach gründlicher Erkenntniß der Dinge. Das ist die hohe und nicht gering zu schätzende Bedeutung der Entwickelung des modernen Geisteslebens; in diesen lebendigen Arbeiten besteht der alleinige Werth, aber nicht in den dadurch zu Tage geförderten philosophischen Systemen. Aber soll dieses Leben auch Gestalt gewinnen und Frucht schaffen, soll die lebendige Kraft sich nicht zersplittern, dann muß sie sich concentriren auf einem festen Fundament. Wie die Mannichfaltigkeit der lebendigen Gedankenarbeit des Alterthums sich in Aristoteles concentrirte, und die des Mittelalters im h. Thomas, dem Aristoteles des Mittelalters, so wird die Neuzeit sich auch concentriren müssen auf demselben Fundament eines wieder lebendig und beweglich gewordenen aristotelisch-thomistischen Denkens. Thomas ist reicher, schärfer, entwickelter als der alte Aristoteles, obgleich er ihn zum Fundament seines Philosophirens hat, weil sein Geist durch die Ideen des Christenthums vertieft worden war; reicher und umfassender wird auch der neue Thomismus sein, als der mittelalterliche, weil ihm nun alle die Schätze modernen Naturerkennens zu gute kommen. Gerade so verkehrt als es ist, zu sagen, Thomas habe nur den alten Aristoteles repristinirt, so verkehrt ist daher die Meinung, es handele sich jetzt um eine bloße Repristination des alten Thomas [1]); es handelt sich um einen lebendigen Thomismus, eine lebendige, fruchtbringende Verbindung seiner Philosophie mit dem Ertrag des Denkens und der naturwissenschaftlichen Mittel der Neuzeit.

So allein nun wird die Philosophie der Neuzeit wieder in den welthistorischen Gang der menschlichen Geistesentwicklung einmünden, von dem sie sich bei Beginn der Neuzeit losgerissen hat. So können wir den Sinn und Zweck des Losreißens verstehen, und in diesem Sinne können wir den Bruch mit der Vergangenheit für eine geschichtliche

[1]) In Bezug darauf sagt Leo XIII. in seiner Ansprache an die katholischen Gelehrten vom 7. März 1880: „Es heißt nun aber, Wir wollten dadurch, daß Wir die Lehre des h. Thomas und der Scholastiker wieder zu Ehren kommen lassen, die Welt auf die wenig entwickelte Bildungsstufe vergangener Zeiten zurückzerren, weil Wir die Reife und Vorgeschrittenheit unseres Jahrhunderts verschmähten; — was thun Wir denn aber? Wir stellen einen Mann als Vorbild hin, an dem es am besten erhellt, wie weit Kraft und Weisheit es bringen kann. Werden denn in ganz ähnlicher Weise die dem Studium Obliegenden nicht nur nicht behindert, im Gegentheil vielmehr gefördert, wenn ihnen die Lehrer und Meister des Alterthums zur Nachahmung empfohlen werden?" (S. ‚Germania' 13. März, Beilage, 1880.)

Nothwendigkeit halten: er mußte eintreten, damit wir Deutſche wieder zu einer lebendigen Philoſophie kämen und damit eine weitere Entwickelung der im Mittelalter beſtehenden angebahnt werde. Aber der Bruch iſt nicht Selbſtzweck, ſondern nur Mittel zum Zweck; darum darf er nicht beſtehen bleiben für alle Zeit, ſondern muß wieder geheilt werden, wenn der Zweck, um deſſentwillen er eintrat, erreicht iſt.

Oder hätte es für die Gegenwart keinen Werth, wieder mit der Vergangenheit in lebendige und feſte Verbindung zu kommen? Was iſt uns jetzt die Vergangenheit der Philoſophie? Wir ſuchen nur ihren Entwickelungsgang zu begreifen; aber wir glauben nichts Poſitives mehr aus ihr lernen zu können. Wir ſehen als die Klügern auf jene alten, ſo primitiv Denkenden meiſt etwas vornehm herab, und die großen Heroen des Geiſtes müſſen ſich gefallen laſſen, daß ihr Lob geſungen wird in einem Tone, durch welchen immer das Bedauern durchklingt, daß jene ſtrebſamen Männer leider „unſern Kant“ noch nicht gekannt haben und darum gerade in den wichtigſten Fragen des Denkens gänzlich im Dunkel geirrt hätten. Die Alten werden ſtudirt als Material für das eigene specimen eruditionis; aber es iſt allgemein herrſchende Anſicht, daß man eigentlich philoſophiren nur von Kant lernen könne. Iſt es doch dahin gekommen, daß man jedes philoſophiſche Erzeugniß daraufhin prüft, wie oft Kant und wieder Kant darin citirt iſt. Daher kommt man aber auch nicht mehr vom Fleck. Die Entwickelung droht ſchon wieder zu erlöſchen, weil ſie in's Stocken gerathen iſt; und dieſe Stockung kommt daher, weil man ſich immer nur im Kreiſe um Kant herumdreht, und doch weder eine neue, kantiſche, Logik, noch eine neue, kantiſche, Erkenntnißtheorie, noch ſonſt eine andere philoſophiſche Disciplin nach ſtreng kantiſchen Principien neu ausarbeiten und fertigſtellen kann, ſondern immer nur daran herum arbeitet. Denn die eigentlichen Nachfolger Kant's, Fichte, Schelling, Hegel, oder die, welche es ſein wollen, Schopenhauer und ſeine Schule, hat man ja als den wahren kantiſchen Principien nicht entſprechend zurückgewieſen. Sollen wir nun noch die weitern Verſuche der „kritiſchen Philoſophie“ abwarten? Aber die zwei Jahrzehnte ſeit ihrem Entſtehen erweiſen hinlänglich ihre Unfruchtbarkeit. Lehrt alſo nicht die Erfahrung, wie gut und gerathen es wäre, wenn wir Deutſche aus unſerer kantiſchen Iſolirung heraustreten und begreifen wollten, daß — jenſeits der Berge auch noch philoſophiſch denkende Menſchen leben, von denen wir etwas lernen können?

Wie groß wäre ſchon der Gewinn für die Schulung des logiſchen, wiſſenſchaftlichen Denkens! Man pflegt Kant nicht bloß als Erneuerer der Logik zu preiſen, ſondern als den Begründer einer tiefſinnigern Logik, als die ariſtoteliſche ſei. Aber es muß leider bekannt werden, daß,

seit in Deutschland höhere Studien gepflegt werden, die Schulung im logischen Denken wohl niemals weniger gepflegt und spärlicher vorhanden war, trotz der Bemühungen eines Trendelenburg, als gerade in unserm Jahrhundert, und besonders in unserer Gegenwart. Das Studium der Logik liegt auf unsern Universitäten fast gänzlich danieder und ist von der Erkenntnißlehre verdrängt. Man vernachlässigt die Uebung im logischen Denken, und doch will heute jeder Specialforscher, der Geologe und Botaniker so gut wie der Physiologe, zugleich auch Naturphilosoph sein.

Man macht der alten Scholastik ihre vielen und feinen Distinctionen zum Vorwurf [1]). Aber seit man eben die philosophischen Angriffe nicht mehr nach ihrem verschiedenen Sinn und ihren verschiedenen Beziehungen zu distinguiren beliebt, ist auch auf philosophischem Gebiete eine solche babylonische Sprachverwirrung eingetreten, daß nicht zwei Philosophen denselben Sprachgebrauch haben; unter demselben Ausdruck versteht manchmal der Eine gerade das Gegentheil vom Andern. Die Gemeinsamkeit des philosophischen Sprachschatzes ist verloren gegangen. Jeder macht sich eine ihm speciell eigenthümliche Terminologie zurecht auf eigene Faust, wie sie zu seinem subjectiven System paßt, überträgt sogar seine individuellen Auslegungen der Termini dann auch auf andere Systeme und beklagt sich schließlich, wenn ihm dasselbe geschieht, und Andere seine Ausdrücke in anderm Sinne verstehen, als er sie gemeint haben will. Wie vieldeutig und in wie vielfachem Sinne gebraucht nur schon Kant seine gangbarsten Ausdrücke ganz promiscue, dem Leser es überlassend, den jeweiligen Sinn herauszufinden? Wie verschieden ist darum die Auffassung der wichtigsten Stellen seiner Kritik? Sollte das nicht ein Punkt sein, woran alle Interpretationskunst der Ausleger von Kant's Kritik der reinen Vernunft scheitern muß? Wie manche weitläufige Auseinandersetzung würde aber erspart, wenn jeder philosophische Schriftsteller seine Begriffe scharf unterscheiden und seinen Beweisgang in die strenge Form festgefügter Syllogismen zusammenfassen müßte? Die formale Schulung des Denkens durch die alte Scholastik wäre für unsere Zeit schon ein wundersames Heilmittel ihres zuchtlosen Denkens und formlosen Philosophirens. Wir fragen, wo denn mehr „subjectivistisches Gebahren" ist [2]), in der Scholastik, die gut distinguirt, oder in der nicht distinguirenden, und ganz speciell in der deutschen Philosophie? Wo geht es mehr „auf Kosten der Sache", nämlich der Erkenntniß der Wahrheit selbst, da oder dort? Quis .tulerit Gracchos de seditione querentes? So lange die Begriffe und Ausdrücke unserer modernen Systeme in allen Farben schillern, sich drehen und wenden,

[1]) Seite 19. — [2]) Seite 19.

drücken und biegen lassen wie Kautschuk, und so lange unsere Philosophen ihre Termini in drei-, vier- und mehrfachem Sinne brauchen, ohne ihre Leser darüber aufzuklären, oder sich selbst dessen bewußt zu sein, ist die Klage über die vielen, scharfen und feinen Distinctionen der Scholastiker übel angebracht und eher als ein Geständniß der eigenen Schwäche zu betrachten.

Daß wir aber jetzt wieder mit der welthistorischen philosophischen Geistesentwicklung in Zusammenhang kommen müssen, wenn wir weiter kommen wollen, das ahnen unsere Philosophietreibenden selbst. Was ist denn Trendelenburg's Versuch, den alten Aristoteles zu verwerthen, anders? Dieser Versuch ist zwar mißlungen, weil Trendelenburg nur eklektisch das und jenes Einzelne, nicht aber die Principien selbst zur Verwendung brachte. Viel bedeutender und fruchtbringender sind die aristotelischen Principien von Schelling in seiner letzten theosophischen Periode aufgenommen worden, nachdem er in den vier Jahrzehnten seines Schweigens zur Einsicht durchgedrungen war, daß die deutsche Philosophie sich verrannt habe und, um aus der Sackgasse herauszukommen, besserer Principien bedürfe, als der Idealismus mit seinen unbestimmten Begriffen des Ichs und des Absoluten bieten könne. Aber er benutzte die aristotelischen Principien doch eigentlich nur als Sprungbrett für seine Potenzenlehre, und konnte sich trotz seiner bessern Einsicht nicht von seinem Kant-Fichte'schen Idealismus ganz losmachen, weil er von Jugend auf zu innig mit dieser Richtung verwachsen war. Die vereinzelten Versuche, welche in den letzten Jahrzehnten gemacht wurden, auf Leibniz zurückzugreifen, um ihn zum Ausgangspunkt einer weitern Entwickelung deutscher Philosophie zu nehmen, bedeuten doch auch nur das aufdämmernde Bewußtsein, daß, wenn wir ein Mal zurückgreifen müssen, um vorwärts zu kommen, es nicht genügt, immer nur auf Kant zurückzugehen, sondern daß wir weiter zurück müssen. Und die Kantianer selbst? Die, welche nicht zum Positivismus fortschritten, werden auch über Kant hinausgetrieben, aber leider nur auf seinen Vormann Hume; und nun wird das Letzte ärger, denn das Erste war. Der Skepticismus bricht herein. Das ist ja, wie die Geschichte deutlich lehrt, das letzte Ende jedes einseitigen Idealismus. Der platonische Idealismus führte die antike Akademie allmälig zum Skepticismus; er thut es auch heute wieder mit unsern modernen „Akademikern"!

Wenn nun aber auch die unausweichliche Nothwendigkeit der Rückkehr in den großen Entwickelungsgang des philosophischen Denkens allmälig vielleicht dürfte zugestanden werden, so wird man sich doch gegen die Rückkehr zur aristotelisch-thomistischen Philosophie sträuben. Man wird fragen, ob und warum denn beides für identisch gehalten werde? Warum

man nicht lieber auf Plato zurückgreife oder auf die indische und buddhistische Weisheit, wofür Schopenhauer und Hartmann Propaganda machten? Was speciell gegen Aristoteles und Thomas eingewendet wird, um zu beweisen, daß sie für unsere moderne Zeit unbrauchbar seien, soll einer besondern Betrachtung vorbehalten sein; jetzt soll nur erörtert werden, worauf wir die Ansicht gründen, daß die Aufnahme der aristotelisch-thomistischen Philosophie einem Einmünden in den Fluß der welthistorischen Geistesentwickelung gleichkommt. Was nämlich die orientalische Welt für philosophisches Denken und Erkennen geleistet hat, gehört, selbst wenn es aus einer unserer Aera gleichen Zeit stammt, doch schon um seiner unwissenschaftlichen Form willen sozusagen noch dem präphilosophischen Denken der Menschheit an, wie denn diese Philosophien alle viel weniger die theoretische Tendenz des Welterkennens verfolgen, als vielmehr eine bloß praktische, religiöse oder moralische, die Erreichung eines Lebensideals zu ermöglichen. Was aber Plato anlangt, so ist der bleibende Ertrag seines Denkens schon hinlänglich in Aristoteles zu seinem Recht gekommen. Ein einseitiges Anknüpfen an ihn könnte nur einen modernen Neuplatonismus hervorbringen, und einen solchen besitzen wir bereits in Schelling's Philosophie der Offenbarung. Den Aristoteles aber zeichnet vor allen aus, daß er in seiner Logik und Metaphysik in der That eine für das philosophische Denken der Menschheit unschätzbare und unverlierbare Arbeit geleistet hat, denn damit hat er dem philosophischen Denken ein festes, der menschlichen Vernunft principiell wenigstens entsprechendes Fundament gegeben, das wir trotz allen „Versuchen über den menschlichen Verstand" und aller „Kritik der Vernunft" doch noch nicht haben überschreiten können. Seine logischen und metaphysischen Schriften werden daher immer die Grundlage eines soliden wissenschaftlichen Denkens und philosophischen Speculirens bleiben, weil die menschliche Vernunft nach allen Irrfahrten in ihnen doch eben immer wieder ihr eigenes Wesen am klarsten erkennt und ihre Operationen in die ihr natürlichen Gesetze gefaßt und bestimmt begrenzt findet. Nicht, daß des Aristoteles Logik und Metaphysik ohne Fehl und Mangel und keiner Verbesserungen, Berichtigungen und Vervollkommnung benöthigt wären; dies ist so wenig der Fall, wie bei seiner Psychologie oder Physik oder Ethik. Die Scholastiker, und der h. Thomas zumal, haben es an solchen Berichtigungen und Vervollkommnung in keiner Weise fehlen lassen und an den erheblichsten Punkten ihn nicht nur verbessert, sondern weiter entwickelt; aber gleichwohl haben sie so gut wie die Araber und Juden sofort erkannt, daß der menschliche Geist kein ihm entsprechenderes Organon seines wissenschaftlichen Denkens sich zu bilden vermöge, als diese Logik und diese Metaphysik. Daß aber das Alterthum selbst seine

Philosophie nicht weiter zu bilden im Stande war, hat seinen Grund darin, daß erst von einem neuen und höhern Standpunkt aus diese Fortbildung geschehen konnte. Erst als das Christenthum eine neue Sphäre des Lebens erschlossen und einen neuen Ideenkreis von tiefster und umfassendster Bedeutung eröffnet hatte, konnte diese Vervollkommnung eintreten, wie auch dann erst des Aristoteles Arbeiten ihre rechte Verwerthung, und seine Principien ihre allseitige Anwendung finden konnten. Hatte die christliche Speculation durch den h. Augustinus sich zur großartigen, ihres Gegensatzes und ihrer Ueberlegenheit über die antike sich bewußten Weltanschauung entfaltet, so dauerte es doch noch viele Jahrhunderte, bis sich eine besondere, wissenschaftliche Philosophie ausschied, die, ihr selbständiges Gebiet einnehmend, doch den höchsten Ideen des Christenthums dienstbar war. Dies geschah in prägnanter Weise eben durch den h. Thomas von Aquino. Und dies war eben nur möglich, indem er die aristotelische Philosophie so vervollkommnete, wie es die neue, höhere, christliche Geistesentwickelung erforderte. Daß er aber ein dem Aristoteles congenialer Geist war, befähigt und berufen, solche Vervollkommnung auszuführen, das hat er mit der That bewiesen, indem seine Aenderungen und Abweichungen wirkliche Verbesserungen sind, deren keine gegen die Principien aristotelischen Denkens verstößt, keine einen Widerspruch im System begründet, jede vielmehr ebenso von Scharfsinn wie von Besonnenheit zeugt.

Das philosophische Denken bildet aber nur einen Theil der fortschreitenden menschlichen Geistesentwicklung. Das religiöse Leben und Denken, der religiöse Geist, ist und bleibt immer der wichtigste und durchgreifendste Factor derselben. Unsere heutige Zeit, so feindlich sie sich großentheils diesem Factor entgegenstellt, ruht doch im Großen und Ganzen immer noch mit ihrer ganzen Denkweise, mit ihrer Geistesbildung und Cultur auf dem Christenthum; es ist immer noch die höchste Geistesblüthe der Menschheit. Die moderne, irreligiöse und antichristliche Denkweise hat zwar sich ihren selbständigen Bestand neben der christlichen errungen; aber trotz ihrer energischsten Angriffe auf Religion und Christenthum hat sie die christliche Geistesbildung noch nicht überwältigt, wie oft sie auch schon das Christenthum für besiegt und todt erklärt hat. Wer also wirklich im Fluß der sich über die Jahrhunderte und Jahrtausende erstreckenden Geistesentwicklung bleiben will, kann und darf nicht eine den christlichen Geistesfactor ignorirende oder ihm feindlich gesinnte Richtung wählen, selbst wenn er das Christenthum noch nicht als die Wahrheit und als das Göttliche in der Welt anzuerkennen vermöchte. Und das ist der letzte, höchste und allgemeinste Grund, warum die Philosophie, wenn sie aus ihrer Isolirung wieder in die große Entwickelung

einmünden will, nicht zum antiken Aristoteles, sondern zum christlichen, d. h. zum h. Thomas, sich wenden muß. In ihm ist der reife Ertrag sowohl des Alterthums wie des Mittelalters zu finden. Eben darum aber bildet seine Philosophie zugleich das fruchtbare Samenkorn, das auf dem Boden der Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit und ihres reichen Naturwissens auch eine neue Blüthe der Philosophie an's Licht fördern und gesunde Früchte derselben reifen kann.

Wahrlich, es sind nicht niedrige, kleinliche, beschränkte Motive, welche den Wächter des religiösen Geisteslebens der Menschheit veranlaßt haben, den h. Thomas unserer Zeit und unserer Philosophie anzuempfehlen. Diese That ist der hohen Warte, auf welcher er steht, angemessen und würdig; und es gilt nur, von hohen und umfassenden Gesichtspunkten aus die Sache zu erfassen, um engherziges und kleinliches Mißtrauen fahren zu lassen und die Bedeutung dieser heilsamen Maßregel zu würdigen.

2. Die Cultur der Neuzeit.

Aber die deutsche Philosophie glaubt nicht bloß im eigenen Interesse sich gegen die Philosophie des h. Thomas wehren zu müssen, sondern sieht in der Erneuerung derselben eine Kriegserklärung gegen die ganze Cultur der Neuzeit [1]), sie fürchtet Gefahr für deren Bestand und stellt, als ihre rechtmäßige Beschützerin, sich für dieselbe in die Schranken. Ehe wir jedoch erwägen, was man vom Standpunkt der modernen Cultur gegen den h. Thomas vorzubringen hat, müssen wir diese Cultur selbst in's Auge fassen, um uns darüber Klarheit zu verschaffen, ob sie denn in so gesunden Bahnen wandelt, daß sie keiner Heilung bedürfe oder von dorther wenigstens keine zu erwarten brauchte. Die Widerlegung jener Einwendungen wird uns dadurch bedeutend erleichtert.

Während die Philosophie der Neuzeit schließlich beinahe ein specifisch deutsches Gepräge angenommen hat, und in ihrer deutschen, kantischen Form sich jetzt auf's neue auch in Italien, Frankreich, England, ja sogar in Spanien geltend zu machen sucht, gilt dies nicht so von der Cultur der Neuzeit. Ihr Gepräge ist einerseits universeller, nnd anderseits sind ihre nationalen Modificationen ihrer Natur gemäß manchfaltiger.

Verständigen wir uns zunächst über das, was wir unter dem Begriff der Cultur zusammenzufassen gewohnt sind. Heißen wir die Ordnung

---

[1]) Seite 1.

und den menſchenwürdigen Beſtand des häuslichen, bürgerlichen und religiöſen Lebens im Allgemeinen Civiliſation, und betrachten wir Familie, Staat und Religionsgemeinſchaft oder Kirche als die drei Hauptformen, in welchen das menſchenwürdige, ſittliche Leben und Daſein unſeres Geſchlechtes gefaßt iſt; ſchätzen wir ſie demgemäß als die drei höchſten, ſittlichen Güter des ſocialen Lebens, — ſo werden wir Cultur alles das nennen, was durch Bearbeitung und Zurichtung der Naturerzeugniſſe zur Erhaltung, Bereicherung, Verſchönerung und Vervollkommnung jener drei Formen des ſocialſittlichen Lebens und ſeiner Ordnungen dient. Die Cultur hat ihren Ausgangspunkt, wie ſchon ihr Name kundgibt, von der Bebauung des Bodens, und erhebt ſich ſtufenweiſe zu Handwerken und Gewerben, Handel und Induſtrie bis zur Höhe der Künſte und Wiſſenſchaften. Weil nun alle dieſe Thätigkeiten, vom Ackerbau bis zu den höchſten wiſſenſchaftlichen, durchaus nur zur Vervollkommnung des Menſchenlebens und ſeiner Gemeinſchaftsformen dienen, ſo ſtehen die verſchiedenen Cultur-Elemente auch mit den einzelnen Gemeinſchaftsformen des Lebens in beſonderer Verbindung: der Ackerbau mit dem häuslichen Leben, das Gewerbe mit dem bürgerlichen, die Künſte und Wiſſenſchaften mit dem religiöſen. Weil ferner Familie, Staat, Kirche ſelbſt auf's engſte mit einander zuſammenhängen, ſo kommen auch alle Cultur-Elemente allen ſocialen Lebensformen zu gute, indem, was einem Gebiete frommt, auch den andern förderlich iſt. Zweck und Aufgabe der Cultur iſt alſo weſentlich die, dem ſocialen Leben und ſeinen Gemeinſchaftsformen zu dienen. Die Cultur iſt um des ſocialen Lebens willen da, und nicht das Leben um der Cultur willen. Dieſe, der Natur der Sache, der Entſtehung der Cultur und ihrer Aufgabe entſprechende Stellung derſelben zum Leben muß in jeder Weiſe gewahrt bleiben, wenn die Cultur und das Leben geſund ſich entwickeln ſollen. Jede andere Stellung der Cultur zum ſocialen Leben bedroht beide mit Schädigung und Gefahr für ihren Beſtand.

Die moderne Weltanſchauung hat nun aber gerade das Verhältniß beider umgekehrt. Nicht bloß die Philoſophen erklären theoretiſch als Aufgabe, Zweck und Ziel der Geſchichte und der Menſchheits-Entwickelung: die möglichſte Ausbildung und Erhöhung der Cultur, ſondern auch thatſächlich nehmen die Culturbeſtrebungen im praktiſchen Leben der Neuzeit den erſten und höchſten Platz ein. Alles, das ganze Leben und Streben, Ringen und Schaffen der Menſchen ſoll nur und ſchlechthin der Cultur und Culturerzeugung dienen. Sie gilt als das höchſte, erſtrebenswertheſte Gut, durch deſſen Beſitz der Menſch eigentlich erſt Menſch iſt und ſich über das thieriſche Daſein erhebt; Cultur haben, heißt Menſch ſein. Familie, Staat, Religion ſoll gänzlich in ihren Dienſt geſtellt werden,

denn es gibt nichts Höheres, als Cultur. Das ist so sehr allgemein gültige Anschauung der leitenden Kreise geworden, daß eine andere Ansicht vom Leben zu haben als eine Beleidigung des Zeitgeistes empfunden wird und kaum auf Verständniß rechnen darf.

Aber dieses Emporschrauben der Cultur zum höchsten Lebenszweck, diese Verkehrung der natürlichen Stellung der Cultur zum Leben, hat die bedenklichsten Folgen, welche auch nicht ausgeblieben sind. Dies ist der innerste Grund unserer socialen Mißstände; denn das Mittel zum Zweck zu machen und den Zweck zum Mittel herabzusetzen, kann nicht ohne den größten Schaden für den Bestand der menschlichen Gesellschaft geschehen, zumal, da es doch im Grund ein unerreichbares Phantom ist, dem man nachjagt. Nach möglichst hoher Cultur streben heißt eigentlich nichts anderes, als nach möglichst vielen, manchfaltigen und vollkommenen Mitteln trachten, durch welche der höchste Lebensgenuß erzielt wird. Schließlich muß also doch die Cultur dem Leben dienen und seinem Genuß. Aber das Verkehrte ist nun das, daß die modernen Menschen ihr ganzes Leben und alle ihre Kräfte auf dieses Ziel setzen: sich möglichst viele, manchfaltige und vollkommene Mittel des Lebensgenusses zu verschaffen. Sie verzehren ihr Leben und ihre Kräfte, die eigenen und die ihrer Mitmenschen, die geistigen und die körperlichen, im Streben nach diesen Mitteln. Somit ist das Reichwerden ihr Lebenszweck und Lebensziel geworden, dem alles Andere untergeordnet, ja aufgeopfert wird. Der Culturgötze, den unsere Philosophen nicht minder wie unsere Industriellen anbeten, hat dieses fieberhafte Haschen und Jagen nach Reichthümern in unserer Zeit erzeugt, diese auri sacra fames, diese nur auf's Materielle gerichtete Gesinnung, dieses entsetzliche industrielle Ausbeutungssystem, die kolossalen Reichthümer glücklicher Besitzer und diesen gähnenden Abgrund des Elends hungernder Arbeiter, diesen sinnlosen Luxus der Einen und den grimmigen Neid der Andern. Reichsein heißt Bildung und Cultur, die höchsten Lebensgüter haben. Wer sollte also nicht streben, reich zu werden? Es will doch Jeder seinen Lebenszweck erreichen; und Jeder will doch seinen Antheil am höchsten Gut, an der hochgefeierten Cultur des Lebens haben! Jeder muß daher trachten, seine materielle Lage zu verbessern, weil er nur dadurch seinem Lebenszweck um einen Schritt näher kommt. Wie leiden aber darunter die Millionen derer, die nicht Schritt halten können mit diesem hastigen Wettlauf nach Reichthum, die den Concurrenzkampf der modernen Culturproduction nicht aushalten können und in diesem Kampf um's Dasein den Kürzern ziehen!

Die ökonomische und moralische Zerrüttung des Familienlebens ist die Folge dieses Culturstrebens. Die Cultur dient nicht mehr zur Er-

haltung und Verschönerung eines friedlichen Familienlebens, sondern alle einzelnen Familienglieder müssen bald möglichst der Cultur dienen. Der Familienvater, ob er Fürst oder Handwerker ist, sucht möglichst viel zu erwerben, um seinem Hause möglichst viel Culturmittel zu verschaffen; die Kinder können nicht genug lernen, um die unserm Culturstand nöthige Bildung zu bekommen. Die Familienbande lösen sich frühzeitig, weil alle Familienglieder möglichst bald auf eigene Faust ihren eigenen Antheil an unserer Cultur haben und genießen wollen oder zu suchen gezwungen sind.

Der moderne Staat ist aber ganz in den Dienst der Cultur getreten, und glaubt seinem Zweck und seiner Aufgabe nur als Culturstaat zu entsprechen. Statt daß die Cultur seine Interessen fördert, modelt er seine Interessen und Pflichten nach Culturzwecken und Culturrücksichten, und geräth damit auf Bahnen, die ihn einerseits in Abhängigkeit von den Capitalbesitzern bringen und anderseits unausweichlich zum Socialstaat führen. Sein eigentlicher Zweck aber, die rechtlich-sittliche Ordnung, tritt in den Hintergrund und kommt nicht zu seiner vollkommenen Geltung.

Religion und Kirche aber befinden sich in der übelsten Lage. Auch sie sollen sich, so lautet die Forderung, der Cultur zum Dienste unterordnen. Philosophen und Pseudotheologen arbeiten schon lange daran herum, wie das alte Christenthum zu einer veritabeln Culturreligion um- und ausgestaltet werden möge. Als ganz besonders geeignetes Versuchsobject dient dabei der moderne Protestantismus, als dieser Cultur stammverwandt. Man nennt dies: Cultur und Religion in Einklang bringen. Nicht wenige, und nicht die Einsichtslosesten, welche die Reformbedürftigkeit ihres Religionswesens und die Unzulänglichkeit ihres protestantischen Glaubenssystems erkannt haben, erwarten von der Cultur Heilung ihrer religiösen Schäden. Sie sind der Meinung, den Anforderungen und der Bildung unserer Cultur gegenüber könnten die alten Formen des christlichen Glaubens und Lebens nicht mehr aufrecht erhalten, sie müßten umgebildet, und dem Zeitgeist entsprechender gemacht werden. Sie sehen nur nicht ein, daß sie damit den letzten Rest des religiösen und christlichen Gehaltes, den sie noch besitzen, aufgeben. Daß aber die katholische Kirche sich nicht der Cultur beugt und sich nicht in ihren Dienst begibt, das hat ihr den Zorn und Haß aller Culturfanatiker zugezogen. Sie gilt als das einzige Hinderniß des Fortschrittes und Sieges der Culturbestrebungen und der Wohlfahrt der Menschheit. Ihre Verdrängung und gänzliche Ausrottung geschieht im Interesse der Cultur, des höchsten Gutes der modernen Menschheit. Nur daraus ist der Fanatismus des Hasses zu erklären. Katholischsein heißt in der Cultur zurückgeblieben sein und die wahren und höchsten Ziele der Menschheit

verkennen. Der Culturmensch, dessen Interessen ganz im Diesseits wurzeln und nur auf Verschönerung und Genuß des Weltlebens gehen, bedarf auch keiner Religion, die ihren Grund wie ihr Ziel im Jenseits hat; „die Pflege des Idealen", der Künste und Wissenschaften ersetzt ihm vollkommen die Religion; sein Gemüth reinigt und veredelt sich durch den Naturgenuß und ist beseligt im Culturbesitz. Somit ist die Religion überhaupt veraltet, und muß mit dem Fortschritt der Cultur allmälig verschwinden, denn das einzig Bleibende und Wachsende in der Geschichte ist die Cultur. So demonstriren unsere Philosophen, so predigen aufgeklärte Theologen, so leben die Leute von Welt und so denken schon halbwüchsige Gymnasiasten.

Was ist es denn aber mit dieser Cultur? Ihr wesentliches Fundament ist ein excessiver Industrialismus, der zur Steigerung der Cultur immer neue Bedürfnisse künstlich erfindet, um sie dann mit seinen Producten zu befriedigen, und der sich so in der Steigerung des Luxus in's Unendliche gefällt. Der größere Theil unserer Cultur dient nicht natürlichen und nöthigen oder nützlichen, das Leben wirklich fördernden Bedürfnissen, sondern rein künstlichen, vielfach eigentlich geist- und sinnlosen Moden, und nur eingebildeten Werthen und Größen. Daher das Unsichere, Schwankende, Unsolide dieses Industrialismus. Er erzeugt nicht mehr Cultur, sondern eine unnatürliche, darum moralisch verderbliche Hypercultur, die in sich selbst hohl ist. Dem entspricht denn auch das Gebahren dieser Industrieerzeugung: ihr System ist der ökonomische Individualismus, das Manchesterthum, die Ausbeutung der Arbeitskräfte durch den Kapitalismus. Ueber dieser Industrie erhebt sich dann eine ganz homogene Kunst, die, weil sie nicht mehr den ewigen Interessen des Geisteslebens zugewandt ist, sondern nur sich selbst zum Zweck hat, recht eigentlich allen höhern Halt und Gehalt verliert, und in den Dienst des materialistischen Culturluxus getreten ist. Das Sinken der Künste ist unleugbar. Die Musik steht im Dienste eines entarteten Theaters; die Poesie ist zum Roman herabgesunken; das Theater zur schnöden Volksbelustigung; die Malerei prostituirt sich durch ihren materialistischen Sinnencultus; die Architektur ahmt alle Stile nach ohne schöpferische Kraft, und der Plastik, welche nur die Villen reicher Banquiers zu schmücken hat, fehlen alle höhern und größern Motive. Die Cultur und Kunst der römischen Kaiserzeit, welche über alle die modernen technischen Erfindungen nicht verfügen konnte, steht doch thurmhoch über der des XIX. Jahrhunderts, was Geist und Kraft anlangt. Welche Besserung ist aber von den geistigen Einflüssen einer Wissenschaft zu erwarten, an deren Spitze eine so ihrer selbst nicht mächtige Philosophie steht, wie die unserer Zeit?

Was soll aber mit dieser Cultur geschehen? Soll sie etwa vom Erdboden vertilgt werden? Wären die „Anhänger des Alten" die Culturfeinde, als welche man sie verschreit? Mit Nichten. Es soll nur wieder allem seine rechte Stellung gegeben werden: den socialen Lebensgestaltungen und der Cultur. Freilich die Illusion, als ob die Cultur der letzte Zweck und das höchste Ziel der Menschheitsentwickelung und ihrer Geschichte sei, diese muß zerstört werden, weil sie eben eine bloße Illusion, und nicht Wahrheit ist. Aber wer auch die Cultur nicht zum Ideal alles Lebens und Strebens setzt, braucht sie doch nicht zu verachten, sondern vermag sie nach ihrem wahren und wirklichen Werth zu schätzen. Cultur ist gut als Mittel zum Zweck, aber nicht als Selbstzweck. Das höchste Gut des Lebens ist das Leben selbst, zunächst das Leben in seiner socialen Gestaltung als Familie, Staat, Kirche. Alle Cultur, welche diese drei Gesellschaftsformen des Menschenlebens erhält, fördert, vervollkommnet, ist gut und sehr gut, und arbeitet mit am Gedeihen und an der Vervollkommnung der Menschheit. Jede andere Culturarbeit aber ist überflüssig und wirkt darum verderblich. Unsere sittlichen Ideale dürfen nicht in einen unendlichen, ziellosen Culturfortschritt zerfließen, sondern müssen sich zu den wahren Menschheitszielen erheben, welche uns freilich nur durch das Christenthum geoffenbart sind, für welche darum die Verächter desselben kein Verständniß und keinen guten Willen haben, obwohl diese Ideale ganz der Natur unserer irdischen Dinge und zeitlichen Verhältnisse entsprechen. Nach den Principien des Christenthums ist Ideal und Ziel der Geschichte und der gesammten Geistesentwickelung ein Gottesreich, erbaut auf dem Fundamente der Familie, der Einzelfamilie, der Volksfamilie, der Menschheitsfamilie. Was der Einzelfamilie ihre gesunde, physisch-materielle und geistig-moralische Existenz, ihre Kraft und ihre Fortpflanzungsfähigkeit fördert und erleichtert; was die Volksfamilie veredelt, hebt und verschönert; was die Menschheitsfamilie einigt, ihre Gegensätze ausgleicht und zusammenhält, das alles ist erstrebenswerthe Cultur. Ueber dieser Lebensform erhebt sich als zweites integrirendes Element des Gottesreiches der Staat: die Institution des rechtlichen und sittlichen Lebens der Familie, Nation und Menschheit. Alles, was zur Entwickelung und Durchführung der Rechtsordnung, zur Befestigung des sittlichen Bestandes, zur Kräftigung und zum Schutz des Guten und Rechten, zur Unterdrückung des Bösen und Unrechtes dient, das ist echte, erstrebenswerthe Cultur. Aber über Familie und Staat steht dann noch die Kirche als eigenthümliches Organ und Werkzeug des Gottesreiches, das Menschenleben zu seinem höchsten Ziel und übernatürlichen Zwecke, zum Göttlichen und Ewigen erhebend; nicht der Schemen einer unsichtbaren, formlosen Geistesgemein-

schaft gleichdenkender und gleichgestimmter Seelen, kein bloßes, „unsichtbares Vernunftreich“ [1]), sondern der sichtbare Organismus einer concreten Institution, so concret wie Familie und Staat, voll geistiger Kraft und moralischer Hoheit und Würde, jedem Einzelnen, wie der gesammten Menschheit, der Familie, wie dem Staate die höchste Wahrheit, die geistigen Mittel zur sittlichen Vervollkommnung und Heiligkeit und die göttlichen Bedingungen zeitlicher Wohlfahrt und ewiger Seligkeit bietend. Was die Erhabenheit der Religion, die Heiligkeit ihres Cultus, die Verherrlichung der Wahrheit, die Verbreitung ihres göttlichen Lebens mehrt und fördert, das ist echte, erstrebenswerthe Cultur. Familie, Staat und Religion, das waren vom Anfang der Geschichte an die Grundpfeiler des Lebens; an ihnen hatte die Cultur ihren Halt und ihren Zweck, ihnen zu dienen, wurde sie ausgebildet. Der Familie, dem Staate und der Religion diente die Cultur des Alterthums, ihnen diente auch die des Mittelalters, warum sollte ihnen nicht auch die der Neuzeit dienen? Warum macht sie sich zum Selbstzweck? Warum zersetzt sie die Familienbande, überspannt den Staatsbegriff, vernichtet Religion und Kirche? Doch nur, weil sie sich in den Mittelpunkt gestellt hat, in welchen sie nicht gehört. Warum zerstört sie aber sich selbst, indem sie zur Hypercultur sich steigert, welche zuletzt in Barbarei umschlägt? Doch nur, weil sie, um höchster Lebenszweck zu sein, sich über ihre Natur aufblähen und über ihr Maß steigern muß.

Wenn nun aber die Philosophie des h. Thomas geeignet ist, den Dingen die rechte Ordnung anzuweisen; uns auf die Fehler unserer Anschauungen und unserer Bestrebungen aufmerksam zu machen, uns richtige Begriffe über Familie, Staat und Kirche, über Cultur und Leben, über Lebenszwecke und Lebensideale zu vermitteln, sollten wir das nicht im Interesse des Lebens und der Cultur selbst begrüßen? Oder womit wollen wir denn unserer verschrobenen Cultur, unsern sinkenden Künsten, unsern verwirrten Wissenschaften, unserm zerstörten Familienleben, unserm von Parteien zerrissenen Staatswesen, unserer abhanden gekommenen Religiosität, unserm von so vielen Uebeln bedrängten Jahrhundert aufhelfen? Muß die Besserung nicht von innen heraus geschehen, in der Gedankenwelt beginnen? Muß nicht eine wahre Metanoia, eine Umänderung der Denkweise und Gesinnung statthaben, wenn die Besserung des Lebens folgen soll? Muß sie nicht oben unter den wissenschaftlich Gebildeten, denen, welche berufen sind, das Volk zu belehren und zu leiten, das Beispiel zu geben, beginnen? Warum darf denn nun nicht einmal der Versuch gewagt werden, die Philosophie des h. Thomas in

[1]) Seite 20.

die Schulen einzuführen? Warum sucht man alle diese Bestrebungen von vornherein zu discreditiren und zu unterdrücken? Man beruft sich auf den Beweis des Geistes und der Kraft [1]); nun wohl, man gestatte den edelen Wettstreit! Man lasse auch diesem Geist und dieser Kraft Spielraum. Es tummeln sich so viele böse Geister und zerstörende Mächte im Leben, warum sollen diese allein das Feld behalten? Warum soll der Geist, welcher in frühern Zeiten so Großes und Gutes geschaffen und so kräftig gewirkt hat, allein ausgeschlossen sein? Es ist der Geist des Christenthums, der im h. Thomas waltet, und seine Beweise sind noch nicht ohne diesen Geist und ohne diese Kraft, welche immer nur Gutes wirkt.

3. Die Einwürfe gegen die Philosophie des h. Thomas.

Der Sprecher der modernen deutschen Philosophie ist ehrlich bemüht, kein zuvor „willkürlich entworfenes Zerrbild" zu bekämpfen, sondern den wahren und wirklichen Thomas. Er sucht deshalb dem Geist und Wesen, Streben und Philosophiren desselben so viel als möglich gerecht zu werden. Und in der That, wir erhalten ein angenehmeres Bild, als wir es gewohnt sind, wenn von dieser Seite her über Menschen und Dinge des Mittelalters geredet wird. Wenn an unsern Urtheilen allzeit etwas ist, das nicht von der Erkenntniß eingegeben ist, sondern vom Gemüth und Willen, wenn also unsere Urtheile vom Wohl- und Uebelwollen beeinflußt werden, so muß anerkannt werden, daß Herr Professor Eucken von keinem absichtlichen Uebelwollen in seinem Urtheil geleitet wird, vielmehr ist das absichtliche Streben deutlich zu erkennen, mit möglichstem Wohlwollen und mit philosophischer Unparteilichkeit und sachlicher Gründlichkeit das Urtheil zu fällen, das Gute hervorzuheben, das Mangelhafte zu entschuldigen und alles nach Zeit und Umständen billig zu werthen. Er will nicht zu denen gehören, deren „verworrene Meinung und leichtfertiges Urtheilen" dem Mittelalter so vieles beilegt, was der Wahrheit entbehrt.

Wenn nun aber trotzdem das Bild, das wir erhalten, verzeichnet, unähnlich und durchaus einseitig gehalten ist, so kommt es nicht vom übeln Willen des Zeichners her, sondern vielmehr vom Standpunkt, auf dem er steht, vom Gesichtswinkel, unter dem er die Gestalt erblickt, vom Dämmerlicht, in welchem er seine Zeichnung entwirft. Ein Haupthinderniß für das rechte Verständniß der Philosophie des h. Thomas liegt schon in der einseitigen, modern protestantischen Ansicht von der geistigen Entwickelung des Christenthums, welcher auch Herr Professor Eucken sich

[1]) Seite 52.

nicht entziehen kann; dann in der unrichtigen Auffassung der christlichen Lehre selbst, welche er nur in der dogmatischen Mißbildung des orthodoxen Protestantismus kennt. Natürlich, wer solche Ansichten vom Christenthum hat, dem ist der h. Thomas kein „lauterer Ausdruck" des Christenthums, dem scheint, daß „Thomas dem Christenthum keine besondere Congenialität entgegen gebracht habe" [1]). Ein solcher muß sich natürlich gegen eine Philosophie sträuben, welche solchen religiös-christlichen Charakter hat, wie die des h. Thomas. Wäre aber an dieser Meinung etwas Wahres, dann müßte auch gesagt werden, daß die Kirchenväter und übrigen Scholastiker dem Christenthum keine besondere Congenialität entgegegen gebracht hätten, und daß schließlich nur protestantische Denkart demselben congenial sei.

Was nun den ersten Mangel anlangt, so wird die Meinung [2]) ausgesprochen, daß die Neuzeit der Antike gegenüber das Besondere des Christenthums klarer erfaßt habe, als das Mittelalter. Wir leugnen nicht, daß die historische Forschung auf kirchenpolitischem Gebiete einen außerordentlichen Reichthum von Einzelheiten neu entdeckt hat, wodurch mancher dunkele Punkt der ältesten Zeit des Christenthums erhellt wird und auf eine Reihe von Beziehungen des Urchristenthums und seiner Entwickelung ein klareres Licht fällt, als das Mittelalter irgend haben konnte. Aber darüber ist der protestantischen Anschauung von der geistigen Entwickelung des Christenthums ein Wesentliches verloren gegangen, nämlich die Erkenntniß, daß die orginale Kraft des Geistes, die man doch für den ersten Ursprung des Christenthums noch zugesteht, auch in seiner Weiterentwickelung gestaltungskräftig gewirkt habe. Nach protestantischer Anschauung bildet das an geistigem Gehalt noch sehr dürftige Urchristenthum eigentlich nur den krystallinischen Ansatzpunkt, an welchen sich im Laufe der Zeit alle möglichen geistigen Bildungen, Philosophieen und Richtungen des Denkens mechanisch anhängten, deren Einflüssen das eigentlich Christliche des Christenthums passiv unterlag, die es nicht zu beherrschen und zu bewältigen, und in succum et sanguinem umzugestalten vermochte. Es ist ganz im Sinne dieser mechanischen Aggregationstheorie, wenn gesagt wird, erst die neuplatonischen Ideen hätten dem Christenthum „eine allbefassende Weltansicht gebracht" und dem Christenthum sei „so viel Neuplatonisches zugeflossen", daß man „bei einzelnen Richtungen fragen könne, ob nicht mehr das Christliche in den Neuplatonismus, als das Neuplatonische in das Christenthum eingetragen" sei [3]). Die ganze Entwickeluug des Christenthums und seiner Theologie stellt sich darum Herrn Professor Eucken nicht anders dar, als

[1]) Seite 25. — [2]) Seite 21. — [3]) Seite 5.

ſo, daß die Kirchenväter und Kirchenlehrer, der Eine das, der Andere jenes „eingetragen", „verbunden", „angefügt", „verknüpft", „zuſammengebracht", „zuſammengewoben", „zuſammengefügt" und „angegliedert" haben, und endlich Thomas auch noch den Ariſtoteles darin „verflochten" hat[1]). Von modern proteſtantiſchem Standpunkte aus ſieht ſich allerdings das vorproteſtantiſche Chriſtenthum nicht anders an, als wie ein ungeheuerliches Conglomerat heterogener Elemente ohne naturwüchſige Lebenskraft, ohne einheitliche Geiſtesmacht, ohne ein alles beherrſchendes, alles organiſch durchdringendes und plaſtiſch geſtaltendes Geiſtesprincip, weil eben im Proteſtantismus kein ſolches ſich geltend macht, und ihm darum der Blick und das Verſtändniß dafür fehlt. Aber die einfache Reflexion ſollte doch ſchon ſagen, daß dieſe Anſchauung verkehrt ſein muß. Denn wenn die Geſtaltung und Entwickelung des Chriſtenthums ſo mechaniſch vor ſich gegangen, wenn es allen Einflüſſen paſſiv und widerſtandslos unterlegen wäre, woher dann ſeine weltbeherrſchende Größe, die es in ſeinen erſten Zeiten nicht minder wie im Mittelalter geltend machte? Ein aus ſolchen Zuſammenflüſſen und Verſchmelzungen mechaniſch gebildetes Gefüge wäre gewiß nicht im Stande geweſen, das Angeſicht der Erde geiſtig und moraliſch zu erneuern, ſich als die ſtärkſte Geiſtesmacht gegenüber allen übrigen Weltmächten zu bewähren und uns Geiſtesſchätze zu hinterlaſſen, von denen heute ſelbſt ſeine Feinde noch zehren. Das Chriſtenthum iſt vielmehr von Anfang an und durch alle Jahrhunderte hindurch gleichmäßig eine ſo originale, geiſteskräftige, allen Welterſcheinungen überlegene Macht, daß es alles, was in ſeinen Bereich kommt, zuerſt gleichſam chemiſch zerſetzt, und dann erſt das ſeinem Organismus und deſſen Weſen Homogene ſich aſſimilirt, das Uebrige aber rein und energiſch ausſcheidet. So verfuhr es mit dem Platonismus und ſo verfuhr der h. Thomas mit dem antiken Ariſtoteles. Es iſt nicht ſo, daß für Thomas erſt die Frage geweſen wäre, ob das wiſſenſchaftliche Weltbild der ariſtoteliſchen Philoſophie ſich etwa der chriſtlichen Ueberzeugung „anfügen" laſſe[2]); er hat nicht den Ariſtoteles talis qualis in die chriſtliche Theologie und Philoſophie „hineingetragen". So mechaniſch würde etwa ein moderner Philoſoph verfahren, der keinen feſten Boden unter den Füßen hat, aber nicht der h. Thomas, der die übernatürlichen und univerſalen Principien des Chriſtenthums ſo klar durchſchaute und ſelbſt geiſtig von ihnen durchdrungen war. Es erging den altchriſtlichen und mittelalterlichen Denkern nicht, wie es dem Proteſtantismus unſerer Zeit ergeht, der jedwedem modernen, philoſophiſchen Syſtem wehrlos und rettungslos preisgegeben iſt, der heute den ganzen Hegel in ſich auf-

[1]) Seite 5, 6, 7, 13, 15, 16, 17, 18, 22, 23 u. ſ. w. — [2]) Seite 5.

nimmt, ohne ihn verdauen zu können, morgen sein Heil von einem andern System erwartet. Man muß sich hüten, zu wähnen, das wirkliche Christenthum habe die Art und Natur des Protestantismus, dem alles Mögliche „zufließt", und seine Entwicklung sei wie die des Protestantismus. Ob daher des Aristoteles Lehre sich in ein durch das Uebersinnliche beherrschtes System, wie das Christenthum ist, „gliedmäßig einfügen" lasse oder nicht, das kam gar nicht in Frage, denn Thomas wollte dem Christenthum keinen materiellen Zuwachs schaffen, wenn er sich der Philosophie des Aristoteles bediente. Es fragte sich für ihn nicht, ob materiell Aristoteles dem Christenthum „geistesverwandt" sei, und ob *er* mehr als Plato. Thomas wußte zu gut, daß dem Christenthum einerseits nichts Natürliches und anderseits auch alles, nämlich alles Wahre, geistesverwandt ist. Ob Aristoteles sich „gliedmäßig anfügen" lasse, wäre ihm nur dann in Frage gekommen, wenn er das Christenthum hätte verbessern, vervollkommnen, inhaltlich bereichern wollen, worauf etwa unser Zeitgeist ausgeht, aber nicht Thomas. Ihm war die aristotelische Philosophie gar nichts anderes, als ein technisches Werkzeug. Wenn er sich für das oder jenes auf Aristoteles beruft, so geschieht es nicht, um die christliche Wahrheit dadurch zu vermehren oder ihr eine neue Wahrheit „anzugliedern", sondern einfach um eine Wahrheit, weil schon von Aristoteles bewiesen und begründet, nicht erst von vorn untersuchen zu müssen, und das sind Wahrheiten, welche in keiner Weise den Inhalt des Christenthums beeinflussen, sondern nur die Art seiner Erkenntniß betreffen. Daß materiell in einzelnen Ideen Plato dem Christenthume „geistesverwandter" sei, als Aristoteles, ist dem h. Thomas sicherlich nicht entgangen, gleichwohl kann er aber Plato nicht so gebrauchen, wie jenen; denn er bedarf des Plato nicht, um das Christenthum irgend durch eine platonische Anschauung zu bereichern, oder um dasselbe sich durch ihn bestätigen oder aufklären zu lassen — dazu wäre ihm weder Plato noch Aristoteles Autorität genug — sondern seine Absicht ist, ein tüchtiges formales Werkzeug zu haben, um den Ideengehalt des in sich selbst gründenden und aus der Quelle der Offenbarung geschöpften Christenthums erkenntnißmäßig in philosophischer Weise darlegen zu können. Dazu braucht er keine neuen, hohen und tiefen Philosophieen, sondern eine solide, entwickelte Dialektik oder Logik und eine gründliche und sorgfältige Metaphysik, und diese fand er nicht bei Plato, sondern bei Aristoteles. Es erging ihm nicht, wie manchen Neueren es mit Schelling und Hegel erging, daß sie sich von diesen christliche Dogmen, z. B. die Trinität, vorconstruiren und demonstriren ließen und darauf hin diese Dogmen glaubwürdig fanden. Wenn Thomas solchen Gebrauch von der Philosophie hätte machen wollen, dann hätte er vielleicht zu

Plato gegriffen, aber er that es nicht, weil er nichts „zusammenfügen", „eintragen" und „verweben" wollte oder solches nothwendig gehabt hätte. Er brauchte keine philosophische Quelle, aus welcher er die christliche Wahrheit schöpfte, auch keine philosophische Norm, nach welcher er sie bemäße, sondern nur ein Werkzeug, durch welches ihm die philosophische Erkenntniß der christlichen Wahrheit erleichtert wurde. Dazu bedurfte er keines Systems, das in seinen einzelnen Lehren ohne alle Irrthümer wäre und mit den natürlichen und übernatürlichen Wahrheiten des Christenthums in durchgängigem Einklang gestanden hätte, sondern nur eines solchen, das auf gesunden, der menschlichen Vernunft entsprechenden Principien auf philosophisch richtiger Grundlage und nach philosophisch richtiger Methode erbaut war.

Es ist daher eine gänzlich schiefe Auffassung, wenn man glaubt[1]), Aristoteles habe dem h. Thomas „als bleibende Höhe", als „zeitloser Ausdruck aller Vernunfterkenntniß" gegolten. Thomas hat genau unterschieden zwischen dem, was zur geschichtlichen Lebensform und Eigenthümlichkeit des Heiden und Griechen Aristoteles gehört, und zwischen dem, was allgemein vernünftig ist, und hat scharf und sorgfältig alles, was jenen „Erdgeschmack" an sich trug, zurückgewiesen, widerlegt, verbessert, weil er aus Bibel und Vätern wohl wußte, daß kein Heide auf der „Höhe der Vernunfterkenntniß" stehe. Metaphysik, Physik und Ethik gelten ihm daher durchaus nicht für irrthumsfrei, aber er war auch im Stande, das zu schätzen, was Aristoteles vor allen andern Philosophen für die Philosophie geleistet hat in Bezug auf Logik und Dialektik und selbst Metaphysik. Daß hier wenigstens ein Stück zeitlosen Ausdruckes menschlicher Vernunftthätigkeit dargelegt sei, sollte denn doch nicht länger bezweifelt werden, wenn man erwägt, daß diese aristotelische Dialektik im Laufe aller folgenden Jahrhunderte bis auf unsere Zeit keine wesentliche und erhebliche Vervollkommnung hat finden können. Ehe man eine der menschlichen Vernunftthätigkeit besser entsprechende Logik erfunden hat, sollte man sich doch hüten, der aristotelischen skeptisch gegenüber zu treten. Es ist auch eine merkwürdige Thatsache, daß selbst der große Kritiker Kant, wenn er Logik zu lehren hatte, sich an die aristotelische anschloß, wie sie zu seiner Zeit üblich war, und nur seine kritischen Bemerkungen dazu machte; und warum haben alle, die sich bestrebten, eine neue Logik zu erfinden, von Ramus bis Stuart Mill, damit Fiasco gemacht? Was aber des Aristoteles Erkenntnißlehre und Metaphysik anlangt, so kann hier nicht der Ort sein, die Frage, wie weit der aristotelische Realismus der reine Ausdruck menschlicher Vernunft sei oder

[1]) Seite 13

nicht, zu entscheiden; aber vom historischen Gesichtspunkt aus muß doch wieder constatirt werden, daß weder der scholastische noch der moderne Nominalismus, noch der kantische Idealismus, noch der materialistische Sensualismus eine in sich geschlossene, allseitig durchgeführte, wissenschaftlich haltbare Darstellung des menschlichen Erkennens haben geben können, und daß somit durch die historische Erfahrung wenigstens negativ bewiesen ist, daß eine auf nicht realistischen Principien ruhende Philosophie eine wissenschaftlichere Erkenntnißtheorie zu leisten nicht besser befähigt ist. Ein besonnener Realismus im Geiste und Sinne des Aristoteles und Thomas läßt sich consequent durchführen, ohne mit irgend welchen Thatsachen der Erfahrung in Conflict zu gerathen, die Thatsachen müssen nur richtig verstanden und gedeutet werden; dagegen jede andere Theorie ist in sich selbst schon undurchführbar. Oder wo existirt denn eine solche andere? Nur der Hinweis auf eine wirklich vorhandene bessere könnte unser Urtheil widerlegen, so lange wird es wohl trotz allen Anfechtungen bestehen bleiben. Die kantische Instanz zieht dagegen nicht, eben weil ein rein und sauber durchgeführtes System der Erkenntnißlehre nach kantischen Principien noch gar nicht existirt, sondern immer noch in Vorbereitung ist, obwohl es seit hundert Jahren nicht am guten Willen und der Tendenz dazu gefehlt hat. Vom thomistischen Realismus speciell haben wir später noch zu reden.

Aber es ist auch historisch unrichtig, sowohl daß der h. Thomas zuerst es gewesen sei, der den Aristoteles mit der christlichen Weltanschauung in Beziehung gebracht habe, und der „diese Aufgabe" ergriffen habe, „das aristotelische Weltbild der christlichen Ueberzeugung anzufügen"[1]), als auch, daß er den Aristoteles gleichsam aus freiem Belieben nur um der Vollkommenheit seiner Philosophie willen vor den übrigen Philosophen bevorzugt, und daß er über den Aristoteles „anders als die meisten Kirchenväter gedacht" habe[2]). Denn seitdem es im Abendlande eigentliche Schulen wissenschaftlicher Art gab, also seit dem Ende des VI. Jahrhundert, wurde in denselben die Philosophie nach Aristoteles gelehrt, d. h. nach dem, was von ihm in lateinischen Uebersetzungen bekannt war. Die aristotelische Philosophie war schon, bevor der Einfluß der Araber sich im Abendlande geltend machte, die eigentliche Schulphilosophie der Christenheit. Ebenso war sie es im Orient, wo die Araber sie eben aus den Händen der Christen empfingen, nicht als todten Bücherschatz, sondern als lebendige, in den Schulen gepflegte Wissenschaft. Wenn nun auch die älteren Kirchenlehrer bei Behandlung der Theologie materiell mehr in der Weise Plato's philosophirten, so

[1]) Seite 5. — [2]) Seite 17.

hatten sie doch ihre Schule der Dialektik nach Aristoteles durchgemacht. Die Bekanntschaft mit dem ursprünglichen Aristoteles und mit seinen übrigen Schriften, welche die Araber und Juden dem Abendlande vermittelten, hat das Studium und den Gebrauch des Aristoteles nur gesteigert, erweitert und vervollkommnet, aber es kam nicht als etwas Neues auf.

Daß aber der h. Thomas ganz besonders auf Aristoteles hingewiesen war, ging viel mehr aus den Umständen der Zeit hervor, als aus seiner freien Wahl. Denn der Kampf der Araber und Juden gegen das Christenthum wurde mit solchen Waffen geführt, welche sie eben dem Aristoteles entlehnt hatten. Sie suchten aus ihm zu beweisen, daß die Grundlehren des Christenthums vernunftwidrig seien. Ihre Berufung auf Aristoteles würde aber wenig verfangen haben, wenn nicht auch den Christen bereits Aristoteles Autorität in philosophischen Dingen gewesen wäre. Es war also Aufgabe der christlichen Gelehrten, nachzuweisen, daß Aristoteles im Großen und Ganzen mit dem Christenthum in Einklang stehe, und daß in den Lehren, in welchen er demselben widerspreche, er mit seinen eigenen, wahren und rechtverstandenen Principien in Widerspruch gerathe. Eben damit wurde den arabischen Philosophen die mächtigste Waffe gegen das Christenthum aus den Händen gewunden. Diese Aufgabe stellte sich schon Albert der Große, und der h. Thomas schloß sich ihm darin an, indem er die Aufgabe vollendete. Diesen Zweck verfolgen seine Commentare und seine Summe contra gentiles. In seiner theologischen Summa verwerthete er dann eben diese Philosophie zur methodischen Darstellung und zum dialektischen Ausbau der speculativ-philosophischen Erkenntniß der christlichen Wahrheit. Von einer „Verschmelzung des aristotelischen und des christlichen Weltbildes“ kann aber keine Rede sein bei einem Manne, der wie alle Väter und Lehrer der Kirche auf das Verhältniß des Christenthums zur griechisch-heidnischen Philosophie die Geschichte von den Schätzen Aegyptens deutete, welche die Israeliten entwendeten, um sie zum Dienst und Schmuck des Tabernakels Jehova's zu gebrauchen. Wenn zwei verschiedene Metalle mit einander „verschmolzen“ werden, dann verlieren beide ihr eigenthümliches Aussehen, und es entsteht eine Mischung, welche von beiden Eigenthümlichkeiten zwar etwas an sich trägt, ohne doch das Eine oder das Andre lauter zu sein. Beim h. Thomas aber hat das Christenthum nichts von seiner Lauterkeit und Eigenthümlichkeit verloren, sondern nur Aristoteles, der eben bei ihm seinen „Erdgeschmack“ hat ablegen müssen.

Es ist geradezu falsch, daß Thomas „als Christ große Gebiete des Seins einer fremden, ja feindlichen Philosophie preisgegeben“

habe [1]). Welches ſind denn dieſe Gebiete? Es wird darauf hingewieſen [2]), daß „Ariſtoteles volles Vertrauen zur Vernunft beſitze“, und gefragt, ob ſich mit ſolcher Ueberzeugung das Verlangen nach einer Offenbarung im chriſtlichen Sinne verbinden laſſe, oder ob dieſes nicht vielmehr aus tiefſter Erſchütterung des Glaubens an die Vernunft entſprungen ſei? Hier kommen wir auf jenen zweiten Punkt zu reden, der den modernen Philoſophen verhindert, zum rechten Verſtändniß der Philoſophie des h. Thomas zu kommen. Er kennt nämlich das Chriſtenthum nur in der Mißbildung des orthodoxen Proteſtantismus. Nicht daß dieſer ſeine eigene, perſönliche, religiöſe Ueberzeugung wäre, aber er identificirt proteſtantiſche Orthodoxie mit chriſtlicher Lehre, als ob jene ein echter Ausdruck chriſtlicher Offenbarung wäre. So alſo auch in dieſem Falle. Die tiefe Erſchütterung des Glaubens an die Vernunft fand nur bei Luther ſtatt; ſie iſt aber dem Geiſt des Chriſtenthums gänzlich fremd. Für Luther war die Vernunft die ſtockblinde, taube, tolle Närrin. Ihm war ſie nicht bloß unfähig, die göttliche Wahrheit zu finden und zu erfaſſen, ſondern ſie war ihm ſo vollſtändig verkehrt und verdorben durch die Sünde, daß ſie nothwendig der göttlichen Wahrheit widerſprach. Luther auch glaubte an eine doppelte Wahrheit, wonach in der Theologie das wahr ſein könne, was in der Philoſophie nach der Vernunft als falſch und unwahr erkannt werden müſſe, und umgekehrt. Aber Luther's Lehre darf nie und nirgends mit der chriſtlichen und mit der Offenbarung verwechſelt werden. Von den Apoſteln an haben alle Kirchenlehrer nur gelehrt, daß die Vernunft durch die Sünde geſchwächt, ihr Licht verdunkelt worden ſei und nicht ausreiche, um aus ſich ſelbſt die höchſten Wahrheiten zu finden und vollkommen zu erfaſſen. Aber auch Ariſtoteles hat nirgends behauptet, daß die menſchliche Vernunft Alles und Jedes im Himmel und auf Erden nach ſeinem Weſen und Grund aus ſich ſelbſt zu erfaſſen, und durch ſich ſelbſt vollkommen zu begreifen und zu ergründen vermöge. Dem rechten und beſonnenen Vertrauen auf die Vernunft widerſpricht in keiner Weiſe die Anerkennung der Nothwendigkeit einer Offenbarung in Bezug auf Dinge, welche zwar nicht die Sphäre des an ſich Vernünftigen, aber doch die des bloß Natürlichen, und darum von unſerer Vernunft Erreichbaren überſchreiten. Ebenſo iſt auch zu viel behauptet, wenn geſagt wird, weil Ariſtoteles jenſeits der vernunftdurchforſchten Welt keine andere Stätte des Geſchehens gekannt habe, laſſe ſein Syſtem keine ſolche zu. Die Möglichkeit einer tranſcendenten Welt wagte nicht einmal Kant zu leugnen, noch viel weniger hätte ſie der beſonnene Ariſtoteles geleugnet, der ſogar für wahrſcheinlich hielt, daß

[1]) Seite 18. — [2]) Seite 16.

schon die Gestirne immaterielle, seelische Wesenheiten seien. Und was sagt Aristoteles gerade an jener Stelle seiner Metaphysik, wo er davon redet? [1]) Nachdem er vorher mit stolzer Bescheidenheit und mit ironischem Mißtrauen in die Stärke seiner Vernunft gesagt hatte, daß er es Stärkeren überlasse, über diese Dinge etwas Sicheres auszusagen und zu beweisen, fährt er folgendermaßen fort: „Von den Alten und aus grauer Vergangenheit ist den Nachkommen im Gewande des Mythus überliefert worden, die Sterne seien Gottheiten und das Göttliche umfasse die ganze Natur. Das Uebrige ist mythische Zuthat zur Ueberredung der Menge zum Behufe der Gesetzgebungen und um der Zuträglichkeit willen. Nämlich dies, daß die Götter menschenähnlich seien und den übrigen Geschöpfen gleichen, und anderes dergleichen mehr. Scheidet man nun das Letztere aus, und hält man sich nur an das Erstere, an die Ansicht, daß die ersten Substanzen Götter seien, so wird man wohl dies für göttliche Offenbarung (θεῖος εἰρῆσθαι) halten müssen." Und weiter erklärt er die Kenntniß dieses θεῖον ῥῆμα als Trümmer einer uralten untergegangenen Weisheit, die sich bis auf die Gegenwart gerettet haben. Aus dem allem geht zum wenigsten so viel hervor, 1) daß Aristoteles sich keineswegs ablehnend gegen die Annahme „anderer Stätten des Geschehens" verhalten hat, welche über unsere materielle Welt hinaus liegen; und 2) daß ihm der Begriff einer Offenbarung über solches, was unserer Vernunfterkenntniß nicht mehr erreichbar ist, gar nicht so unsympathisch war. Jene Behauptungen über das Verhältniß des Aristoteles zu der Vernunft und einer etwaigen Offenbarung sind also ebenso irrig, wie die über das Verhältniß des Christenthums zur Vernunft.

Eben so irrig ist, wenn gesagt wird [2]), zwischen der Denkart eines Aristoteles und dem Christenthume liege eine weite Kluft, weil Ersterer von einem radicalen Bösen nichts wisse. Denn auch das Christenthum weiß davon nichts, sondern nur das Lutherthum von Luther bis Kant. Weder das alte Testament und die Juden, noch das neue Testament und die christliche Kirche haben jemals gelehrt, daß in der Menschheit ein radicales Böses liege. Dies ist Mißdeutung der christlichen Lehre von der Erbsünde.

Protestantisch ist es weiter, daß die geistige Entwickelung der Menschheit nicht vom Erkennen erwartet wird, wie dagegen der h. Thomas echt christlich thut. Daher hat der Protestantismus den uralten Begriff der Religion, daß sie „Erkenntniß Gottes" sei, umgestoßen, und ein bloßes Gefühl oder eine nur praktische Angelegenheit der Menschen daraus gemacht. Vom h. Johannes an aber, der gesagt hat, das ewige

[1]) XII, 8, 26—30. — [2]) Seite 17.

Leben beſtehe darin, daß die Menſchen den allein wahren Gott „erkennen“, hat allzeit als Ziel des Menſchendaſeins die Erkenntniß Gottes gegolten, die ſich im Schauen Gottes uud im Beſitze und Genuſſe des geſchauten Gottes vollende. Ganz übereinſtimmend damit hat Thomas die Theologie als eine mehr ſpeculative denn praktiſche Wiſſenſchaft beſtimmt, weil ſie es vorzüglich mit der Erkenntniß Gottes und ſeiner Werke zu thun habe. Seit Kant und Schleiermacher iſt dem Proteſtantismus das Bewußtſein, daß die geiſtige, und insbeſondere die höchſte geiſtige, die religiöſe, Entwickelung in der Erkenntniß liege, vollends abhanden gekommen; wenn nun aber auch Ariſtoteles alle geiſtige Entwickelung vom Erkennen erwartet, wie der h. Thomas und das ganze Chriſtenthum, ſo iſt zwiſchen beiden keine Kluft, ſondern der beſte Einklang; die Kluft trennt ihn nur von Kant und Schleiermacher und dem Proteſtantismus.

Aber noch eine andere Kluft ſoll zwiſchen der antiken und der chriſtlichen Denkweiſe beſtehen. Die antike laſſe das Ewige ſich über den Lauf der Geſchichte gleichmäßig verbreiten; dieſer aber gipfele es in Einer Perſon und in Eines Lebenswerk. Ein Blick auf die Bibel könnte eines Beſſeren belehren. Gerade ſie iſt das einzige Buch, welches den gleichmäßigen Gang des Ewigen durch die Menſchheitsgeſchichte beſchreibt. Darum beginnt ſie mit der Schöpfung der Welt durch Gott, und darum führt ſie die Menſchheitsgeſchichte weiſſagend fort bis an's Ende der Tage, wo, wie das letzte Blatt der Bibel beſchreibt, die Erde ein Tempel Gottes ſein wird. Alſo gerade das Chriſtenthum iſt es, welches in einer viel großartigeren Weiſe, als irgend ein Philoſoph des Alterthums zu behaupten gewagt hätte oder auch nur hätte ahnen können, das Ewige ſich gleichmäßig über den Lauf der Geſchichte verbreiten läßt, um die Geſchichte zu einem Endziel zu bringen, von dem wiederum das Alterthum keine Ahnung hatte. Und wiederum umgekehrt: das Chriſtenthum lehrt gar nicht in dem Sinne, in welchem der Proteſtant es behauptet, daß das Ewige in der Geſchichte in dem zeitlichen Erdenleben der Perſon Jeſu Chriſti gipfele und in ſeinem irdiſchen Lebenswerke, das er in irdiſcher Niedrigkeit vollführte. Das Chriſtenthum und die Kirche haben eine andere Anſicht von der Perſon Jeſu, als der moderne Proteſtantismus. Dieſem iſt Chriſtus allerdings die höchſte „Blüthe der reinen Menſchlichkeit“ und der Gipfel einer zwar ganz natürlichen Menſchheitsentwickelung, in welcher aber das der Menſchheit immanente Göttliche zu ſeiner höchſten Entfaltung gekommen ſei. Das iſt aber eine modern proteſtantiſche Fälſchung des Offenbarungsglaubens. Die Kluft iſt alſo hier nicht zwiſchen der antiken und der chriſtlichen Denkweiſe, betreffend das Verhältniß des Göttlichen und

Ewigen zur zeitlichen Geſchichte und ihrem Verlaufe, wohl aber zwiſchen dem Chriſtenthum und dem modernen Proteſtantismus.

Ebenſo iſt es nur proteſtantiſche Anſicht, aber nicht chriſtliche, daß das Chriſtenthum das Handeln völlig in eine Innenwelt verlege, und gegenüber der Geſinnung alle äußere Leiſtung für gleichgültig erachte[1]). Ariſtoteles aber lege alles Gewicht auf das praktiſche Handeln, als der Verwirklichung der Vernunft in der Natur; daher beſtehe auch hier eine Kluft zwiſchen Ariſtoteles und dem Chriſtenthume. Dem Proteſtanten allerdings haben nach ſeiner Rechtfertigungslehre „die äußern Leiſtungen", die Werke, das praktiſche Handeln, keinen Werth und kein Gewicht, ſondern nur die Innerlichkeit des Glaubens. Chriſtus und ſeine Apoſtel haben aber unüberhörbar oft und laut es ausgeſprochen, daß der Menſch nach ſeinen Werken, und das ſind „äußere Leiſtungen", gerichtet werde, und daß der Glaube und die „Geſinnung" ohne Werke todt und nutzlos ſei; dem entſprechend legt das Chriſtenthum und die chriſtliche Lehre denſelben Werth, wie auf die Geſinnung, auch auf das Handeln und die äußern Leiſtungen und erklärt die Geſinnung ohne Leiſtungen, wie die Werke ohne den Glauben für gleich werthlos. Es iſt daher grundlos, zu behaupten, Handeln und Erkennen ſeien bei Ariſtoteles von Grund aus anders beſchaffen, als in der chriſtlichen Welt. Der Proteſtantismus freilich widerſpricht ſich nur ſelber, wenn er einerſeits dem Chriſtenthume ſeinen Erkenntnißwerth abſpricht und es zur rein praktiſchen Angelegenheit des Menſchen erklärt, und anderſeits doch das „praktiſche Handeln" völlig „in die Innenwelt" verlegt und den Werken allen Werth und alles Gewicht, d. h. Verdienſt, abſpricht. Ariſtoteles mit ſammt der Chriſtenheit widerſtreiten hier nur der proteſtantiſchen, in ſich ſelbſt widerſpruchsvollen Meinung.

Nicht einmal darin liegt ein unausgleichbarer Gegenſatz zwiſchen Ariſtoteles und dem Chriſtenthum, daß für Erſteren der Staat die ſich ſelbſt genügende, keiner Ergänzung bedürftige Gemeinſchaft iſt; das Chriſtenthum dagegen die Kirche über den Staat ſtellt. Denn jeder Vernünftige wird anerkennen, daß für den geiſtigen Gehalt des antiken Lebens der Staat als höchſte Gemeinſchaftsform ausreichte, und es keiner höhern Inſtitution bedurfte. Daß aber der ſo unendlich höhere geiſtige Gehalt, den das Chriſtenthum dem Menſchenleben gegeben hat, auch noch eine beſondere höhere Gemeinſchaftsform nöthig machte, iſt damit nicht ausgeſchloſſen oder geleugnet.

Endlich wird darauf Nachdruck gelegt, daß Ariſtoteles, „durchaus ein Philoſoph der Immanenz" geweſen ſei[2]); das Chriſtenthum aber ſei

---

[1]) Seite 15 und 16. — [2]) Seite 14.

transcendent, und verlege den Schwerpunkt der Dinge in's Jenseits. Hiermit wäre aber nur ein Gegensatz gegeben, wenn das Christenthum die Immanenz Gottes in der Welt absolut verneinte, die Realität alles Seins in das Jenseits verlegte und die Welt zum wesenlosen Schein herabsetzte. Aber wie sehr dies auch heute verkannt zu werden pflegt, so verhält es sich nach der Anschauung des Christenthums ganz anders. Wie es der Welt Realität und Substantialität zugesteht, so behauptet es auch eine gewisse Immanenz des Göttlichen in der Welt; es schließt keines von beiden aus: weder die Immanenz Gottes in der Welt, noch seine Transcendenz über der Welt, vielmehr behauptet es beide. Wenn daher auch zugegeben werden müßte, daß Aristoteles weder einen durch die Persönlichkeit seines Wesens der Welt transcendenten Gott, noch eine Unsterblichkeit der Menschenseele kenne, was übrigens trotz allem noch streitig ist, so wäre dies eben nur wieder eine Unvollkommenheit seiner Philosophie, und nur in so fern ein Gegensatz und Widerspruch zum Christenthum, als eben alles Mangelhafte dem Vollkommenen gewissermaßen entgegengesetzt ist. Die Hauptsache ist aber, daß ihm Gott der Nous, der Geist, ist, das schlechthin unkörperliche Wesen, der reine, vollkommene, seiner Kraft nach unendliche, selige Geist, die als solche wirksame Intelligenz, der letzte Zweck aller Dinge, wie er der unbewegte Beweger derselben ist. Ob auf diesen Gott das Prädicat der Immanenz passe, ist doch wohl noch sehr fraglich, denn im Begriff der Intelligenz als solcher, und zwar der durch sich selbst bestehenden, liegt wesentlich das Princip der Transcendenz. Ebenso genügt vollkommen, daß ihm die Menschenseele am Nous Theil hat, der, durch sich selbst unvergänglich, vom Untergang des Leibes nicht betroffen wird. Mehr bedarf es nicht, um klar zu stellen, daß Aristoteles weder in Betreff seines Gottesbegriffes, noch betreffs der Seele und ihrer Geistigkeit und Unsterblichkeit mit dem Christenthum in Widerspruch steht. Wenn es irrig ist, den Aristoteles zu einem halben Christen zu machen, so ist es eben so irrig, die Unterschiede zu Gegensätzen zu überspannen und zu behaupten, Aristoteles und Christenthum stehe in vollem Gegensatz, und an eine „Versöhnung" sei nicht zu denken.

Aber wie gesagt, dem h. Thomas ist es um eine Versöhnung um jeden Preis gar nicht zu thun; was er von Aristoteles brauchen kann, braucht er; was nicht, widerlegt er. Ihn hat die aristotelische Philosophie nie beherrscht, sondern sie hat ihm gedient, und es ist durchaus grundlos, wenn man sagt, der christliche Denker sei dem heidnischen nicht voll gewachsen gewesen, so daß der antike Denker oft dem christlichen übermächtig geworden sei [1]). Denn was zum Beweis dafür angeführt wird, beweist

[1]) Seite 23 und 24.

nur, daß die protestantische Denkweise sowohl über das Wesen des Christenthums, als auch über die Aufgabe eines christlichen Denkers irrige und unzureichende Ansichten hegt.

Wir wissen demnach, was wir von so dreisten Behauptungen zu halten haben, daß Thomas der unterscheidenden Eigenthümlichkeit des Christenthums keine besondere Congenialität entgegengebracht habe, und daß er dem Typus von Denkern angehöre, welche dem Christenthum weniger „verwandt" seien, „weniger als Plato und Kant". Das sind so ungeheuerliche Behauptungen, daß nur eine Denkweise, welche absolut unfähig geworden ist, das Christenthum anders, als in protestantischer Beleuchtung anzusehen und nach solchen Grundsätzen zu beurtheilen, dieselben erklärlich macht. Nur eine solche kann auch Augustinus, Luther und Kant neben einander stellen[1]), als Männer, die über Glauben und Vernunft gleichartig, dem h. Thomas gleichmäßig entgegengesetzt, gedacht hätten!

Die bisher vorgebrachten Ausstellungen betrafen zunächst den Aristoteles, und es sollte damit bewiesen werden, welch ein Mißgriff es von Seite des Thomas gewesen sei, eine so heidnische Philosophie der christlichen Ueberzeugung „angliedern" zu wollen. Wenden wir uns nun zu dem, was der Philosophie des h. Thomas selbst speciell zum Vorwurf gemacht wird. Hier hören wir, daß für's Erste der h. Lehrer mit seinem logisch-dialektischen Verfahren und seinem causalen Verketten „den schlichten Bestand der alten Ueberlieferung weit überschreite"; und zweitens, daß er „tief im Rationalismus stehe, nicht gerade in dem des XVIII. Jahrhunderts, wohl aber in dem, welchem in Kant's Kritik ein unerbittlicher Gegner erwachsen" sei[2]). Was den ersten Vorwurf anlangt, so wird eben jede Theologie, welche Wissenschaft ist, den schlichten Bestand der alten Ueberlieferung d. h. klar gesagt, den einfachen Ausdruck der Glaubenswahrheit überschreiten. Denn wozu haben wir Theologie, als um die Ueberlieferung des Glaubens so viel wie möglich wissenschaftlich, d. h. mit den Mitteln der Vernunft, also doch wohl rationell, zu erfassen? Der modernen Philosophie wäre freilich nichts lieber, als wenn sie das Christenthum von allem vernünftigen Denken ausschließen, die Vernunft davon trennen, und es dem blinden Gefühl, wofür sie den Glauben hält, überlassen könnte; sie möchte am liebsten das Wissen, ja sogar das rationelle Denken ganz für sich allein in Anspruch nehmen und die Religion, d. h. „die schlichte Ueberlieferung", die ihr nur ein Mythus ist, der einfältigen, nicht rationell zu denken fähigen Masse überlassen. Der antirationelle

---

[1]) Seite 24. — [2]) Ebend.

Eifer der modernen Philoſophie, die ſchlichte Ueberlieferung vor allem „Rationalismus“ zu ſchützen, läßt ſich ſonſt nicht begreifen.

In Wahrheit muß aber nur derjenige Glaube auf Wiſſenſchaft verzichten, der in ſich ſelbſt voll Widerſpruch iſt. So iſt aber nicht der wahrhaft chriſtliche. Er iſt in ſich durchaus widerſpruchslos, und hat darum das Licht der Vernunft nicht zu ſcheuen. Von Alters her hat er darum behauptet, er ſei in der Weiſe rational, daß nichts, was zum Glauben gehört, der Vernunft und dem vernünftigen Denken widerſtreite, wenn auch ſeine Wahrheiten das Vermögen unſerer Vernunft überſchreiten und vom natürlichen Licht derſelben nicht voll und ganz, ſondern nur theil- und ſtückweiſe erkannt und begriffen werden können. Nur da, wo Glaube und Vernunft als ihrer Natur nach im Widerſtreit angenommen werden, muß man ihn zur irrationalen Gefühlsſache herabſetzen.

Was Kant anlangt, ſo geht ſeine Kritik eben gegen jenen Rationalismus des XVIII. Jahrhunderts, der alles demonſtriren wollte und alles leugnete, was ſich nicht demonſtriren ließ. Aber zwiſchen dieſem alles im Himmel und auf Erden beweiſenden Leibniz-Wolff'ſchen Rationalismus, gegen welchen Kant einen beſſern vertrat, und zwiſchen dem ſeiner Grenzen wohl bewußten eines h. Thomas iſt ein himmelweiter Unterſchied, denn es fällt dieſem nicht ein, irgend ein chriſtliches Dogma als bloße Vernunftwahrheit demonſtriren zu wollen, vielmehr ſucht er nur die rationellen Gründe, durch welche das Dogma ſeinem geiſtigen Gehalt nach aufgeſchloſſen und deutlicher wird; er ſucht daſſelbe mit rationellen Wahrheiten in Zuſammenhang zu bringen, durch rationelle Analogieen zu erläutern und gegen Vernunftangriffe durch rationelle Gründe zu vertheidigen. Er beweist nur aus der Offenbarung und Schrift, aber er erklärt aus der Veruunft, ſo viel als dabei der Vernunft zugänglich iſt. Auf den Rationalismus des h. Thomas verzichten, heißt auf die wiſſenſchaftliche Betrachtung der chriſtlichen Wahrheit ſelbſt verzichten.

Wie ſehr der ſchlichte Beſtand der alten Ueberlieferung bei dieſem Rationalismus Schaden leide, glaubt man an der Lehre vom Böſen recht augenfällig conſtatiren zu können. Wenn der h. Lehrer ſagte: „Gott habe das Böſe zugelaſſen, damit dadurch ſogar größere Güter verwirklicht würden, die ſich ohne jenes nicht hätten verwirklichen können,“ ſo laſſe ſich daraus erſehen, daß das ungeheuere Problem des Böſen ihn nicht mehr mit jener Gluth der Empfindung, jenem aufwühlenden und vertiefenden Schmerze beherrſcht habe, die das Urchriſtenthum alle anderen Fragen vor dieſer Einen vergeſſen ließen[1]). Daß der Philoſoph ſich nicht von Gefühlen und Empfindungen beherrſchen läßt, könnte ihm nur zum

[1]) Seite 26—27.

Lob gereichen, denn eben nüchterne Beſonnenheit ſoll des Philoſophen Charakter ſein. Aber bedarf es eines Anwaltes für das Urchriſtenthum gegen Thomas? Sagt er denn etwas anderes, als was der h. Paulus ſchon ſo ausgedrückt hat: „Durch die Sünde des Einen ſind Viele geſtorben, aber noch um vieles mehr iſt Gottes Gnade und Gabe an Vielen überreichlich geworden, und wo die Sünde voll geworden iſt, da iſt die Gnade noch überreicher geworden“ [1]). Es iſt von einem modernen Philoſophen nicht zu verlangen, daß er dieſe alte, „ſchlichte Ueberlieferung“ kenne, ſo wenig wie das ſchöne Wort eines alten Kirchenlehrers: „O felix culpa, quae meruit tantum redemptorem“, aber er ſollte ſich doch auch nicht zum Vertheidiger des Urchriſtenthums gegen einen h. Thomas aufwerfen.

Gehen wir zu rein philoſophiſchen Fragen über, vielleicht iſt hier dem modernen Philoſophen das Glück günſtiger! Die thomiſtiſche Erkenntnißtheorie ſoll ſich „techniſch als ein naiver Realismus bezeichnen“ laſſen, denn Thomas „wandele zunächſt in den Bahnen des Ariſtoteles“ [2]). „Unerſchüttert iſt die Ueberzeugung, daß Erkennendes und Erkanntes real zuſammenhängen, daß der Gegenſtand ohne Veränderung in das Object einzugehen vermöge, unſer Intellect ein reiner Spiegel des Alls ſei.“ Aber „durch ſteigende Verwirrung und ſchwere Erſchütterung“ ſei „ſonnenklar geworden, daß wir zunächſt nichts anderes haben und nichts anderes erleben, als uns ſelber.“ Die Ueberzeugung ſei wachgerufen, daß „unſer Erkennen den Kreis unſeres Lebens unter keinen Umſtänden überſchreiten kann, und wir mit einem ſchlechthin Aeußern überhaupt nichts zu thun haben“. Es iſt nun ganz richtig, daß Thomas erkenntnißtheoretiſch den Realismus vertritt, und in ſo fern mag auch geſagt werden, daß er zunächſt in den Bahnen des Ariſtoteles wandele, allein darüber darf nicht vergeſſen werden, wie viel er zur Entwickelung und Vertiefung, und damit zur Verbeſſerung des ariſtoteliſchen Realismus gethan hat, ſo daß es durchaus nicht dem Sachverhalte entſpricht, zu ſagen, des h. Thomas Erkenntnißtheorie ſei „naiver“ Realismus; wenn irgend einer, ſo iſt ſein Realismus ein ſehr bewußter und gründlich durchgebildeter.

Im Sprachgebrauche der modernen Philoſophie bezeichnet Realismus diejenige erkenntnißtheoretiſche Anſicht, wonach die menſchliche Erkenntniß als Erkenntniß wirklicher, außer unſerm Subject real ſeiender Dinge angeſehen wird. Diejenige Anſicht dagegen, wonach die Erkenntniß nur eine ſolche von Vorſtellungen des Subjectes iſt, oder, wie etwas undeutlich geſagt wird, „den Kreislauf unſeres Lebens unter keinen Umſtänden überſchreiten darf“, nennt man heute Idealismus. Naiver

[1]) Röm. V, 15—20. — [2]) Seite 28.

Realismus kann nur die Ansicht genannt werden, welche „unerschüttert“ und ohne weitere Untersuchung als etwas Selbstverständliches annimmt, daß eine solche Erkenntniß real außer unserm Subject befindlicher Objecte nicht nur möglich, sondern thatsächlich die unserige sei. Die Naivetät eines solchen Realismus besteht nun darin, daß er für's erste sich der Möglichkeit, es könnte sich mit unserer Erkenntniß anders verhalten, gar nicht bewußt ist, und zum Andern, daß er für seine Ansicht Gründe vorzubringen weder weiß, noch das Bedürfniß fühlt, weil ihm der Realismus als eine durch sich selbst evidente Thatsache gilt. Von allem diesem findet nun beim Realismus des h. Thomas gerade das Gegentheil statt. Der Nominalismus, unserm modernen erkenntnißtheoretischen Idealismus in vielen Stücken verwandt, hatte die realistische Theorie, sofern sie „naiv“ war, längst „erschüttert“ und sie zum Besinnen über sich selbst veranlaßt. Daher kennt Thomas gar wohl die Meinung, daß wir nur unsere Vorstellungen zu erkennen vermöchten. Es wird sich lohnen, auf jene Stelle seiner theologischen Summe[1]) einzugehen, welche dieser Meinung gewidmet ist. Er sagt deutlich, es gäbe Leute, welche behaupten, daß unsere Erkenntnißkräfte nichts zu erkennen vermöchten, als ihre eigenen Eindrücke (proprias passiones), der Sinn empfinde nichts, als den erfahrenen Eindruck seines Organs, und ebenso erkenne der Verstand nichts, als sein eigenes Verhalten, die in ihm selbst empfangene Vorstellung; eine Vorstellung der Art sei das Erkenntnißobject. Es ist also deutlich, daß er die dem Realismus entgegenstehende Theorie wohl kennt, aber er führt auch Gründe dagegen an; er erklärt sie aus zwei Gründen für falsch. Diese Gründe hier zu erörtern, würde uns zu weit führen; sie sind mit prägnanter Kürze ausgesprochen, sind aber schlagend, wenn sie auch, um dem modernen Denken zugänglich und verständlich zu werden, einer weitern Ausführung bedürfen; sie widerlegen hinreichend den modernen Idealismus, indem sie nachweisen, woran er scheitert. An andern Stellen aber geht er noch weiter und setzt ganz positiv auseinander, wie sich unsere Vorstellung zum Verstande sowohl als auch zum Objecte verhalte. Er leugnet nämlich durchaus nicht, daß wir durch Vorstellungen erkennen, aber er erklärt, daß sie nicht das Object unserer Erkenntniß, sondern nur das Mittel sind, wodurch wir es erkennen (species intelligibilis se habet ad intellectum, ut quo intelligit intellectus)[2]). Aber es ist auch durchaus unrichtig, der englische Lehrer habe gemeint, der Gegenstand gehe „ohne Veränderung in das Subject ein“. Vielmehr ist seine Lehre, derselbe gehe gar nicht in das Subject ein, sondern er wirke auf das Subject, resp. auf das sinnliche Vermögen

[1]) p. I, quaest. 85, art. 2. — [2]) l. c.

desselben; und die sinnliche Vorstellung oder das sinnliche Erkenntnißbild sei das Erzeugniß zweier Factoren, sowohl des Objectes, als auch des Subjectes, so daß das Object nicht in seiner eigenthümlichen Weise im Subject sei, sondern nach der Weise des erkennenden Subjectes (modo cognoscentis). Wenn nun das Sinnenbild entsteht aus der Thätigkeit des Objectes und des Subjectes (ab utroque notitia paritur, a cognoscente et cognito)[1]), was ist denn nach dem h. Thomas die sinnliche Vorstellung? Ist sie das Object selbst rein für sich? Nein, sondern sie ist das, wodurch das Object in der Weise des Erkennenden, d. h. nach der Organisation seines Erkenntnißvermögens, erkannt wird. Wenn sie aber nicht das Object in seinem Ansichsein ist, das Ding an sich, ist sie darum etwas bloß Subjectives, wie der Idealismus behauptet? Wiederum nein! Sie ist freilich Vorstellung, die das Subject hat, aber nicht, die es aus sich allein bildet, sondern sie ist Vorstellung, durch welche das erkennende Subject nach der Weise seiner Erkenntnißfähigkeit thätig, nicht bloß leidend, das Object erfaßt. Das Subject erfaßt also nicht bloß seine Vorstellung, sondern mittels der Vorstellung erfaßt es wahrhaft und wirklich das Object. Daher ist es wiederum grundfalsch, zu sagen, für Thomas sei der Intellect „der reine Spiegel des Alls", in welchem die Dinge „ohne Veränderung" sich so widerspiegeln, wie sie in ihrer objectiven Realität, in ihrem Ansich, seien. Das kann schon deswegen nicht des h. Thomas Meinung sein, weil ihm das Wahrnehmen nicht, wie den Modernen, ein bloßes Erleiden eines Eindrucks ist, sondern Thätigkeit des Subjectes selbst auf Grund einer Thätigkeit und Einwirkung des zu erkennenden Objectes. Der h. Thomas sagt deutlich und unzweideutig, daß das Erkenntnißbild des Subjectes nur die similitudo[2]) des realen Objectes sei. Warum, wenn ihm der Intellect der reine Spiegel des Alls wäre, der die Dinge ohne Veränderung widerspiegelt, sagt er denn nicht, daß Vorstellungsbild und Object identisch seien? Warum bezeichnet er das Vorstellungsbild nicht als identitas, aequalitas oder aequatio, nicht als ἰσότης des Objectes an sich, sondern als dessen similitudo? Er tadelt den Plato[3]), weil er gemeint habe, daß die Form des Erkannten nothwendiger Weise im Erkennenden auf dieselbe Weise sei wie im Gegenstand selbst. Er erklärt ausdrücklich, daß zur Erkenntniß nicht die Aehnlichkeit der Conformität in natura, sondern nur Aehnlichkeit der Repräsentation erforderlich sei (similitudo repraesentationis), gerade wie die eherne

[1]) De Trin. I, 9, cap. 12.

[2]) Contra gent. II, 77. Summa, I, qu. 85, art. 2.: „Intellectum est in intelligenti per suam similitudinem."

[3]) De verit. qu. 10, art. 4.

Statue uns die Erkenntniß eines Menschen vermittele, nicht weil sie uns Aehnlichkeit der Conformität mit demselben vermittele, sondern Aehnlichkeit der Repräsentation[1]). Der Gegenstand müsse also gar nicht so in natura sein, wie er im Erkennenden ist (non requiritur, ut res cognita sit secundum modum cognoscentis)[2]).

So weit also ist die thomistische Erkenntnißtheorie davon entfernt, zu behaupten, daß unser Intellect uns „reine Abbilder, Abdrücke, getreue Spiegelbilder", die „Gegenstände ohne Veränderung" gebe, daß sie das ausdrücklich verneint, und erklärt, das Sinnenbild sei nur Repräsentation, Aehnlichkeitsbild des Objectes selbst (similitudo repraesentationis tantum). Die similitudo conformitatis in natura würde das Sinnenbild nur dann mit dem Objecte haben, wenn es einzig und allein durch die Thätigkeit des Objectes im Subjecte entstände, aber weil es durch die gemeinschaftliche Thätigkeit von Object und Subject erzeugt wird, trägt es auch den modus cognoscentis an sich, und ist nur similitudo repraesentationis. Ob nun bei dieser Sachlage die Naivetät auf Seite des h. Thomas oder auf Seite des modernen Kritikers liege, das bedarf keiner weitern Erörterung. Wenn es der modernen Philosophie durch steigende Verwirrung und schwere Erschütterung sonnenklar geworden ist, daß wir nichts anderes haben und erleben, als uns selbst, so ist auch das sonnenklar, daß diese moderne Philosophie von des h. Thomas Erkenntnißtheorie noch keine rechte Vorstellung in sich erlebt hat und besitzt, und daß dazu in der That noch eine weitere Erschütterung nothwendig wäre, wenn auch eine noch mehr gesteigerte Verwirrung nicht zum Wünschenswerthen gehört.

Wichtiger scheint, was gegen die aristotelisch-thomistische Naturerkenntniß vorgebracht wird. Aber dabei ist der große Unterschied übersehen zwischen Naturforschung und zwischen Naturphilosophie oder Naturerklärung. Daß für die Naturforschung in erster Linie Analyse, Gesetz, Entwickelung in Betracht kommen, und ihr letztes Ziel causales Verstehen der Naturvorgänge ist, das ist ja gewiß wahr; und wer wollte leugnen, daß unsere Zeit im Gebrauche und in der Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode viel umfassender, mit klarerem Bewußtsein und größerer Energie zu Werke geht, und daß eben darum ungeheuere Fortschritte auf diesem Gebiete gemacht worden sind, von denen weder Aristoteles noch Thomas irgend welche Ahnung hätten haben können? Allein die Analyse und Induction erfordern schließlich, um wirkliche Erkenntniß der Sache zu werden, doch wieder als ihre Er-

---

[1]) De verit. quaest. 2, art. 5.
[2]) De verit. qu 10, art. 4.

gänzung die Syntheſe und Deduction. Der cauſale Zuſammenhang und die erkannte Geſetzmäßigkeit müſſen doch wieder, um Sinn und Verſtand zu erhalten, durch die teleologiſche Betrachtung abgeſchloſſen werden. Das Verſtehen und Wiſſen des Daß und Wie, welches der exacten Naturforſchung zukommt, macht die Erkenntniß und Erklärung des Warum und Wozu, welches Sache der Naturphiloſophie iſt, nicht überflüſſig. Verkehrt wäre nur, das Warum und Wozu ſchon beantworten zu wollen, bevor nur das Daß und Wie feſtgeſtellt iſt. Aber ſolche Verkehrtheit liegt weder in den Principien noch im Charakter der ariſtoteliſch-thomiſtiſchen Phyſik. Es iſt ein ſchwerwiegender Irrthum, an dem leider unſere moderne Naturwiſſenſchaft krankt, daß man entweder glaubt, die Syntheſe, Deduction und Teleologie ſeien überhaupt überflüſſig oder gar unmöglich, oder aber, daß man meint, ſie ergäben ſich von ſelbſt aus der Analyſe der Induction und Wirk-Urſächlichkeit. Daher will heutzutage jeder Naturforſcher eo ipso auch für einen Naturphiloſophen gelten, und Jeder ſtellt „juxta propria principia“ ſeine ganz individuelle Naturphiloſophie auf, wie er ſie wohl oder übel zu geſtalten vermag vom Standpunkte ſeiner beſondern naturwiſſenſchaftlichen Disciplin. Man vergißt, daß Naturforſchen und Naturerkennen zwei ganz verſchiedene Dinge ſind, von denen das Zweite zwar nothwendig das Erſte zur Vorausſetzung haben muß, um möglich zu ſein; daß aber das Zweite aus andern Principien erwächst als das Erſte, ſo daß, wer das Erſte übt, darum zum Zweiten noch nicht fähig iſt. Der Naturforſcher hat die Natur zum Objecte, der Naturphiloſoph hat das Naturwiſſen zum Objecte, um das erforſchte Wiſſen von der Natur auf ſeine letzten metaphyſiſchen Gründe zurückzuführen. Die Naturphiloſophie hat darum ihre eigenen Principien metaphyſiſcher Art, die im Menſchengeiſt ſelbſt liegen, daher ſie ohne geſunde und gründliche Metaphyſik ſo wenig möglich iſt als ohne exactes Naturforſchen. Unſern Naturforſchern, welche ſo eifrig in Naturphiloſophie arbeiten, wäre daher nichts mehr zu wünſchen, als daß ſie die Philoſophie des h. Thomas zu Hülfe nehmen möchten; ſie würden dann nicht entweder bei dem bloß cauſalen Naturbegreifen ſtehen bleiben, oder ſo unphiloſophiſche Naturphiloſopheme vorbringen, als wie in Wirklichkeit geſchieht. Auch wäre ſicher keine Gefahr, daß ſie „den Thatſachen in's Geſicht ſchlagen“ müßten, während jetzt häufig leider aller Logik und aller Philoſophie in's Geſicht geſchlagen wird.

Der härteſte Gegenſatz gegen Thomismus und Mittelalter, und der eigentliche Grund unüberwindlicher Abneigung liegt aber auf dem Gebiete des praktiſchen Lebens. Was die Modernen von der Scholaſtik trennt und von aller Wiedererneuerung der mittelalterlichen Philoſophie abſchreckt, ſind wirklich nicht die einzelnen Probleme und ihre Löſung, es

ist kein Gegensatz bloß wissenschaftlicher Art, vielmehr „reicht der Zwist bis zum Grund des Lebens“ [1]). Die moderne Zeit „findet im einzelnen Vernunftwesen die unmittelbaren Quellen geistiger Lebensführung“, das einzelne Subject darf sich „hier auf seine Ueberzeugung, selbst gegen die Welt stellen“. „Weiten Strömungen modernen Bewußtseins gilt das Individuum für sich ohne allen Zusammenhang mit einer geistigen Welt, in aller Zufälligkeit und Enge des Daseins, für werthvoll“ [2]). Dagegen im Thomismus und Mittelalter finde das Individuum „die Geistigkeit des Daseins erst durch die Kirche, und zwar — wie keinen Augenblick zu vergessen — durch die sichtbare, organisirte, von Einem Willen geleitete Kirche“. Daher habe hier „die Freiheit keinen Platz“ [3]), und die Innerlichkeit „müsse sich in einen Winkel des Gefühlslebens zurückziehen, wie ihn dem Mittelalter die Mystik mit seiner Gottesfreundschaft“ biete. In der That, so ungefähr stehen sich die Gegensätze gegenüber: Individualismus uud Subjectivismus einerseits, und Kirche und Autorität anderseits. Zwar muß auch die moderne Richtung, soweit sie noch gemäßigt und nicht radical ist, zugeben, daß jener absolute Individualismus, der weite Strömungen unserer Neuzeit beherrscht, eine „Fehlwendung“ sei, und daß im „Verfolg dieser Richtung uns aller geistige Charakter des Daseins abhanden kommen müsse“; er will auch „geistige Zusammenhänge“, aber bei Leibe sollen sie kein „Ganzes, sichtbares und geschichtlich Gegebenes“ sein; es soll nicht alle und jede Gemeinschaft, alle und jede Abhängigkeit verworfen sein, aber nur ja keine „greifbare Organisation“, keine von Einem Willen geleitete Kirche. Das Geistige soll ja nicht an „körperliche Darstellung“ gebunden sein, denn „das sittliche Vernunftwesen verlange nach einem von aller äußern Organisation unabhängigen, unmittelbaren Verhältniß zu Gott und All“, und „die seelische Tiefe sei allein die Stätte, wo ursprüngliches Leben aufgehe“ [4]). Hierin zeigt sich aber nur die ganze Schwäche und Energielosigkeit unseres Zeitalters: man will, was man doch im Grunde nicht will; und man will nicht, was man doch im Grunde will. Was sind denn „Zusammenhänge“, „Gemeinschaft“ ohne Organisation und Autorität? Doch nur ein schillerndes Phantom ohne Halt und Gehalt. Die hier postulirte Geistigkeit ist die des Gespenstes ohne Fleisch und Blut, ohne Saft und Kraft. Diese gewünschten Zusammenhänge haben das Eigenthümliche, daß in ihnen nichts zusammenhängt, und diese Gemeinschaft hat zum Charakter die Verwirrung. Man weiß, daß der Individualismus das ganze sociale Leben auseinandersprengt, das intellectuelle und moralische, wie das ökonomische; aber man ist zu schwach, eine wirkliche

[1]) Seite 21. — [2]) Seite 34. — [3]) Seite 35. — [4]) Seite 37.

Gemeinschaft sowohl zu bilden, als auch zu ertragen. Man fühlt, wie Noth es dem einzelnen Subjecte thut, mit Andern in Zusammenhang zu stehen, wenn ein gedeihliches Ziel erreicht werden soll; aber dabei möchte doch Jeder seine schrankenlose Freiheit des Denkens und Wollens, des Handelns und Lebens gesichert haben. Man ist zu energielos, ein bestimmtes Gesetz, feste Ordnung, sichere Autorität anzuerkennen und zu ertragen. Man will Zusammenhänge, aber doch will Jeder „sich selbst gegen eine Welt stellen" dürfen. „Jedes Vernunftwesen soll die unmittelbaren Quellen geistiger Lebensführung" in sich tragen, also moralisch autonom sein, und doch verwirft man wieder den moralischen Individualismus als solchen. Welcher Widerspruch!

Man fürchtet, in dem großartigen, so viele Nationalitäten und Racen umspannenden Organismus der Kirche habe die Freiheit keinen Platz, und überläßt sich dafür lieber dem ertödtenden Terrorismus des kleinlichsten und engherzigsten Parteigetriebes auf politischem, religiösem und wissenschaftlichem Gebiete. Man will nicht die auf die ewigen Grundsätze der Moralität und des socialen Lebens gegründete Kirche, und läßt sich lieber von Strömungen der Zeit einem Socialismus entgegentreiben, der alle Individualität erstickend, die Menschenwelt zu einer großen Maschinerie und Züchtungsanstalt der Mittelmäßigkeit organisiren möchte. Wo bilden sich denn am besten die großen und starken Charaktere? Doch nur in der Schule einer guten, auf solide Grundsätze gebauten Disciplin. Eben das ist ja das Große und Charakterbildende unserer Militair-Organisation. Sie ist für einen großen Theil unseres Volkes die einzige Schule der Disciplin, eine Erziehungsanstalt, die ihm das ersetzen muß, was ihm seine religiösen Gemeinschaften und seine Wissensschulen nicht zu leisten im Stande sind. Aber ist das nicht im Grunde ein trauriger Zustand? Und wo bleibt denn da die Freiheit? Die Freiheit eines großen Theiles unseres Volkes ist zusammengeschrumpft auf die Freiheit, über Gott und Religion alles Mögliche und Unmögliche denken und reden, schreiben und lesen, und außer dem Schatten der Kirche leben und sterben zu dürfen. Aber sonst hat die Freiheit ihre sehr engen Grenzen, und das ist recht gut unter obwaltenden Umständen. Denn wo die religiöse Anarchie herrscht, verträgt auch das Volk kein größeres Maß von Freiheit. Die wahre Freiheit, d. h. die geistige, auf den Principien der Wahrheit und des Rechtes ruhende Freiheit hat aber keine Feindin an der Kirche, vielmehr ist sie es, welche die alleinige Vorkämpferin dieser Freiheit in unserer Zeit ist. Das „unmittelbare Verhältniß" zu Gott besteht doch sicher nicht darin, daß Jeder sich seine eigene Religion auf eigene Faust, nach eigener Willkür und Einsicht zurecht macht. Eine solche subjective und individuelle Religion hat für das öffentliche und all-

gemeine Leben absolut keinen Werth, und für das Individuum nur einen scheinbaren.

Denn eben dies ist der große Irrthum, daß die, welche sich so auf eigene Faust ein „unmittelbares Verhältniß zu Gott und dem All" ausdenken, wirklich Religion zu besitzen glauben, während sie in Wirklichkeit nur einige mehr oder weniger dürftige Ideen und Meinungen über Gott und Religion besitzen, die ihnen weder im Leben noch im Sterben festen Halt und Richtung geben können. Eben das ist es ja, was das protestantische Volk so sehr der Religion entfremdet hat, daß bei dem Mangel der wahren und göttlichen Kirche, bei dem Dogmenstreit seiner Parteikirchen, bei dem Widerspruch seiner Dogmen gegen die gesunde Vernunft jeder Einzelne dazu gedrängt ist, sich selber „unmittelbar" mit „Gott und dem All" auseinander zu setzen und sich seine eigene Religion zurecht zu schneiden. Auf diese vergebliche Arbeit und Mühe verzichtet darum lieber die Mehrzahl und behilft sich ohne Religion. Die Kirche hat aber die rechten Mittel, die Menschen in ein wahres und reales und auch wirklich „unmittelbares" Verhältniß zu Gott zu bringen. Denn dies ist ihre Tendenz, daß „die seelische Tiefe" jedes Menschen die Stätte werde, wo das „ursprüngliche Leben" wahrer Gottes- und Menschenliebe aufgehe, und die unsichtbare Welt des Göttlichen sich dem sichtbaren Dasein mittheile, und ihre Wirkung auf alle Lebenskreise erstrecke. Nur und einzig in der Kirche findet der Mensch dieses „unmittelbare Verhältniß der Seele zu Gott" in seiner reinsten Blüthe und höchsten, fruchtbaren Entfaltung; nur der Organismus der Kirche hebt ihn zu dieser Höhe geistigen Lebens. Es ist geradezu ein Irrthum und eine schwere Verkennung des Wesens der katholischen Kirche, zu sagen im Mittelalter habe das Individuum mit seiner Innerlichkeit sich aus der Kirche in einen Winkel des Gefühlslebens zurückziehen müssen, wie ihn die Mystik geboten habe mit ihrem Bunde der Gottesfreunde. Dies hatte nur die falsche, subjectivistische, krankhafte Mystik nöthig. Die wahre und echte Mystik, die ein reines, gesundes, unmittelbares Verhältniß zu Gott pflegte, die findet sich innerhalb der Kirche, in ihrer eigensten Mitte, und gerade die großen Kirchenmänner, ein h. Bernhard, Bonaventura, h. Thomas und Andere sind seine Vertreter; sie sind die Pfleger jenes erhabenen, innerlichen, unmittelbaren Gotteslebens, das so viele gottinnige, heilige Männer und Frauen erzeugt hat, welche durch ihr Gebet und Leben die Wohlthäter ihrer Zeit waren.

Man tadelt es ferner, daß nach dem h. Thomas „die eigentlich geistigen Aufgaben der Kirche bleiben" [1]), und daß ihr über alle Gebiete

[1]) Seite 39.

des Lebens die höchste Geistes-Autorität zukommen soll. Aber man entwöhne sich doch nur endlich ein Mal des Zerrbildes, das man sich von der Kirche gemacht hat, wonach sie engherzig und kleinlich nicht anders denn als eine verknöcherte Anstalt todter Formen und unheimlichen Geisteszwanges erscheint; man befreie sich doch ein Mal von der Einbildung, wonach man sich die Vertreter der Kirche nicht anders denn als herrschsüchtige und gewaltthätige Geistesdespoten vorzustellen vermag; man nehme die Kirche so, wie sie sich seit 1800 Jahren in der Wirklichkeit der Geschichte unleugbar bewährt hat, und man wird sie als „die Säule und Grundveste der Wahrheit" erkennen, auf welcher das reichste und edelste Geistesleben der Menschheit sich erbaut hat und stets erbauen läßt. Die Kirche, welche die Aufgabe hat, das dem Sinnlichen und Niedrigen, Zeitlichen und Materiellen zugeneigte Menschengeschlecht nicht bloß mit den Ideen des Göttlichen und Ewigen zu erleuchten, sondern auch von innen heraus die Herzen und Geister zuzurichten, daß sie tüchtig werden, das Göttliche im Irdischen, das Ewige im Zeitlichen zu verwirklichen, — diese Kirche, welche die ihr eigenthümliche Aufgabe, die höchste aller moralischen Aufgaben, gar nicht erfüllen könnte, wenn sie sich nicht auf die letzten, alles tragenden Principien des Denkens und Lebens stützen könnte, sie soll nicht auch die übrigen geistigen Aufgaben des menschlichen Lebens zu pflegen und zu fördern im Stande sein? Wenn die Kirche vor anderthalbtausend Jahren die schwierige Aufgabe gelöst hat, nicht bloß rohe Völker zu gebildeten Culturvölkern zu erziehen, sondern auch die gesammte Geistescultur der alten Welt durch die Stürme der Völkerwanderung in eine andere welthistorische Zeitperiode hinüber zu retten, so dürfen wir gewiß sein, daß sie, die sich geistig nicht geändert hat, seither um nichts ärmer oder schwächer geworden ist, so daß sie diese Aufgabe zum zweiten Male zu lösen außer Stande wäre. Alle, die nur einigermaßen den Charakter unserer Zeit zu beurtheilen vermögen, sind darüber einig, daß gerade unsere Gegenwart vielleicht den Wendepunkt bildet zur Eröffnung einer neuen Periode der Menschheitsgeschichte; daß wir mitten in einer Krisis stehen, die alles, was nicht mehr lebensfähig ist, ausscheidet, um Neubildungen Platz zu machen, die wir jetzt kaum zu ahnen fähig sind.

Wir leben jetzt nicht weniger in einer alles umwälzenden und umstürzenden Völkerwanderungszeit, als die war vor 1500 Jahren, wenn diese Völkerwanderung sich auch anders vollzieht, als damals. Aber so viel sehen wir doch: die neue Menschheitsperiode wird eine solche sein, welche alle Welttheile und Erdenvölker in den Kreis eines gemeinsamen geschichtlichen Lebens ziehen wird. Es scheint, daß die künftige Weltgeschichte eine nicht bloß auf die europäischen Culturvölker sich erstreckende, durch

sie sich vollziehende, sondern eine wahrhaft ökumenische sein wird, von welcher keine lebensfähige Race wird ausgeschlossen sein. Wenn nun aber bei dieser Neubildung auf noch unabsehbare Zeit hinaus die europäischen Völker an der Spitze der Menschheit stehen werden, wie einst die griechisch-römische Culturwelt auch noch ihre Höhe behauptete so lange, bis die große Völkerbewegung zum Stehen gebracht war und in sich selbst die Kraft der Initiative fand, so haben unsere europäischen Culturvölker doch keine Garantie, daß nicht ein Mal der Schwerpunkt der Weltgeschichte, sei es noch weiter gen Westen oder wieder nach dem Osten sich neige: wer wird nun da der Hort unserer bisherigen Geistescultur sein? Wer kann es sein? Doch gewiß nicht irgend ein Nationalstaat! Muß es nicht eine Institution sein, welche so universell und ökumenisch, so über alle Nationalitäten und Racen erhaben, so festgewurzelt in der Weltgeschichte, so gegründet auf unwandelbarem Fundamente, so vertraut mit den geistigen Bedürfnissen der Menschheit, so reich an dienstwilligen, ihrer hohen Aufgabe durch geistige und sittliche Bildung gewachsenen Werkzeugen ist, wie eben nur und allein die katholische Kirche sich zeigt?

Es darf auf Grund der Erfahrung der frühern Zeit mit Sicherheit behauptet werden, daß keine der bestehenden socialen Gemeinschaften politischer oder wissenschaftlicher Natur im Stande ist, den gesammten Schatz bisher erworbenen Geisteslebens intact zu erhalten und in seiner Wahrheit und Eigenthümlichkeit der Zukunft zu übermitteln, ja die fremden Racen und Völker zum Verständniß dieser uralten Geistesbildung zu erziehen, außer der katholischen Kirche. Thatsächliche Anzeichen deuten schon darauf hin, daß in Zukunft die „eigentlich geistigen Aufgaben der Kirche bleiben“ werden. Unsere Cultur drängt mit aller Macht darauf, die gesammte Jugendbildung immer mehr den materiellen Bedürfnissen der industriellen und technischen Culturförderung anzupassen; ja nicht nur dies: es macht sich bereits in sehr starken Strömungen die Tendenz geltend, der gesammten öffentlichen Bildung, anstatt, wie bisher, sie auf die idealen geistigen Erzeugnisse der Griechen und Römer zu gründen, die realen Naturwissenschaften und die Mathematik zur ausschließlichen Grundlage zu geben. Keinen Homer und Cäsar, sondern Kegelschnitte und Physik, lautet für unsere Gymnasien das Losungswort aus dem Munde hoher Akademiker, welche an der Spitze der Bildung unseres Jahrhunderts und der Zukunft stehen wollen. Unsere Staats-Bildungsanstalten werden den dringenden Forderungen des modernen, realistischen und materialistischen Culturfortschrittes nicht widerstehen können. Wo werden dann wieder die idealen Kunstschöpfungen des Alterthums ihre Pflegestätte finden? Wo anders, als nur in der

Kirche, welche niemals ihren Wurzelboden verleugnen wird, wenn sie auch ihre lebenskräftigen Zweige über Japan und Australien ausstreckt? Die Kirche mag sich ausbreiten bis an die breiten Gewässer des Mississippi oder bis an das Hochland des Himalaya, sie nimmt überall ihre lateinische Sprache und ihr in griechischen Denkformen entwickeltes Dogma mit, und so heften sich an ihre Ferse griechische Weisheit und römische Kraft, so weit sie auch wandert im Laufe der Jahrhunderte. So lernen auch heute die Söhne der stolzen Brahminen am Ganges lateinisch und studiren aristotelisch-thomistische Philosophie, wie vor tausend Jahren die Söhne der stolzen Franken und Sachsen sich in lateinischer Sprache und aristotelischer Dialektik zu üben anfingen. Wenn also schon vor einem halben Jahrtausend der h. Thomas zu einer Zeit, da es dieser Kirche gelungen war, selbst die rohe Gewalt kriegslustigen Ritterthums für hohe Ideale zu begeistern, und durch edele Institutionen zu sittigen und zu weihen, der Kirche „die eigentlich geistigen Aufgaben" zuweist, so hat er damit gewiß die Sachlage richtiger erfaßt, als die thun, welche die ideale Geistesbildung zusammt allen geistigen Aufgaben einem Staatswesen ausliefern, das, selbst nur ein Kind seiner Zeit, auch da, wo es sich auf die stärkste Macht stützt, allen Strömungen der Zeit und ihren schwankenden und zudem so materiellen Culturinteressen preisgegeben ist. Wenn selbst Deutschland, wo es gilt, durch Geistesbildung die gesunkenen Negerstämme seiner africanischen Besitzungen auch nur einigermaßen geistig und sittlich zu heben, nicht seine akademischen Schulmeister aufbietet, sondern die Missionäre zu Hülfe ruft, wie wagt es da die deutsche Philosophie noch zu bestreiten, daß die eigentlich geistigen Aufgaben der Kirche zukommen? So großen Aufgaben gegenüber, reicht da ein so gespensterhaftes Wesen, wie eine unsichtbare Kirche gleichgestimmter und gleichgesinnter Seelen, das Ideal unserer modernen Religionsfreunde aus? Oder bedarf es dazu nicht vielmehr einer wohl organisirten, mit höchster Geistesautorität ausgestatteten Kirche, die, ihrer hohen Mission eingedenk, eben so gut zu beten und zu leiden, wie zu arbeiten und zu herrschen versteht?

Wenn weiter dem h. Thomas vorgeworfen wird, daß er „in der Politik zunächst einfach Jünger des Aristoteles" sei, und wenn es charakteristisch sein soll, daß er ohne Bedenken eine Staatslehre annehme, die auf grundverschiedenen geschichtlichen Verhältnissen ruhe[1]), so verhält es sich damit wie mit der Naivetät des thomistischen Realismus. Sie wird da aufgesucht, wo sie nicht ist. Vergißt man denn, daß, wenn Thomas seine Staatslehre „zunächst einfach" auf den Principien der

[1]) Seite 38.

ariſtoteliſchen erbaut hätte, er dann nicht „ohne Bedenken“ die Kirche über den Staat hätte ſtellen dürfen? Hier geben ſich alſo grundſätzliche Verſchiedenheiten kund und principielle Unterſchiede, die den h. Thomas unendlich von Ariſtoteles trennen. Aber das iſt viel gewiſſer, daß die moderne Philoſophie von Hobbes bis Stahl und die „chriſtlich-germaniſchen“ Staatsidealiſten dem antiken Staatsbegriff principiell viel näher ſtehen als der h. Thomas. Wenn Ariſtoteles alles menſchliche Vernunftleben im Staate zur Verwirklichung bringen will; wenn für ihn der Staat die ſelbſt genugſame, keiner Ergänzung bedürftige Gemeinſchaft bildet; wenn er alle Lebensintereſſen und damit auch die religiöſen in ſeinen Bereich zieht, wer ſind da zunächſt einfach die Jünger des Ariſtoteles? — Thomas, der die geiſtigen Aufgaben der Kirche läßt und ihr „auch die höchſte Obergewalt über den Staat“ gibt, oder die moderne Philoſophie, welcher der Staat „der präſente Gott“ iſt, wie er ſich in der Sphäre des objectiven Geiſtes darſtellt, und die den Staat als die „vernünftig organiſirte Geſellſchaft ſchlechthin“ definirt? Man darf doch nicht mit Steinen werfen, wenn man ſelbſt im Glashauſe ſitzt.

Es ſoll ſogar „echt mittelalterliche Kurzſichtigkeit“ ſein [1]), die das Nahe nicht ſieht, daß ſich bei Thomas „keine Spur von einem chriſtlich-germaniſchen Staatsideal“ finde; aber das dürfte vielmehr ein ihm geſpendetes Lob ſein; denn Thomas beſaß einen viel zu nüchternen Blick, der nur auf vernünftige und reale Dinge ſich richtete, als daß er ſich mit dem verſchwommenen „Traumbild mancher Neuerer“ abgegeben hätte, zudem war er ja, wie vergeſſen wird, Neapolitaner und kein Schwabe oder Preuße; um für ein chriſtlich-germaniſches Staatsideal zu ſchwärmen, hätte er doch wohl Germane ſein müſſen.

Endlich bei den ökonomiſchen Lehren des h. Thomas treffen wir ein Mal auf einen Lichtpunkt! Da muß ſelbſt die moderne Philoſophie zugeſtehen, daß „dieſe auf einer ihrer Geſinnung nach unverwerflichen Grundlage ruhen, bei der Ariſtoteles und das Chriſtenthum zuſammenwirken“ [2]). Alſo doch wenigſtens ein Mal ein Einklang zwiſchen jenem und dieſem! Aber leider nützt es nichts: „der thatſächliche Lauf der Geſchichte hat ſowohl den wirthſchaftlichen Proceß anders zu faſſen, als neue Mittel zur Abhülfe ſocialer Noth zu ſuchen gezwungen“. „Die wirthſchaftliche Thätigkeit hat durch Verſchiebung der Verhältniſſe eine andere Stellung erhalten.“ Alſo wo ein Mal Ariſtoteles, Thomas und das Chriſtenthum in Einklang ſtehen, da ſind ſie alle drei antiquirt! Allein, wenn auch Zeiten und Verhältniſſe ſich noch ſo ſehr ändern, ſo werden darum „unverwerfliche Grundſätze“ weder werthlos noch unpraktiſch,

---

[1]) Seite 38. — [2]) Seite 43.

sonst wären sie eben nicht unverwerflich. Eben darum sind des h. Thomas ökonomische Lehren nicht antiquirt. Niemand aber sieht die thomistische Philosophie an, wie der Moslem seinen Koran oder der Rabbi seinen Talmud, als einen Codex von Satzungen, welche den Zweck haben, die Zeit und die Verhältnisse immer auf demselben Standpunkt zu erhalten. Die thomistische Philosophie hindert gar Niemanden, mit seinen Zeitgenossen nach neuen Mitteln zur Abhülfe socialer Noth zu suchen und am wirthschaftlichen Proceß sich thätig mit zu betheiligen. Sie bietet aber den Vortheil, daß sie dazu auch unverwerfliche Grundsätze an die Hand gibt; daß man nicht hin und her tastend in's Blaue hinein auf alle möglichen und unmöglichen Mittel verfällt zur Abhülfe der socialen Noth; daß man nicht communistische und socialistische oder Malthus'sche Mittel und derartiges in Vorschlag bringt, sondern daß man von der unverwerflichen Grundlage der ewigen Principien des Guten, des Sittlichen und des Rechts sich nach den geeigneten Mitteln umsieht, um den wirthschaftlichen Proceß nach gesunden Principien zu regeln und vor den abscheulichen Auswüchsen des industriellen Individualismus und Socialismus bewahren zu können.

Die thomistische Philosophie bewahrt auch vor jener gefährlichen Ueberschätzung der äußern Güter und des materiellen Besitzes, welcher auch die moderne Philosophie verfällt, wenn sie dem specifisch modernen Bewußtsein zustimmt, das den ökonomischen Proceß als „Selbstzweck“ [1]) auffaßt und demnach der irrigen Meinung ist, daß, weil die äußern Güter die Macht steigern, sie auch mit der Macht „Gehalt und Glück des Daseins“ steigern. Wir können das in keiner Weise als „ideelle Schätzung der materiellen Cultur“ taxiren, weil hier der Gehalt und das Glück des Daseins gar wenig ideal, sondern recht derb materialistisch aufgefaßt ist. Die Maxime dieser Schätzung lautet nüchtern und klar herausgesagt: je mehr Geld, desto mehr Macht, Genuß, Bildung, Cultur, also desto mehr Gehalt und Glück des Daseins. Es ist ja deutlich und consequent: wenn die Cultur höchstes Gut ist, wird der ökonomische Proceß zum Selbstzweck, und der ökonomische Proceß ist im Grunde identisch mit Gelderwerb. Dies erinnert an eine hübsche Anekdote, in welcher sich dieselbe „ideale Schätzung der materiellen Cultur“ wie bei unserer modernen Philosophie kundgibt. Der alte König Ludwig von Baiern wollte ein Mal Kunstschätze kaufen, welche Amschel Rothschild in Frankfurt commissionsweise zum Kaufe anbot. Der König schickte einen seiner gelehrten Kunstkenner hin. Nach beendigtem Geschäft lud Rothschild den Gelehrten zu Tisch, wobei allerlei von Kunst geredet wurde;

[1]) Seite 46.

das langweilte den jungen Sohn Rothschild's; da sagte der Alte: „Paß' auf, Amschelchen, jedes Wort des Herrn Professors ist n'n Ducate werth." Mit Ducaten läßt sich in der That der ganze Gehalt und das ganze Glück des Daseins auch unserer modernen Philosophie abkaufen. Ob diese Philosophie aber nun auch auf „unverwerflicher Grundlage" beruht?

Nicht ernstlich gemeint ist sicher der Vorwurf [1]), daß Thomas nicht Alle gleichmäßig zur Arbeit aufrufe, daß er aber ganz unbefangen von Sklaven spreche. Auch die moderne Philosophie wird doch wohl nicht gar „Alle gleichmäßig" zur Arbeit aufrufen wollen! Wie wollen aber solche, welchen der ökonomische Proceß Selbstzweck ist, die Sklaverei von welcher Thomas redet, auch nur scheel ansehen, während gerade der Selbstzweck ihrer modernen Cultur ein modernes Arbeiter-Sklaventhum hervorgebracht hat, das viel grausamer und unmoralischer ist, als die Leibeigenschaft und Sklaverei des christlichen Mittelalters war? So lange wir noch nicht hören, daß die moderne Philosophie die moderne Fabriksklaverei beseitigt hätte, sollte es doch dem alten Thomas nicht so arg verdacht werden, daß er noch ganz unbefangen von Sklaven redet.

Es sei anerkannt, daß „eine Philosophie, die als bleibende Norm verkündet wird, auch die Probleme, wenigstens im Princip lösen" muß. Aber wenn, wie bei Thomas, eine unverwerfliche Grundlage gegeben ist, wenn die Principien selbst richtig sind, dann sind ja eben in der That die Probleme „im Princip" gelöst. Diese Probleme, wie sie für seine Zeit factisch und praktisch vorhanden waren, hat der h. Thomas nach seinen Principien gelöst; daß nun seine Lösungen für unsere veränderten Zeiten und unsere ganz andern Verhältnisse nicht mehr alle in gleicher Weise zutreffen, das ist nicht ihm zur Last zu legen, als wären nun seine Philosophie und seine Principien falsch, sondern es entspringt daraus nur die Pflicht für uns, nun diese Principien auf unsere Verhältnisse und Bedürfnisse praktisch und richtig anzuwenden. Denn er hatte ja nicht die Aufgabe, eine Ethik zu schaffen ohne Rücksicht auf die Zustände seiner Zeit, die für jeden Ort und jede Zeit unter allen Umständen gültig und unveränderlich sein sollte. Eine solche Ethik ist überhaupt unmöglich und könnte nur in Darlegung der allerallgemeinsten Grundsätze bestehen. Eine Ethik, deren einzelne Vorschriften für alle Zustände der Menschheit gleiche Gültigkeit behielte, wird auch von der modernen Philosophie nicht erfunden werden können. Aber diejenige ist richtig, welche auf die ewig gültigen Principien des Göttlich-Guten sich

[1]) Seite 45.

erbaut. Diese Principien veralten nicht, wenn auch die Anwendung und der Gebrauch derselben immer sich ändern, und frühere Lösungen einzelner Zeitprobleme neuen weichen müssen.

Es ist durchaus nebensächlich, was der h. Thomas im Einzelnen über Geld, Zins, Arbeit, Sklaverei, Staatseinrichtung und vieles andere gelehrt hat, obwohl dies alles höchst beachtenswerth ist; aber nicht nebensächlich, sondern principiell ist es — und dadurch unterscheidet er sich von den modernen Moralphilosophen — daß ihm Gott der Urheber der sittlichen Weltordnung und des Rechtes ist, daß er Gott als den obersten Regenten der Welt anerkennt, daß er einen ewigen Unterschied setzt zwischen bös und gut, daß er dem sittlichen Handeln einen ewigen, das Natürliche und Materielle übersteigenden geistigen Lebenszweck vorstellt; daß ihm also die sittliche und rechtliche Ordnung keine Erfindung des autonomen Menschengeistes, Recht und Unrecht ihm keine relativen Begriffe, der Staat nicht Quelle des Rechtes und unverantwortliche Gewalt ist. Das ist die unverwerfliche Grundlage, welche festgehalten werden muß; mag dann auch die Lösung der einzelnen Probleme sich in hundert Fällen anders gestalten, als beim h. Thomas, eine solche Ethik ist doch echt thomistisch und in seinem Geiste und Sinne. „Thomisten im Sinne des h. Thomas gibt es nicht mehr," ist also ein unzutreffendes Urtheil; denn nur Thomisten, welche wie die Derwische ihren Koran und die Rabbiner ihren Talmud auswendig lernen und nichts damit zu machen wissen, — die gibt es freilich nicht und soll es nicht geben; aber Thomisten, welche ihrer Philosophie die Principien des großen Doctor angelicus zu Grunde legen und die einzelnen Disciplinen ihrer Wissenschaft auf diesen Principien mit den reichen Mitteln der modernen, wissenschaftlichen, positiven Errungenschaften neu auferbauen, die wird es geben, wenn man ihnen nur Luft und Licht gönnen und ihnen die Möglichkeit freier Bewegung nicht von vorn herein abschneiden wollte.

Aber den eigentlichen Grund der Furcht und des Mißtrauens gegen diese Philosophie haben wir erst noch zu besprechen. Es ist die Behandlung, die nach des h. Thomas System den Häretikern und Schismatikern widerfahren soll, diesen „Münzfälschern, für welche die härtesten Strafen nicht zu hart sind". Soll denn der Papst wieder entscheiden, ob und wie weit katholische Unterthanen häretischen Fürsten zu gehorsamen haben? Sollen protestantische Fürsten kein Recht mehr auf Gehorsam rechtgläubiger Unterthanen haben? „Sollen nun alle Protestanten des Todes sein," wird erschrocken gefragt? [1]) Wer sieht nicht im Geiste schon die Inquisitionskerker und die brennenden Scheiterhaufen, wenn gestattet

[1]) Seite 42.

wäre, öffentlich thomistische Philosophie zu lehren im modernen Staate? Darum darf man ja keine katholischen Universitäten aufkommen lassen. Wir wissen nicht, ob nicht doch vielleicht nur Kriegslist diese Geschütze gegen die thomistische Philosophie auffahren läßt, sind aber geneigt, die Furcht und den Schrecken für natürlich zu nehmen, wenn man erwägt, mit welchen Mitteln die Gemüther auch der Vertreter moderner Philosophie seit ihrer frühesten Jugend vor dem Katholicismus in Angst versetzt werden. Allein es wäre nun wenigstens für die Philosophie an der Zeit, sich darüber zu beruhigen. Die katholische Kirche respectirt jedes Recht. Wo ein akatholischer Fürst über katholische Unterthanen zu regieren hat, da kann er sein Haupt mindestens so ruhig jedem dieser seiner Unterthanen in den Schooß legen als seinen eigenen Glaubensgenossen, er braucht nicht zu fürchten, daß das Haupt der Kirche je seine Gläubigen des Gehorsams entbinde. Selbst wenn der akatholische Fürst, der rechtmäßig über katholische Unterthanen gebietet, den Glauben derselben schädigt, wird das Haupt der Kirche die Gläubigen anhalten, daß sie in allen Stücken gehorchen, außer in dem, was wider den Glauben geboten ist. Und vollends die Frage, ob alle Protestanten des Todes schuldig seien? Das kann doch nicht im Ernst gefragt sein; nach den thomistischen Principien liegt ja die Antwort so nahe. Die Strafen der Kirche gehen doch nur die an, welche die katholische Wahrheit kannten und bekannten und sie dann freiwillig mit dem Irrthum vertauschten. Dagegen die, welche unverschuldet im Irrthum erzogen wurden und durch fast unüberwindliche Vorurtheile abgehalten werden, die Wahrheit jemals zu erkennen, denen kann in keiner Weise ihr Irrthum zugerechnet werden.

Wir würden jedoch unserer Aufgabe nicht genügt haben, wenn wir nicht schließlich auch noch das Verhältniß der Autorität der Kirche zur Philosophie erörtern würden. Denn wenn vielleicht die ängstlichen Gemüther betreffs der Toleranz der religiösen Ansichten, in welchen sie erzogen wurden, sich beruhigen, so scheint doch der moderne Philosoph dem Thomismus schon deswegen sich widersetzen zu müssen, weil „Thomas nicht davon freizusprechen ist, daß er das Wissen dem Glauben, die freie Forschung der Autorität unterworfen hat“ [1]). Der Glaube und die Autorität der Kirche sind ein subjectives und objectives Hinderniß der freien Forschung; die Wissenschaft muß frei sein, unabhängig von Glauben und Religion, uncontrolirt von kirchlichen Autoritäten, das sind die ersten Grundsätze der modernen Philosophie, Axiome, ohne welche die Philosophie gar nicht möglich zu sein scheint. Wie aber, wenn diese Voraussetzungen vielleicht doch nur Vorurtheile wären? Wenn der

[1]) Seite 3.

h. Thomas das Verhältniß der Philoſophie zum Glauben nicht am Ende doch richtig dargeſtellt hätte? Das iſt ja anerkannt, daß er der Philoſophie ein ihr eigenes Gebiet, das der natürlichen Erkenntniß, rein und ſäuberlich nicht nur abgegrenzt, ſondern auch als ihre ſelbſtändige Domaine übergeben hat, wo der Geiſt nach den rein vernünftigen Principien und Geſetzen des Denkens nur nach eigener Methode zu operiren und die Wahrheit nicht allein zu finden, ſondern auch zum bewußten und begriffenen, aus Vernunftgründen bewieſenen Wiſſen zu machen hat. Der Glaube erſetzt ihm nicht das Wiſſen und macht ihm die Philoſophie nicht überflüſſig. Weder die Principien noch die Methode der Philoſophie dürfen ihm durch den Glauben beeinträchtigt oder durch die Autorität beeinflußt werden. Die Philoſophie ſoll und muß ihren eigenen Weg gehen, um die letzten Gründe der Dinge durch die Vernunft, ſoweit als ihr nach ihrer Natur möglich iſt, zu finden. Glaube und Offenbarung, Religion und Autorität haben es zunächſt und vorzüglich mit der Erkenntniß des Uebernatürlichen zu thun. Das iſt ihr eigenſtes Gebiet. Aber deshalb ſind dem h. Lehrer der Chriſt und der Philoſoph doch nicht zwei Menſchen, die nach verſchiedenen Richtungen auseinandergehen, ſo wenig als es für ihn zwei Wahrheiten gibt, eine chriſtliche, welche der philoſophiſchen widerſpräche, oder umgekehrt, ſondern für den h. Thomas iſt die Wahrheit eine einzige und der Forſcher nach Wahrheit eine einheitliche Perſon, Chriſt und Philoſoph zugleich; und wenn auch der Philoſoph aus ganz andern Quellen ſchöpft, auf ganz andere Principien ſich ſtützt, nach ganz anderer Methode operirt als der Theologe, ſo beſteht doch zwiſchen beiden kein Widerſpruch; die Grenze zwiſchen beiden iſt keine unüberbrückbare Kluft, keine feindliche Mauer, ſondern gerade weil beide getrennt und ſelbſtändig operiren, können beide einander fördern. Darum iſt die Theologie des h. Thomas ſo philoſophiſch; darin liegt ihr ſpeculativer Charakter, ohne daß ihm doch beide ſich vermiſchten. In ähnlicher Weiſe erwartet er nun auch vom Lichte des Glaubens eine Förderung der Philoſophie ohne Vermiſchung beider. Ihn würde es ein Vorurtheil dünken, zu meinen, die Vernunft müſſe nothwendigerweiſe das Licht des Glaubens ignoriren, meiden und ſich dagegen verſchließen. Er weiß, daß die Vernunft ihre eigenen Wege gehen muß in ihrem eigenen Licht, aber er weiß auch, daß die letzten Gründe der Dinge ſo tief liegen, dem Licht der Vernunft ſo ſchwer zugänglich ſind, daß ſo viele Gefahren des Irrthums, ſo viele Irrwege und Abgründe drohen, daß die auf ihr eigenes Licht angewieſene Vernunft lange ſuchen und taſten muß, bis ſie die Wahrheit findet, und dabei wirklich häufig zuerſt den ärgſten Irrthümern zur Beute wird oder gar in Skepticismus verſinkt. Dagegen vom Licht des Glaubens

unterstützt, vermag sie die Irrwege und Abgründe leichter zu erkennen und zu vermeiden, kann den steilen und schmalen Weg zur Wahrheit einhalten und geht sicherer vorwärts. Der Wanderer im Sonnenlicht geht ganz seinen eigenen Weg, bedarf seiner eigenen Kräfte, folgt einzig den ihm eigenen Gesetzen der Bewegung, trägt das Princip seiner Bewegungen ganz in sich selbst; seine eigenen Augen leiten ihn, genau wie bei dem Wanderer, der nur im Sternenlicht wandelt, dies auch der Fall ist; aber der Eine stößt und verirrt sich weniger als der Andere. Die Sonne erspart dem Ersten nicht das selbständige Gehen und nicht das Verfolgen seines eigenen Weges, stört und hindert in keiner Weise seinen Lauf, sondern fördert denselben auf's beste. Ganz dasselbe thut das Glaubenslicht bezüglich der Erkenntniß der natürlichen Dinge. Warum also sollte der Philosoph auf dieses Licht verzichten? Gehört es denn zum Wesen der Philosophie, daß sie zuerst alle Irrwege durchlaufe, in alle Abgründe stürze, über alle Hindernisse strauchele, um sich endlich auf den rechten Weg durchzutasten? Wäre es der Vernunft unwürdig, sich zugleich von einem höhern Licht beleuchten zu lassen? Die Wissenschaft soll frei sein; aber ist der Wanderer, der im Sonnenlicht seinen Weg geht, weniger frei als der, dem nur die Sterne leuchten? Der Irrthum unserer neuern Philosophie besteht darin, daß sie das Licht des Glaubens nicht als Licht glaubt anerkennen zu dürfen, weil sie die Natur dieses Lichtes nicht begreift; aber was würden wir von dem halten, der das Sonnenlicht meiden und lieber des Nachts wandeln wollte, weil unsere Erkenntniß der Natur des Sonnenlichts eine noch in vieler Hinsicht unvollkommene ist? Für den h. Thomas steht es fest, daß die göttliche Offenbarung ein Sonnenlicht der Wahrheit ist, das dem Sternenlicht der Vernunft nicht widerspricht, wenn es dasselbe auch an Kraft übertrifft. Daraus ergibt sich als die Regel seines Forschens, daß was in der Philosophie mit dem Licht der Offenbarung in Einklang steht, wahr sein *kann*, was ihm aber widerspricht, falsch sein *muß*, daß da in der Untersuchung ein Fehler gemacht sein muß, und daß darum die Untersuchung auf's neue zu beginnen ist nach rein vernünftigen Principien und rein vernünftiger Methode. Aber was sich ihm, im Licht der Offenbarung betrachtet, als falsch erweist, das muß doch auch philosophisch als in sich selbst falsch erkannt werden, gerade wie bei dem Uebereinstimmenden, um als philosophisch wahr zu gelten, die Arbeit, es als in sich selbst wahr durch evidente Gründe zu beweisen, nicht erspart wird. Ist etwa damit der Freiheit der Wissenschaft Gewalt angethan? Doch wohl nicht im Mindesten. Das Licht des Glaubens ist also für die Philosophie nicht ein constitutives Princip, sondern dient bloß zum regulativen Gebrauch, um hier doch auch ein Mal kantische Ausdrücke zu gebrauchen.

Ja, aber die Autorität der Kirche ist es, welche die Wissenschaft vergewaltigt! Als Autorität gilt die Kirche nur denen, welche sich zur Kirche bekennen; ihnen ist sie die göttliche Institution, welcher ein Schatz höchster, göttlicher Wahrheiten anvertraut ist, so daß sie als eine Säule der Wahrheit und ein Leuchtthurm höhern Lichtes mitten in dem Gewoge der sich stets ändernden und widerstreitenden Zeitmeinungen sich darstellt. Wer dies als gläubiges Glied der Kirche anerkennt, wird der nicht auch ihr Recht anerkennen, den schwankenden Meinungen und Hypothesen der Wissenschaft gegenüber, welche sich doch so gern für sichere Resultate und für unzweifelhafte Wahrheiten ausgeben, die höchste göttliche Wahrheit geltend zu machen und die Widersprüche mit dieser Wahrheit aufzudecken und als solche zu markiren? Oder wer sollte denn das thun? Dies gehört doch sicher zu den Pflichten der Lehrautorität der Kirche ihren Gliedern gegenüber. Aber überhaupt würden die Philosophie und die übrigen Wissenschaften nur dann mit Recht die Lehrautorität der Kirche auf diesem Gebiete bestreiten und könnten nur dann die kirchliche Einrede verstummen machen, wenn sie thatsächlich auf irgend einem der wissenschaftlichen Gebiete auch nur ein einziges, völlig sicheres und durch evidente Gründe unzweifelhaft gemachtes Resultat ihrer Forschungen aufweisen könnten, welches mit dem, was die Kirche als göttliche Wahrheit lehrt, in einem zweifellosen und evidenten Widerspruch stände, so daß nur die Alternative übrig bliebe, entweder auf das unbezweifelbare Resultat der vernünftigen Wissenschaft, also auf die Vernunft selbst, oder auf die christliche Wahrheit zu verzichten. Dieser Fall ist aber noch nie eingetreten, und er kann gar nicht eintreten der Natur der Sache nach, weil eben die göttliche Wahrheit keiner einzigen Vernunftwahrheit widerspricht, und Vernunft und Offenbarung in durchgängigem Einklang stehen. Die Wissenschaften können sich also auf keine Thatsache stützen, um die behauptete Unrechtmäßigkeit des Anspruchs der Kirche zurückzuweisen. Dadurch allein aber könnte die Kirche gezwungen werden, auf ihre Bestimmung, höchste Richterin der Wahrheit zu sein, Verzicht zu leisten, wenn sie dadurch mit dem obersten Geistesvermögen des Menschen, durch welches er alles richtet und beurtheilt, mit der Vernunft, in Widerspruch geriethe. So lange und weil aber dies in keiner Weise der Fall ist, wird man den Anspruch der Kirche, der nicht einem willkürlichen Belieben entsprungen ist, sondern eine ihrer wesentlichen Bestimmtheiten ausmacht, immer nur mit unzulänglichen Gründen bestreiten können.

Demnach dürfte also doch kein Forscher eine mit der Kirchenlehre nicht übereinstimmende Aeußerung in wissenschaftlichen Fragen thun? Warum denn nicht? Aeußert er seine Meinung als das, was sie ist,

als Hypothese, als methodologische Voraussetzung weiterer wissenschaftlicher Forschung, als bloß gesetzte Wahrheit zum Behufe der Lösung eines Problems, so wird er ungehindert operiren. Aber sobald diese Hypothesen sich für ausgemachte, evident bewiesene Wahrheiten ausgeben, bloß weil sie sich in irgend einer Weise als nützlich gezeigt haben, und an die Stelle der christlichen Wahrheit treten wollen, um dieselbe anzugreifen und zu verdrängen, wird der Widerspruch der Autorität nothwendig eintreten müssen, weil da eine Fälschung des Thatbestandes eintritt. Bei jeder Hypothese ist nur zweierlei möglich: entweder läßt sie sich stricte durch evidente Gründe als Wahrheit beweisen, oder sie ist dazu ungeeignet. Im ersten Falle läßt sich aber auch erweisen, daß sie der christlichen Wahrheit nicht widerspricht. Im andern Falle muß sie, weil sich ihre Wahrheit nicht erweisen läßt, es sich gefallen lassen, daß die göttliche Wahrheit sie verwirft, wenn sie sich für Wahrheit ausgibt und an deren Stelle setzen will.

Durch Glaube und Autorität wird in keiner Weise das Geistesleben der Menschheit beschränkt oder gehemmt. Indem der Glaube den Geist über die Sphäre des Natürlichen erhebt, erleuchtet er ihn auch im natürlichen Gebiete zu sicherm und allseitigem Streben nach Wahrheit. Und so muß es auch sein. Wenn der christliche Glaube es ist, der allein die letzten und für unser ganzes Dasein in Zeit und Ewigkeit wichtigsten Räthsel des Lebens uns zu lösen im Stande ist, wenn er unserm Leben den festen, sittlichen Halt, seine Bedeutung und seinen Werth verleiht; wenn er uns zum Höchsten und Besten praktisch befähigt; uns die Gemeinschaft mit dem Grund und Ziel der Welt erschließt, und den Anfang eines ewigen Lebens in uns setzt; wenn er uns die Hemmnisse des Weltlebens, die Schranken unserer natürlichen moralischen Kraft überwinden läßt, — wie sollte er nicht auch für unser natürliches Wissen und Erkennen die rechte Leuchte uns bieten, nicht das Licht auch auf diesem Wege sein können? Oder sollte unser Wissen und Erkennen allein ausgeschlossen sein aus der Sphäre dieses Lichtkreises? Sollte der Menschengeist verurtheilt sein, wenn alle seine übrigen Kräfte und Vermögen, sein Wollen und Begehren, sein Gefühl und sogar seine Phantasie durch das Licht des Glaubens geläutert und gereinigt, erleuchtet und gehoben, gestärkt und gestählt werden, daß allein sein Erkennen und Wissen im Dunkeln tasten müßten, um so nur ein wenig von der Wahrheitserkenntniß zu erlangen, welche unserer Vernunft hienieden vergönnt ist, und die zu erreichen sie auch bestimmt ist? Die christliche Wahrheit ist das Licht, das den ganzen Menschen erleuchtet, welches auch die Vernunft befähigt, ihren Zusammenhang und Einklang mit den höchsten, ausschlaggebenden Wahrheiten und heiligsten Lebensinteressen zu wahren, und welches den

Menſchen zu der Vollkommenheit bringt, für die er ſeinem ganzen Weſen und allen ſeinen Kräften nach geſchaffen iſt.

Die Philoſophie des h. Thomas iſt aber nun gerade eine ſolche, welche dieſen höchſten Intereſſen des Menſchengeiſtes nicht widerſtrebt, ſondern entgegenkommt; ſie ſetzt keinen Zwieſpalt im Menſchengeiſt zwiſchen Wiſſen und Glauben, zerreißt nicht die Einheit des Geiſteslebens, lenkt nicht Denken und Erkennen auf Ziele und Zwecke, die, in's Leere und Eitele führend, dem Göttlichen und Ewigen gerade entgegengeſetzt ſind, ſondern ſie eint alle geiſtigen Kräfte, indem ſie auch dem Wiſſen des Geiſtes die Richtung auf die ewige, unwandelbare, allein beſeligende Wahrheit in Gott gibt. Darin beſteht ihre Größe und ihre Würde, ihr Vorzug vor jedwedem andern philoſophiſchen Syſtem; darin liegt der tiefſte Grund ihrer Wahrheit und die Bürgſchaft ihrer Dauer; das aber macht ſie auch zum Stein des Anſtoßes und Fels des Aergerniſſes für Alle, welche lieber die Wahrheit nach ihrem Denken, als ihr Denken nach der Wahrheit zu richten, das ſtolze Verlangen tragen.

Die mittelalterliche Kunst

im Ordenslande Preußen.

Von

Prof. Dr. Dittrich.

Unter dem Ordenslande Preußen[1]) verstehen wir zunächst das Land östlich von der Weichsel, welches seit dem Jahre 1231 von dem deutschen Orden erobert, colonisirt und zu dem merkwürdigen Gebilde eines Ordensstaates organisirt wurde. Im Jahre 1282 kam dazu noch das Territorium Mewe nebst Pelplin, seit 1309 theils durch Kauf, theils durch Eroberung, das westlich der Weichsel gelegene Pommerellen, welches früher unter eigenen Herzögen stand. In diesem weiten Gebiete, dem eigentlichen Preußen und Pommerellen, werden wir die Spuren der Kunstthätigkeit des Ordens sowie der unter seiner Oberhoheit gebietenden Bischöfe, Klöster, Capitel zu verfolgen haben. Und dieses Land ist gar nicht so arm an Schöpfungen der alten Kunst; nur ist es wegen seiner Abgelegenheit viel zu wenig bekannt. Man kann auf das Ordensland anwenden, was Münzenberger in seinem trefflichen Werke über die mittelalterlichen Altäre Deutschlands in Bezug auf den deutschen Norden urtheilt: „Es sind dort Schätze aufgehäuft, deren Studium unserer heutigen Kunst in hohem Maße nützlich sein würde. Wir können daher allen Architekten, Malern, Bildhauern, die Herz und Sinn für die alte Kunst haben und sie recht kennen lernen möchten, nur auf das dringendste rathen, ihre Schritte auch nach dem Norden zu lenken und dort recht eingehende Studien zu machen. Sie werden mit reicher Belehrung und mit reger Begeisterung für die Kunstwerke unserer Vorväter zurückkehren“ [2]).

Die Werke der mittelalterlichen Baukunst, Plastik, Malerei u. s. w. im Ordenslande sind noch immer viel zu wenig erforscht und beschrieben. Zwar erschien schon am Anfange unseres Jahrhunderts ein mit guten Zeichnungen ausgestattetes Werk von Frick über die Marienburg[3]); diesem schlossen sich 1823 Büsching's gelehrte Untersuchungen über dasselbe Bauwerk an. Im Jahre 1833 und 1835 traten Gebser und Hagen

---

[1]) Ein Theil dieser Abhandlung bildete, mit entsprechender Einleitung, den Inhalt eines Vortrages auf der letzten General-Versammlung der Görres-Gesellschaft zu Danzig.

[2]) Zur Kenntniß und Würdigung der mittelalterlichen Altäre Deutschlands. Frankfurt a. M., 1885. S. 4.

[3]) Frick, histor. u. architekton. Erläuterungen der Prospecte des Schlosses Marienburg in Preußen. 1799—1803.

mit einem Werke über die Domkirche in Königsberg hervor. Auch Voigt in seiner Geschichte Marienburg's (1824) und in der Geschichte Preußens (1827—1839) hat aus den preußischen Geschichtsquellen vieles auf die Denkmäler der Kunst Bezügliche beigebracht. Dann währte es eine geraume Zeit, bis der hochverdiente Ferd. v. Quast die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den Reichthum und die hohe Bedeutung der Kunstdenkmäler im deutschen Osten hinlenkte. In den Jahren 1850 und 1851 erschienen zunächst in den ‚Neuen Preußischen Provincial-Blättern' „Beiträge zur Geschichte der Baukunst in Preußen" [1]), dann 1852 „Denkmale der Baukunst im Ermlande". Seitdem haben auch die historischen Vereine der einzelnen Territorien Ost- und West-Preußens auf dieses Gebiet ihre Forschungen ausgedehnt. Manchen Beitrag zur Bau- und Kunstgeschichte des Mittelalters brachten die ‚Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde Ermlands', die ‚Mittheilungen des ermländischen Kunstvereins', die ‚Altpreußische Monatsschrift'; die ‚Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins' enthält einen höchst beachtenswerthen Aufsatz von Töppen, der auch die Antiquitäten Elbing's behandelt: „Zur Baugeschichte der Ordens- und Bischofsschlösser", nicht zu gedenken kleinerer Mittheilungen und Aufsätze R. Bergau's in verschiedenen Zeitschriften. Ueber Danzig existirt eine eigene, ziemlich reichhaltige Litteratur. Neuerdings hat auch der westpreußische Provincial-Landtag in dem Bestreben, die geistigen Interessen der Provinz, Wissenschaft, Kunst und Kunstgewerbe zu fördern, und von der richtigen Erkenntniß geleitet, daß die Erforschung der Kunstdenkmäler als ein integrirender Theil der historischen Quellenforschung zu gelten habe, es unternommen, die in Westpreußen vorhandenen bemerkenswerthen Denkmäler der Baukunst, Sculptur und Kleinkunst durch Beschreibung und Abbildung zur Darstellung zu bringen, und in Baumeister Heise eine hierfür besonders geeignete und befähigte Kraft gewonnen. Bereits liegen drei Hefte vor, die Denkmäler der Kreise Carthaus, Berent, Neustadt, Pr.-Stargard, des Landkreises Danzig darstellend. Wenn wir nur die Namen Carthaus, Oliva, Pelplin, Dirschau nennen, so wird Jeder sofort erkennen, wie viel Interessantes schon diese drei Lieferungen bieten. Die Stadt Danzig, sowie das Ordenshaupthaus Marienburg sollen in besondern Monographieen behandelt werden. „Thorn im Mittelalter. Ein Beitrag zur Baukunst des deutschen Ritterordens" (Berlin 1885), so lautet der Titel eines andern hierher gehörigen Werkes von C. Steinbrecht, dem verdienten Leiter der Restaurationsarbeiten an der Marienburg. Die Wichtigkeit dieser Arbeit entspricht durchaus der hohen Bedeutung Thorn's und seiner

[1]) Bd. IX, 1 ff., 374 ff.; Bd. XI, 115 ff., 180 ff.

Kunstdenkmäler für die Geschichte der Kunst im Ordenslande. Wenn es gilt, Werth und Wesen zumal der mittelalterlichen Bauthätigkeit in Preußen zu erkennen, wird man immer auf diese Stadt, die erste Gründung des Ordens, den Hauptstütz- und Waffenplatz für die weitere Eroberung, die wichtigste Brücke, welche in Zeiten der Noth die Ritter mit ihren Hülfsquellen im Deutschen Reiche verband, die „Königin der Weichsel" in der Blüthezeit des Landes, als auf die ergiebigste Fundstätte zurückgehen müssen [1]).

Ist nun auch die Erforschung der ost- und westpreußischen Kunst noch immer im Fluß und Werden, so liegt doch immerhin Stoff genug vor, um mit dessen Benutzung und unter Zuhülfenahme der eigenen Beobachtungen und Forschungen ein richtiges Bild von einer wahrhaft großartigen und erfolgreichen Kunstthätigkeit im Ordenslande während der letzten $2^1/_2$ Jahrhunderte des Mittelalters zu entwerfen.

Als die Ordensritter im Jahre 1231 den Schauplatz ihrer künftigen Wirksamkeit betraten, fanden sie ein mit Sümpfen, Wäldern und Wildnissen bedecktes, mit zahlreichen Wallburgen bewehrtes und darum nur schwer zugängliches Land, bewohnt von dem kriegerischen und kriegstüchtigen Volke der Pruzzen, unter dem nur in den südwestlichen Grenzdistricten wenige Christen zerstreut wohnten. Und dieses Land hat der Orden — ein Beweis von großer Thatkraft und einem bewunderungswürdigen praktischen Sinn und Geschick — in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von etwa 100 Jahren erobert, colonisirt und weise organisirt, zu einem Staatswesen umgeschaffen, welches alle Bedingungen äußerer Wohlfahrt und innern Fortschrittes enthielt.

Man begann naturgemäß mit der Gründung fester Burgen und Schlösser als der Ausgangs- und Stützpunkte aller künftigen Operationen. Entsprechend dem Gange der Eroberung und Colonisation wurden solche Bauten zuerst im Culmer Land, an der Weichsel und am Haff, später, erst um die Mitte und gegen Ende des 14. Jahrhunderts, in dem mittlern, im südlichen und im östlichen Theile errichtet. Mit einem Netze von mehr als 200 Burgen und Schlössern haben so die Ritter das ganze Preußenland überspannt; diesen folgten die Bischöfe und Domcapitel in den ihnen zugewiesenen Antheilen, und gerade der Letztern Bauten gehören mit zu den schönsten und großartigsten [2]). Westlich der Weichsel bestanden bereits viele Burgen aus der Zeit der Pommerellen'schen Herzöge; diese wurden durch den Orden ausgebaut und neue errichtet, wenn auch nicht

---

[1]) Vgl. Steinbrecht a. a. O. S. 2. 5.

[2]) Eine Zusammenstellung einiger Burgen nach der Zeit ihrer Entstehung siehe ‚N. Pr.Pr.-Bl.' Bd. X, 470.

in gleich großer Zahl, weil dieſes Territorium nicht derſelben Vertheidigungsmaßregeln bedurfte. Um die Burgen herum, näher oder entfernter, ſiedelten ſich deutſche Coloniſten an und gründeten Städte und Dörfer; die bekehrten Stammpreußen aber wurden vereinigt in ſogen. Preußendörfern. Alle erhielten von dem Orden oder den Biſchöfen oder den Domcapiteln ihre Handfeſten, die ſichern Grundlagen ihrer Rechtsverhältniſſe. Zur Pflege der Religion und Bildung wurden, in der Regel gleichzeitig mit den Städten und Dörfern, Kirchen gegründet und mit Landbeſitz und andern Gerechtſamen für alle Zukunft feſt dotirt. Bald knüpfte der Orden auch Handelsverbindungen an oder förderte derartige Unternehmungen der Städte durch materielle Mittel und weiſe Ordnungen und Privilegien. Die Landescultur wurde durch hydro-techniſche Bauten gehoben, neben andern Flüſſen beſonders die Weichſel eingedämmt und dadurch der goldene Boden der Niederung gewonnen. Es wurden Canäle gegraben, zur Sicherung der Städte wie auch zu ihrer Verſorgung mit Waſſer Flüſſe oft von weither herangezogen und für induſtrielle Zwecke, Mühlenwerke, Kupfer- und Eiſenhämmer ausgenutzt.

Man wird ſagen: in dieſer Periode des Aufbauens und Organiſirens war keine Zeit und Muße für geiſtige Beſtrebungen, am allerwenigſten für künſtleriſches Schaffen, welches doch andere Bedingungen vorausſetzt, als ſie das Ordensland damals bot. Kein Geringerer als der um die Erforſchung der Kunſtdenkmäler Preußens hochverdiente Ferd. v. Quaſt und Andere nach ihm haben die Anſicht vertreten, daß der deutſche Orden während des 13. Jahrh. ſich weſentlich auf Noth- und Bedürfnißbauten, auf Burg-Anlagen mit Erd- und Holzbefeſtigungen und ebenſo auf ſchlichte Holzkirchen beſchränkt, und erſt gegen Ende des Jahrhunderts oder gar erſt im 14. Jahrhundert den Ausbau der Schlöſſer, Mauern, Kirchen von Backſtein in Angriff genommen habe, daß alſo, von vereinzelten Fällen abgeſehen, vor dem zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts von eigentlichen Kunſtbauten wohl nicht die Rede ſein könne. Allein gegen dieſe Meinung erheben ſich ſchon Bedenken ganz allgemeiner Natur. Die Zeiten des erſten friſchen und freudigen Schaffens pflegen nicht nur nach einer, ſondern nach vielen, man möchte ſagen, nach allen Richtungen hin herrliche Blüthen zu treiben, zumal wenn anderswo ſchon ähnliche Beſtrebungen herrſchen, und von da eine Anregung gegeben wird. Man denke nur an das 13. Jahrhundert; blühte es damals in Deutſchland nicht auf allen Gebieten, und mußte dieſe Blüthe nicht auch auf das im Oſten entſtehende Neu-Deutſchland befruchtend einwirken? Neuere Forſchungen haben aber auch der Anſicht v. Quaſt's nicht Recht gegeben, haben vielmehr die bedeutungsvolle Thatſache erwieſen, daß die Ritter, ſo bald ſie nur irgendwo feſten Fuß gefaßt hatten, vielfach ſchon um die

Mitte des 13. Jahrhunderts, von den provisorischen Noth- und Bedürfnißbauten alsbald zu Steinbauten übergingen und diese also gestalteten, daß sie mit Fug und Recht Kunstbauten genannt werden können.

Thorn, 1231 gegründet, hatte an den Stellen, die nicht durch die hier sehr breite und tiefe Weichsel geschützt waren, anfänglich nur Befestigungen aus Erdwällen und Palisaden, und doch bewährte sich die Burg in dem ersten Aufstande der Preußen (1242—53) schon als eine Hauptschutzwehr des Landes. Nach Unterdrückung des Aufstandes ging man sofort daran, die Holzburg in eine Steinburg umzuwandeln; 1253 begann der Bau des Schlosses, 1255 der der Stadtmauer [1]). Die massiven Befestigungen von Thorn dürften das Früheste sein, was in Preußen überhaupt in Backstein gebaut worden ist. Im Jahre 1259 erhielt die Stadt Thorn die Erlaubniß, ein neues Rathhaus zu errichten, weil das alte Gebäude bereits „verrottet und allzumalen baufällig" war [2]). Weil nur ein provisorischer Holzbau, hatte es nur wenige Jahre vorgehalten. Ein Theil des neuen, bald nach 1259 in Backstein aufgeführten Rathhauses ist uns noch in dem Thurm des jetzigen Baues erhalten. Das Schloß Thorn hatte natürlich auch seine Schloßkapelle. Im Jahre 1263 wurde schon ein Umbau derselben geplant, und zwar „opere sumptuoso", was wohl hier auf einen Steinbau gedeutet werden darf [3]). Die Gründung der Neustadt Thorn fällt in's Jahr 1264, auch die Anlage ihrer Stadtmauern.

Das erste Gotteshaus Thorn's, zugleich mit der Stadt gegründet, ist die Pfarrkirche St. Johann. Ihre ältesten Bautheile weisen auf eine Gleichzeitigkeit mit dem Schloß und der Stadtmauer hin, gehören also etwa dem Jahre 1260 an [4]). 1267 wurde die Marienkirche erbaut.

Wie in Thorn, so auch anderswo. Das Schloß von Culm erscheint 1267 bereits als ein Steinbau und wurde wohl schon mehr als ein Jahrzehnt früher massiv aufgeführt [5]). War ja doch das 1231 gegründete Culm zur Hauptstadt des Landes bestimmt. Bemerkenswerth ist auch, daß nach einer vorhandenen Urkunde von 1244 die Predigermönche von Culm einen Platz vor der Stadt zur Anlegung einer Ziegelscheune eintauschten. Sie dachten also schon daran, ihr Kloster nebst Kirche in Steinbau aufzuführen, woraus man schließen möchte, daß schon damals Schloß und Pfarrkirche in Stein vollendet waren [6]).

Der Dom zu Culmsee wurde 1251 gegründet und sollte nach einem Indulgenzbrief von 1252 „opere sumptuoso" aufgebaut werden. Sollte damit nicht wieder ein Steinbau gemeint sein?

---

[1]) Steinbrecht a. a. O. — [2]) A. a. O. 31. — [3]) A. a. O. 17.

[4]) A. a. O. 23. — [5]) Vgl. Töppen in der ‚Zeitschr. des westpr. Geschichtsvereins' Heft I. 1880. — [6]) Töppen a. a. O. 9.

Schon im Jahre 1246 erhielten die Dominicaner in Elbing die Erlaubniß, Chor und Kirche ihres Klosters in Ziegelbau auszuführen [1]). Sicher machte das Kloster von dieser Erlaubniß auch sehr bald Gebrauch, wie wir denn auch in dem Chor der jetzt noch bestehenden Dominicaner- oder Marienkirche trotz zweimaligen Umbaues den Rest einer ältern, noch dem 13. Jahrhundert angehörigen Kirche erkennen können [2]). Und sollte das Schloß von Elbing, welches im Jahre 1251 als domus — ein Ausdruck, der in jener Zeit nie von Holz-Wohnungen oder -Burgen vorkommt — bezeichnet und dem Landmeister zur Residenz angewiesen wird, nicht auch schon ein Steinbau gewesen sein? [3])

Das Schloß Königsberg hatte, wie überhaupt alle die ersten Burganlagen, ursprünglich nur Erd- und Holzbefestigungen, aber nicht lange; denn 1257, als die Ritter die Höhen, auf denen Königsberg liegt, mit dem samländischen Bischof theilten, lagen die Steine bereits auf dem Bauplatze, und in einer Urkunde von 1263 werden schon die muri — nicht moenia, was Befestigungen im Allgemeinen bezeichnet — des neuen Schlosses erwähnt.

Das Schloß zu Marienwerder, welches um 1256 an den Bischof von Pomesanien überging und von diesem bewohnt wurde, war gewiß kein bloßes Holzhaus. Im Jahre 1276 begann der Bischof den Bau eines zweiten Schlosses, natürlich eines massiven, in Riesenburg. Seit 1280 wurde auch der Nordflügel des Hochschlosses Marienburg aufgebaut, altgothisch mit romanischen Reminiscenzen [4]), in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts auch das Schloß von Mewe [5]).

Es ist sicher, daß gleichzeitig auch der ermländische Bischof Heinrich I. sein Residenzschloß zu Braunsberg in massivem Ziegelbau aufführen ließ.

Burg und Kapelle von Lochstädt am frischen Haff sind aus dem Jahre 1276.

Nach alle dem kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß die Ordensritter und die Bischöfe schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts einen großen Theil ihrer Schlösser und Kirchen in Steinbau aufgeführt haben.

Während des 14. Jahrhunderts erreichte die Baukunst im Ordenslande rasch ihre höchste Blüthe. Wieder geht Thorn voran, in baulicher Hinsicht überhaupt eine der interessantesten Städte des Landes [6]). Hier begann, zunächst mit dem Chor, 1309 der Bau der St. Jacobskirche,

[1]) De opere latericio. Cod. dipl. Warmiensis I, 14.

[2]) Ferd. v. Quast in ‚N. Pr. Pr.-Bl.' IX, 26. — [3]) Töppen a. a. O. 11.

[4]) Quast a. a. O. XI, 196. — [5]) Töppen a. a. O. 19. — [6]) Steinbrecht a. a. O. 10.

eines zwar beſcheidenen, aber äußerſt zierlichen Bauwerkes, welches wohl den Höhepunkt aller Kirchen des Ordenslandes bilden dürfte[1]).

Seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts wurde auch das Hochſchloß Marienburg weiter ausgebaut und zum Sitze des Hochmeiſters eingerichtet. Wahrſcheinlich war es Werner von Orſeln, der die Schloßkapelle im Innern ausſchmückte und ihr ein Portal gab, welches in der Detailbildung den höchſten Triumph des gothiſchen Ziegelbaues feiert, die ſogen. goldene Pforte. Hochmeiſter Dietrich von Altenburg (1335—41) erbaute die St. Annenkapelle mit der Gruft der Hochmeiſter, und über ihr die Verlängerung der Schloßkirche, deren Inneres er neu einwölbte. Von ihm rührt auch die Anordnung des Capitelſaales her nebſt dem alten Kreuzgange. Endlich hat er wahrſcheinlich auch den Bau des Mittelſchloſſes begonnen und in ihm den Conventsremter, den Triumph des Gewölbebaues, und die Schloßkapelle daſelbſt angelegt. Sein großer (zweiter) Nachfolger Winrich von Kniprode führte den Bau mit ſeinen herrlichen Gemächern zu Ende. Der berühmteſte Meiſter des Ordens iſt auch der Schöpfer des glänzendſten Bauwerkes geworden[2]).

Seit dem zweiten Drittel des Jahrhunderts erhoben ſich dann die großartigen Kathedralen des Ordenslandes, Königsberg ſeit 1333, Frauenburg ſeit etwa 1340, Marienwerder ſeit 1343, Culmſee, die zahlreichen Stadt- und Kloſterkirchen, auch viele Landkirchen, welche letztern gerade in Preußen, namentlich an der Weichſel, in Ermland und Samland, in ſo bedeutenden Abmeſſungen und ſo ungewöhnlich bedeutſamen Formbildungen erſcheinen, wie in wenigen andern Ländern[3]). Auch die alte St. Marienkirche zu Danzig wurde 1343 begonnen, die Kloſterkirche von Oliva aber nach einem Brande von 1348 oder 1350 erneuert und erweitert. Aus dieſer Zeit rühren her: die Gewölbe im linken Seitenſchiff, im Chor und Chorumgang, der Kreuzgang und der Capitelſaal.

Demſelben Jahrhundert gehören auch die Burgen und Schlöſſer des ſüdöſtlichen Theiles an. Um die Mitte des Jahrhunderts begann der ermländiſche Biſchof Johann I. den Bau der Schlöſſer von Röſſel und Seeburg, namentlich aber von Heilsberg, welches von ſeinem Nachfolger Johann II. (1355—72) zu Ende geführt wurde, ein Bauwerk, das zu den vollendetſten derartigen Anlagen zu rechnen iſt und bis heute noch den urſprünglichen trutzig vornehmen Charakter einer Ordensburg am treueſten bewahrt hat. In dem letzten Jahrzehnt vor der Schlacht bei Tannenberg (1410) wurde das Schloß von Ragnit erbaut, „nach dem Urtheile Quaſt's „vielleicht das großartigſte aller eigentlichen Feſtungs-

[1]) A. a. O. 27. — [2]) Quaſt a. a. O. XI, 197. 194. — [3]) Quaſt, Baudenkmale Ermlands S. 47.

ſchlöſſer Preußens“ [1]). Die Städte umgaben ſich mit Mauern, wehrhaften Thoren und Thürmen, ſchmückten ſich mit Rathhäuſern; ſo baute Thorn ſein Rathhaus größer und prächtiger neu 1393.

Wer etwa um's Jahr 1400 das Ordensland durchreiste, konnte, von anderm abgeſehen, in baulicher Hinſicht nur die günſtigſten Eindrücke empfangen. Zahlreiche Dörfer mit oft großen, immer aber zierlichen Kirchen, Städte mit hohen Mauern, auf ihnen, dicht an dicht, mächtige Wehrthürme und burgartige Thore, trotzig-kriegeriſchen Ausſehens. Und über die Häuſer mit ihren hochragenden, durch ſpitzbogige Niſchen und Blenden, durch Fenſter und Pfeiler gezierten Treppengiebeln ragten die Kirchen hervor, oft mehr als eine in mittelgroßen Städten, deren hohe und mächtige Thürme, ein ſprechender Ausdruck mittelalterlichen Geiſtes, Stadt und Land weithin beherrſchten.

Und welchen Charakter trugen alle dieſe Bauten an ſich?

Der Charakter eines Bauwerkes beſtimmt ſich im Allgemeinen nach dem in einer Zeit herrſchenden Bauſtil, ſodann aber auch nach dem eigenthümlichen Geiſte, den Geſetzen und Traditionen eines Inſtituts.

Die Ordensſchlöſſer ſind im Weſentlichen Ab- und Nachbilder der mittelalterlichen Klöſter: ein quadratiſcher Bau mit einem innern Hof und Kreuzgang, in einem Flügel die Schloßkapelle. Den Stil ſelbſt betreffend, ſo hatte ſich zur Zeit, als der Oſten coloniſirt und mit Bauten bedeckt wurde, bereits aus der romaniſchen Bauweiſe der ſogen. gothiſche Stil herausgebildet, und zwar befand ſich derſelbe noch in dem Stadium des Ueberganges, in welchem ältere und neuere Formen ſich vermiſchen, oder auch ſchon in dem der ſchlichten, einfachen, ſtrengen Frühgothik. Auch die Meiſter der Backſteinbauten Norddeutſchlands hatten um jene Zeit die romaniſchen Formen ſo ziemlich fallen laſſen und ſich den gothiſchen zugewandt. Dieſe Uebergangs- bezw. frühgothiſche Bauweiſe übertrugen nun die Ordensritter, die ſich damals noch vorwiegend aus dem Norden recrutirten, nach Preußen, und haben ſie hier in dem Backſteinmaterial mit großer Liebe und Meiſterſchaft gehandhabt. Die früheſten Ordensbauten waren, wie die noch vorhandenen Reſte beweiſen, alle in einem vorzüglichen, mit großer Sorgfalt ausgewählten und bereiteten Material techniſch geſchickt ausgeführt, dabei äußerſt ſchlicht und einfach, mit nur ſpärlichem Zierrath von horizontalen Frieſen und Stromſchichten, von Blenden und Spitzſchilden geſchmückt, außerdem faſt immer von überraſchend ſchönen Verhältniſſen. „Die Thürme von Thorn,“ ſo urtheilt der neueſte Erforſcher der dortigen Kunſtdenkmäler, „ſind durch Krönungen, Blenden, Fenſter in guten Verhältniſſen gegliedert; jedes

[1]) ‚N. Pr. Pr.-Bl.‘ XI, 195 ff.

Eckchen, jede Thüre, jedes Fensterchen ist mit einfachen Mitteln zierlich und wirksam gestaltet und geschmückt." Charakteristisch ist die große Einfachheit. „Gerade die wirksamsten Verzierungen, z. B. das Thurmgesims, die Thürkrönung sind ohne Formsteine hergestellt; die Formsteine sind in der Regel nur für untergeordnete Zwecke und zum großen Theil nur aus praktischen Rücksichten angewendet, z. B. bei Thürkanten, Fensterleibungen, Lichtschlitzen, an Treppenspindeln, Kragungen, Decksteinen." Aehnlich ist es mit den glasirten Steinen. „Sie treten nicht als Zierrath auf, sondern dort, wo sie einen praktischen Zweck haben, z. B. an der Treppenspindel" [1]). Der alte Thurm des Thorner Rathhauses trägt alle Merkmale der frühgothischen Bauten an sich: vortreffliche technische Ausführung, einfache und originelle architektonische Gliederung. „Es ist ein Prachtstück der Profan-Baukunst des Mittelalters" [2]).

Aehnliche stilistische Eigenthümlichkeiten wie die ältesten Thorner Bauten zeigen andere Ordensniederlassungen im Culmer Land, an der Weichsel und am Haff [3]). Das Hochschloß von Marienburg ist noch ebenso einfach, so würdig und gediegen [4]). Einige Theile der Kathedrale von Culmsee, jedenfalls noch dem Bau angehörig, welchen Bischof Heidenreich nach dem Jahre 1251 zu errichten anfing, sind noch im romanischen Stil gehalten [5]).

Erwähnen wir hier auch, wenngleich sie in ihren ältesten Theilen nicht zu den Ordenskirchen gehört, die Klosterkirche zu Oliva. In ihrer Hauptanlage stammt sie noch aus der Zeit zwischen 1239 und etwa 1253 und war das älteste Bauwerk in ganz Ost- und Westpreußen. Die Theile, welche in dem gegenwärtigen Bau noch vorhanden sind, z. B. die Arkaden des Mittelschiffes, einige Capitäle, zeigen noch durchweg die Bauformen des Uebergangsstiles [6]).

Die Techniker haben in dem Vorkommen von Sterngewölben in den Ordenskirchen lange ein Merkmal ihres spätern Ursprunges erkennen wollen. Ferd. v. Quast bezeichnet als das älteste Sterngewölbe das in der Lady Chapel zu Lichfield in England (1296—1321), in Deutschland das der 1310 erbauten Briefkapelle zu Lübeck, und nimmt eine Uebertragung von dort nach Preußen an [7]). Allein es findet sich, wie neuerdings Steinbrecht nachgewiesen hat, schon im Mitteljoche des bald nach 1250 entstandenen Chores der altstädtischen Pfarrkirche St. Johann zu Thorn ein Sterngewölbe, ebenso in dem Chor der 1276 erbauten

---

[1]) Steinbrecht a. a. O. 22. — [2]) A. a. O. 31. — [3]) A. a. O. 5. — [4]) Quast a. a. O. XI, 1. — [5]) A. a. O. IX, 23. — [6]) Hirsch in ‚A. Pr. Pr.-Bl.' XI, 37. — [7]) ‚A. Pr. Pr.-Bl.' XI, 120. 123.

Schloßkapelle zu Lochstädt, in der Kapelle und dem Capitelsaal der auf 1300 anzusetzenden Burg Rheden, in dem Capitelsaal der Marienburg etwa 1309 und in dem gleichzeitigen Chor der St. Jacobskirche zu Thorn. Bei dieser Sachlage könnte man sich sogar für berechtigt halten, dem Ordenslande Preußen die Erfindung des so wirkungsvollen Sterngewölbes zuzuschreiben [1]).

Die Baukunst im Ordenslande bewahrte ihre Einfachheit und durchsichtige Klarheit, die Schönheit der Verhältnisse und die Reinheit der Formen bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts. Gegenüber den reichen Kirchenbauten des Westens ist die Grundform eine sehr einfache — ein Ausdruck des Wesens, welches überhaupt die Colonisirung des Ostens kennzeichnet: nüchterner Verzicht auf allen überflüssigen Luxus, eine gewisse Knappheit und Abgemessenheit, eine fast klösterliche Strenge und Einfachheit. Daher auch die Vorliebe für den geradlinigen Chorabschluß. Je mehr nach Osten, desto seltener findet sich der polygone Chorabschluß, östlich von der Weichsel nur bei sehr wenigen Kirchen (Braunsberg, Schalmey, Elditten). Lettner, welche den Chor von dem Langschiffe abschließen, hatten die Domkirche zu Königsberg, die Kirchen St. Johann und St. Jacob zu Thorn [2]). Die mehrschiffigen Kirchen sind mit nur wenigen Ausnahmen (Wormditt) hohe Hallenkirchen mit Sterngewölben über meistens achteckigen Pfeilern. Im Westen erheben sich massive hohe Thürme, durch aufsteigende Nischen, Blenden, Schallöcher oder auch durch Abtheilung in Stockwerke gegliedert. Der Abschluß war der Regel nach pyramidal oder, zumal bei Landkirchen, ein Satteldach mit Treppengiebeln. Charakteristisch sind die reichen und malerischen Ostgiebel, mit spitzbogigen Blenden und Pfeilern gegliedert, an der Dachschräge in Pfeilerfialen oder Abtreppungen abschließend. Bei größern Hallen-Kirchen überspannt entweder ein kolossales Dach alle drei Schiffe, oder es laufen wohl auch drei Satteldächer neben einander, wodurch das äußere Ansehen, namentlich wenn jedes Dach seinen besondern Giebel hat, ungemein malerisch wird.

Gegenüber den frühesten Ordensbauten ist im 14. Jahrhundert ein Streben nach reicherer decorativer Wirkung nicht zu verkennen. Schon die Sterngewölbe, welche das ältere, reinere und strengere Kreuzgewölbe nun überall verdrängen, verrathen es, sodann die häufigere Anwendung verschiedenfarbig glasirter Steine zur Belebung des äußern Mauerwerkes, wovon St. Jacob zu Thorn das vollendetste Muster zeigt, sowie der Formsteine an Fenstern, Nischen, Blenden, Thürleibungen, zumal an dem Hauptportal. Auch liebte man um das Gebäude im Innern und Aeußern sich herumziehende geputzte, bemalte, oder auch aus Maßwerk oder

[1]) Steinbrecht a. a. O. 29, Anm. 10. — [2]) Steinbrecht a. a. O. 28.

ornamentirten Plättchen gebildete Friese. Eine Eigenthümlichkeit, die sonst nirgends im Norden vorkommt und auf orientalischen Ursprung hinweist, sind die aus quadratischen Ziegelsteinen oder Plättchen mit gothischen Majuskelbuchstaben hergestellten Inschriftenfriese und Bogeneinfassungen. Man sieht solche in der Vorhalle des Domes zu Frauenburg, im Chor wie am Aeußern der St. Jacobskirche zu Thorn, am Aeußern der hl. Leichnamskirche zu Elbing, wo die Inschrift unter den Fenstern rund um die Kirche, gleichmäßig an den Wandflächen wie um die Strebepfeiler, herumläuft. Als Bogenverzierung finden sich solche Inschriften zu Lochstädt und zu Schloß Bürgeln, wahrscheinlich auch ehemals am Hochschloß zu Marienburg [1]).

Im 15. Jahrhundert trat auch in der Bauthätigkeit eine große Veränderung ein. Nachdem der Orden seine Aufgabe erfüllt, stieg er rasch von der ursprünglichen Höhe herab und ging immer mehr und mehr einem innern und äußern Verfall entgegen. In der Schlacht bei Tannenberg, 1410, sank die Blüthe der Ritter unter dem Schwerte der Polen und Lithauer dahin und mit ihnen brach die Macht des Ordens, der sich von diesem Schlage nie mehr erholt hat. Der Rückschlag dieser Katastrophe auf alle friedlichen Unternehmungen konnte nicht ausbleiben; auch die Bauthätigkeit erlahmte. Nur die Marienburg, welche bei der Belagerung nach dem Jahre 1410 schwer gelitten hatte, wurde in ihren zerstörten Theilen erneuert und mit stärkern Befestigungswerken versehen.

Inzwischen waren unter den günstigen Vorrechten und weisen Ordnungen, welche der Orden seinen Unterthanen gegeben hatte, die Städte erstarkt; es blühte Handel und Wandel, es wuchs der Wohlstand und mit ihm das Selbstgefühl. Wie in den Städten, so bei dem Landadel. Und in dem Maße, als deren Macht aufstieg, trat die des Ordens zurück. Bald warfen, in dem sogen. Städtekrieg (1454—1465), die Städte das längst unbequeme Joch des Ordens ab und stellten sich im Frieden zu Thorn (1466) unter den Schutz Polens. In der Siegesfreude über die erlangte Freiheit erwachte von neuem die Kunstthätigkeit in den Städten und fand ihren Ausdruck in hochstrebenden Bauten von gewaltigen Dimensionen. Thorn erhöhte damals das niedrige basilikale Hauptschiff der Pfarrkirche St. Johann zu einem 27,50 Meter hohen Hallenraum. In Folge dessen macht zwar das Innere einen überraschenden, großartigen Eindruck, aber das schöne Ebenmaß von früher war verloren und die äußere Erscheinung des Gebäudes geradezu entstellt [2]).

Danzig, das schon in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts den Umbau des Chores seiner alten Marienkirche begonnen hatte, brach

[1]) Quast a. a. O. XI, 36 ff. — [2]) Steinbrecht a. a. O. 45. 25.

nun auch das Langhaus ab, um den heute noch vorhandenen Neubau aufzuführen (1484—1503). Dieſe Thatſache charakteriſirt zu ſehr den Geiſt jener Zeit, als daß wir es uns verſagen könnten, darauf noch näher einzugehen. Nach neuern Unterſuchungen war die alte, 1343—1359 erbaute Marienkirche keineswegs, wie ihr Geſchichtſchreiber behauptet hat, „ein gewöhnliches, mittelmäßiges Gebäude“ [1]). Sie war vielmehr eine nicht unbedeutende Kirche, damals die größte Danzig's, größer als St. Katharina und St. Nicolaus, und würde, wenn ſie heute noch ſtände, nur von der Trinitatiskirche an räumlicher Ausdehnung übertroffen werden. An Conſequenz der Conſtructionen, an Adel und Schönheit der Formen überragte ſie bei weitem die jetzige, in ihren Formen ſchon rohe und ſelbſt in den reicher ausgebildeten Theilen ganz handwerksmäßig behandelte und nur wegen der Koloſſalität ihrer Verhältniſſe, der maleriſchen Geſammtwirkung ihres Innern und ihrer reichen Ausſtattung mit Kunſtwerken mit Recht bewunderten Kirche. Das alte Gotteshaus konnte den ſchönſten und größten Kirchen, welche in der Blüthezeit des Ordens entſtanden waren, den Domen von Königsberg, Frauenburg, Marienwerder, der St. Nicolaikirche zu Elbing, der Schloßkirche zu Marienburg an die Seite geſtellt werden. Es gibt gegenwärtig in Danzig, vielleicht die durch ihr herrliches Gewölbe ausgezeichnete Nicolaikirche ausgenommen, keinen Bau, welcher an Schönheit der Compoſition und architektoniſcher Detailbildung mit der alten Marienkirche ſich vergleichen ließe [2]). Was trieb denn die Danziger, dieſes herrliche Bauwerk abzubrechen? Das durch den Reichthum und die Macht der ſeit 1466 freien Stadt hochgeſteigerte Selbſtgefühl fand nicht mehr ſein Genüge in dem zwar durch künſtleriſche Schönheit hervorragenden, aber nur beſcheidenen Kirchengebäude; es wollte ſich einen Ausdruck ſchaffen in einem größern, wo möglich dem größten und reichſten Gotteshaus, wie es einige der reichen norddeutſchen Handelsſtädte längſt beſaßen. Das iſt die gegenwärtige Marienkirche, und mehr iſt ſie nicht. Sie kann imponiren durch ihre hohen und lichten Räume, durch ihre koloſſalen Verhältniſſe; es fehlt ihr aber die künſtleriſche Weihe der wahren Schönheit.

Der Orden hat ſich ſeit dem Städtekriege zu einer bemerkenswerthen Bauthätigkeit nicht mehr aufgerafft. Nur die St. Johanniskirche von Marienburg, welche in den letzten Kämpfen um den Beſitz der Stadt arg verwüſtet, faſt zerſtört worden war, wurde noch nach dem Jahre 1466 nothdürftig erneuert. Die vielen techniſchen und künſtleriſchen Unvollkommenheiten derſelben documentiren bereits den Niedergang der mittel-

---

[1]) Hirſch, die Oberpfarrkirche St. Marien I, 42.

[2]) Vgl. R. Bergau, die alte Marienkirche zu Danzig. Leipzig 1868. S. 15.

lterlichen Kunst, wie auch den Niedergang des Ordens. Denn dieses roßartige Institut hatte sich überlebt. Nachdem die Ritter ihre Aufgabe rfüllt, das Preußenland erobert, colonisirt, christianisirt und zu einem lühenden Staatswesen erhoben, da hätten sie abtreten müssen. Da eine Kriege mehr zu führen waren, ergaben sich die Ritter, abweichend von der Strenge ihrer Regel, einem Leben der Ruhe und des Genusses, und dieses führte sie einem raschen Falle zu. Es war ein weiser Gedanke des ermländischen Bischofs Lucas Watzelrode, als er am Ende des 15. Jahrhunderts dem apostolischen Stuhle den Rath ertheilte, den Orden nach Podolien zu verlegen, damit er im Kampfe gegen die Türken eine seinem Grundstatut entsprechende Thätigkeit erhalte und so zu neuem Leben, zu neuer Blüthe sich erheben könnte.

Mit dem Untergange des Ordens, welcher zusammenfällt mit dem Umsturz der mittelalterlichen Institutionen, erstirbt auch in dem deutschen Osten im Großen und Ganzen die mittelalterliche Kunst, zumal die Baukunst. Die Renaissance, welche, von Italien ausgehend, über Frankreich ihren Siegeslauf durch die ganze civilisirte Welt hielt, hat auch im Ordenslande den mittelalterlichen Baustil verdrängt und an Stelle der aus dem christlich-deutschen Geiste und im Anschluß an die deutsche Natur entstandenen Formenwelt die antike gesetzt. Freilich hielt sich im Osten das Alte sehr viel länger als anderswo. Ich will hier nicht reden von den Bauwerken im Uebergangsstil, welche namentlich in Danzig ein so eminent malerisches Gepräge tragen. Man denke nur an das Zeughaus. Die hohen Gewölbe im Mittelschiff und Kreuzschiff von Oliva stammen aus dem Jahre 1582, die des zweischiffigen Sommer-Refectoriums aus dem Jahre 1594, ein Beweis, wie neben der modernen italienischen Baukunst auch der gothische Gewölbebau noch geübt wurde. Der Trinitatisaltar im nördlichen Seitenschiff, das Werk eines Danziger Meisters aus dem Jahre 1604—1606, gehört ebenfalls hierher. Nicht nur ist die ganze Anlage des untern Stockwerkes gothisch, auch einzelne Theile, z. B. das Mittelstück und die noch ganz wie ein Flügelaltar gebildete obere Nische für das Muttergottesbild, zeigen viele gothische Formen und Motive.

Es dürfte Viele überraschen, aber es ist Thatsache, daß noch im Jahre 1681 in Braunsberg eine ganz gothisch gehaltene Kirche, die Trinitatiskirche der Neustadt, erbaut wurde, wohl der letzte Ausläufer der mittelalterlichen Baukunst auf dem europäischen Continent.

Wenden wir uns nunmehr zu einer kurzen Betrachtung der andern Zweige der mittelalterlichen Kunst im Ordenslande. War auch, wie überall im Mittelalter, die Architektur die maßgebende, alles beherrschende Kunst, so blieben doch auch die Malerei und Sculptur, wenn auch nur

im Dienſte der königlichen Kunſt der Architektur, nicht ohne liebevolle Pflege.

Bei der Vorliebe des Mittelalters für reichen und friſchen Farbenſchmuck dürfen wir es nicht anders erwarten, als daß auch die Kirchen des Ordenslandes einer maleriſchen Ausſchmückung nicht ermangelt haben werden. Wenn ſchon das äußere Mauerwerk durch wechſelnden Steinverband, durch vielfarbig glaſirte und zu manchfachen Muſtern zuſammengeſtellte Steine, durch Ornament- und Inſchriften-Frieſe belebt war, wie das alles am beſten die St. Jacobskirche zu Thorn beweiſen kann, die uns erſt neuerdings Steinbrecht in ſeinem vortrefflichen Werke über die Baudenkmäler Thorn's in ihrer urſprünglichen Schönheit vorgeführt hat, um wie viel mehr wird dies bei dem Innern der Kirchen der Fall geweſen ſein! Im Chore der St. Johanniskirche zu Thorn iſt einſtmals die polychrome Behandlung beſonders ſchön geweſen. Die Dienſte und der Triumphbogen waren mit ſchwarz glaſirten Steinen geſchichtet, die Wände im Ziegelton gehalten und um die Fenſter breite Umrahmungen in Grün, Schwarz, Graublau und Weiß gezogen. Nach einer urkundlichen Nachricht war die Decke mit Blumen und Wappenſchildern bemalt, und im Chor befanden ſich Bilder der Evangeliſten. Alles ſchlummert jetzt unter dicker Tünche. Das Gewölbe im Thurm derſelben Kirche zeigt eine ſo ſchöne und einfache Decoration, daß ſie wohl nachgeahmt zu werden verdient[1]). Man iſt zu der Annahme berechtigt, daß wenigſtens in den Dom- und den größern Stadtkirchen, wo nicht die natürliche Farbe des Backſteins den farbigen Schmuck überflüſſig machte, die verputzten Wände mit Darſtellungen aus der hl. Geſchichte, die Gewölbe mit friſchen Ornamenten belebt und geſchmückt geweſen ſind.

Solche Bilder ſind denn auch bei den neuerlichen Reſtaurationen vielfach zu Tage getreten. Im Königsberger Dom kamen bei der Erneuerung eines Denkmals an der Südmauer des vordern Chores Heiligenbilder auf blauem Grunde zum Vorſchein. Sie umgaben, dicht nebeneinander ſtehend, ſicherlich den ganzen Chor[2]).

An den Wänden des Langhauſes der Kathedrale zu Marienwerder zog ſich unter den Fenſtern ein etwa 10 Fuß hoher, großartiger Bilderfries herum, welcher wahrſcheinlich bald nach Vollendung des 1343 begonnenen Baues, alſo am Ende des 14. Jahrhunderts, gemalt wurde. Nachdem die Wandgemälde beim Uebergange des Domes an die Proteſtanten, wahrſcheinlich noch im 16. Jahrhundert, mit Putz überſtrichen

---

[1]) Steinbrecht a. a. O. 26, 25 und Taf. V.

[2]) Hagen und Gebſer a. a. O. 100.

und seitdem gänzlich vergessen worden waren, entdeckte sie Ferdinand v. Quast im Jahre 1862 unter der Tünche und veranlaßte ihre Bloßlegung. Soweit möglich, sind dieselben, vielfach freilich nur mit Nachhülfe der frei schaffenden Phantasie, wieder hergestellt worden. Es sind eigentlich mehr Zeichnungen als Gemälde; die mit dunkeler Farbe sehr energisch gezeichneten Umrisse sind mit einfachen Localfarben ohne Schattirung ausgefüllt. Wahrscheinlich setzte sich der Bilderfries auch unter den Fenstern des Chores fort, wurde aber später übertüncht und durch die noch jetzt vorhandene Reihe der Hochmeister- und Bischofs-Bilder ersetzt (um 1500) [1]).

Auch im Kreuzgange des ehemaligen Klosters Pelplin hat man vor kurzem ein die Fußwaschung und die Kreuzigung Christi darstellendes Wandbild entdeckt, welches dem 14. Jahrhundert angehören dürfte [2]). Es ist neuerdings durch Maler Weinmayer aus München sorgfältig gereinigt und restaurirt worden.

Die Wände der kleinen Kirche des Dorfes Arnau bei Königsberg bergen unter der Tünche einen ganzen, fortlaufenden Cyclus von bildlichen Darstellungen, nach einigen zu Tage getretenen Stücken zu urtheilen, wahrscheinlich eine ganze Biblia pauperum mit mehr als dreißig Bildern.

Der Bilderreichthum der Marienkirche im Schlosse zu Marienburg ist erst unlängst, nachdem die Tünche entfernt worden, freilich vielfach nur in schwachen Resten, sichtbar geworden und durch Baumeister Steinbrecht und Maler Weinmayer so viel möglich entziffert und im Stil des Mittelalters erneuert.

Auch die Wände der neuen Hochmeisterkapelle im Mittelschloß waren mit Bildern decorirt. Daß überhaupt dieses Schloß nach seiner Vollendung mit malerischem Schmuck ausgestattet wurde, beweisen mehrfache Mittheilungen in dem noch erhaltenen sogenannten Treßlerbuche. „Noch bezeugen Reste der Malerei in dem obern Hausflur, das Wappen der Jungingen, den Bären enthaltend, die Sorgfalt jener beiden edeln Brüder, die dem Orden in der letzten Zeit seines Glanzes, von 1393 bis 1410, vorstanden. Bis zur Erneuerung des Schlosses sah man an den Wänden des Convents-Remters kämpfende Ritter zu Roß, andere Ritter in glänzender, mit Gold aufgehöhter Rüstung, gleichfalls zu Pferde, im großen Remter auf rothem Grunde gemalt. Ulrich von Jungingen ließ das Bildniß seines Bruders neben denen seiner Vorgänger im kleinen Remter malen, und noch zur Zeit der Herstellung desselben fand man in den spitzbogigen Wandblenden unter dem Gewölbe

[1]) Näheres bei Töppen, Geschichte der Stadt Marienwerder und ihrer Kunstbauten (Marienwerder 1875). S. 236 ff.

[2]) Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen S. 204.

des letztern die Reste dieser Bilder, die Meister hoch zu Roß, im weißen Ordensmantel, auf landschaftlichem Grunde gemalt. Sie sind seitdem sämmtlich zerstört und nirgends erneuert worden“ [1]).

Das Gewölbe der Domkirche zu Culmsee war, wie erst ganz unlängst bekannt geworden ist, frisch und glänzend bemalt. Nicht minder war die St. Brigittenkirche zu Danzig an Wänden und Pfeilern vielfarbig decorirt, wie man sich noch heute bei Entfernung des Mörtelanwurfes überzeugen kann.

Der ermländische Bischof Lucas Watzelrode, ein großer Freund und Förderer der Kunst, ließ um's Jahr 1500 seine Kapelle im Schlosse zu Heilsberg, sowie die Gewölbe des Hauptschlosses der Nord- und Westseite mit ausgezeichneten Deckenmalereien schmücken, welche vielfach auf rothem Grunde ein schönes Laubmuster in Weiß oder Braun zeigen, und an den Rippen einen reichen Wechsel der Färbung in Roth, Blau, Weiß, Rothblau, mit und ohne Laubverzierung [2]).

In der Kapelle des Schlosses Rehden sieht man ebenfalls noch ein altes, sehr interessantes Wandgemälde [3]).

Ein viel geübter und zu großer Vollkommenheit entwickelter Zweig der mittelalterlichen Malerei war die Polychromirung plastischer Bildwerke in Stein, Stuck und Holz, besonders an den zahlreichen Schnitzaltären, von welchen noch die Rede sein wird. Man war eben damals noch nicht der verkehrten Ansicht, daß der Marmorstein oder das edele Eichenholz durch Färbung nur verlieren und nicht gewinnen könne. Feines Grün, Roth und Blau, aber nicht das grelle, ganz moderne Blau, sondern ein mildes Grün-Blau, waren die bevorzugten Farben, besonders aber Gold, und zwar Glanzgold. Nicht nur wurden fast ausnahmslos die Gewänder vergoldet, nein, auch Haare und Bart; die Anwendung von Farben blieb eigentlich nur auf die untergeordneten, mehr versteckt liegenden Theile, wie Untergewänder, Futter, Hohlkehlen bei der Architektur, beschränkt; auch die Hände und Gesichter wurden durch einen feinen und milden Fleischfarbenglanz in edeler Weise belebt. Der Gedanke der Künstler war, das ganze Altarwerk, besonders aber die Heiligenfiguren, der natürlichen Wirklichkeit zu entrücken und im Glanze himmlischer Verklärung erscheinen zu lassen, und für diesen Zweck eignete sich am besten eine Vergoldung der ätherisch gehaltenen Gestalten [4]).

---

[1]) Quast a. a. O. XI, 195, 196.

[2]) Quast, Denkmäler der Baukunst im Ermland S. 8.

[3]) Vgl. Frölich in ‚Altpr. Monatsschrift' XXI, S. 160 ff.

[4]) Es ist hier nicht der Ort, auf den Charakter und die Technik der alten Polychromie näher einzugehen; aber eine Bemerkung möge gestattet sein, daß nämlich unsere

Tafelbilder fanden sich vorwiegend an den Altären, stets wenigstens auf der Rückseite der Flügel. Maler wetteiferten mit den Bildschnitzern, durch ihre Kunst nicht allein den Altar zu schmücken, sondern auch das gläubige Volk zu belehren und zu erbauen. Solcher gemalten Altäre gab es einst im Ordenslande eine große Zahl. Unter diesen Werken waren viele von großer Schönheit, reich an jenen Vorzügen der idealen, echt religiösen Auffassung, der innigsten Empfindung und zarten Technik, die uns die Malerei des Mittelalters so lieb machen. Das beweisen ein Mal die in den ältern Visitations-Acten und anderswo noch erhaltenen Beschreibungen früherer Altarwerke, und dann die noch zahlreich vorhandenen Reste.

Nur wenige von den vielen Tafelbildern mögen hier aufgeführt werden. Die Kapelle des Hochmeisters im Mittelschloß Marienburg wurde zu Anfang des 15. Jahrhunderts restaurirt und mit reichem Bilderschmuck versehen. Eine Hauptzierde derselben war ein aus Prag, wo damals seit den Tagen Karl's IV. die Kunst eine schöne Blüthe erreicht hatte, bezogenes Bild, wofür drei Schock böhmische Groschen bezahlt wurden. Doch auch einheimische Maler waren thätig. Ein Tafelbild wurde aus Königsberg nach Marienburg gebracht. Sehr geschätzt war eine Tafel auf dem Altare des Meisters, welche drei Mark kostete. Als Maler im Solde des Hochmeisters wird ein Peter genannt, welcher das Meiste in der Kapelle malte, und zwar in alter Manier auf Goldgrund. Von ihm rührten zwei Tafelbilder am Altare her, desgleichen mehrere Wandbilder, darunter ein Kreuzbild. Die ältern Wandbilder der Kapelle mußte Peter restauriren. Die Malerin Peter welche für den Hochmeister Fahnen malte, war gewiß des Genannten Gattin [1]). Ein anderer Marienburger Maler war Meister Johann, welcher im Jahre 1397 vom Hochmeister für ein Gemälde, das für den König von Ungarn bestimmt war, 121 Mark empfing [2]).

Sehr alt, sicher noch aus dem 14. Jahrhundert, sind vier auf beiden Seiten bemalte Tafelbilder von etwa 1/2 m. Höhe, jetzt im Museum der Prussia zu Königsberg, einst im Löbenicht'schen Hospital daselbst, offenbar Flügel von zwei kleinen Altärchen. Auf sehr feinem, mit schwarzcon-

---

moderne Polychromie weit, sehr weit hinter der mittelalterlichen zurücksteht, und daß es noch eines sehr gründlichen Studiums der alten Technik an den vorhandenen Werken bedarf, um nur einigermaßen die Solidität und großartige Wirkung der alten Weise zu erreichen. Vortreffliche Studien über die frühere Polychromie und sehr beherzigenswerthe Winke in dieser Beziehung enthält das ausgezeichnete Werk Dr. Münzenberger's über die mittelalterlichen Altäre, welches deshalb Allen, denen es um eine würdige und erbaulich wirkungsvolle Decoration von Kirchen zu thun ist, hiemit auf's wärmste empfohlen sei.

[1]) Gebser und Hagen a. a. O. 29 ff. — [2]) A. a. O. 33.

tourirten Weinblättern gemustertem Goldgrunde zeigt das eine den Tod Maria's in Anwesenheit der Apostel, auf der Rückseite Christus am Kreuze zwischen Johannes und Maria auf rothem Grunde, das andere unter einem reichen Baldachin die Madonna mit dem Kinde, das einen Stieglitz hält; die Malerei der Rückseite ist zerstört. Die Technik ist überaus zart und schön. Minder gut sind die zwei andern, welche beide die gleiche, nur wenig abweichende Darstellung haben: Maria, das nackte Kind auf den Armen, das der Mutter an's Kinn faßt. Im Hintergrunde musicirende Engel.

Hochberühmt ist das Bild des jüngsten Gerichts in der Marienkirche zu Danzig, ein Werk von Hans Memling. Danziger Seefahrer erbeuteten dieses nach England bestimmte Bild mit dem Schiffe, das es trug, und brachten es in ihre Heimathsstadt, wo es in der Hauptkirche seinen Platz erhielt.

Zu den ältesten mittelalterlichen Tafelmalereien darf man die Flügel eines Graudenzer Altarwerkes rechnen, welche jetzt in dem Provincial-Gewerbe-Museum in Danzig zu sehen sind, zu den schönsten die Jodocusbilder in der Kirche zu Santoppen bei Rössel, acht Flügel von einem alten Altarwerke [1]). Die Bilder, acht Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Herrn, vier aus der Legende des Heiligen, dann Mariä Verkündigung, eine hl. Familie und die hl. Ursula mit ihren Jungfrauen, erinnern an die Nürnberger Schule. Daß zwischen Ermland und Nürnberg Beziehungen waren, folgt schon daraus, daß nicht viel später ein Schüler Albrecht Dürer's, Crispinus Herrant, am Hofe des Bischofs Johannes Dantiscus in Heilsberg sich aufhielt.

Aehnlich naturalistisch derben Charakters sind auch die Malereien eines Flügelaltares, ehemals in der Schloßkapelle, jetzt in der Pfarrkirche zu Allenstein, gemalt in der Weise des jüngern Rogier v. d. Weyde, in manchen Figuren auch an Memling erinnernd. Nach dem Urtheile v. Quast's dürfte das Bild von einem der ersten niederrheinischen Nachahmer jenes großen Niederländers herrühren und in ähnlicher Weise, wie viele andere Kunstschätze der Danziger und Elbinger Kirchen, durch die Handelsverbindungen der Seestädte nach Preußen gekommen sein [2]).

Von alten Tafelbildern, die nicht zugleich Altarbilder waren, sind mir nur die Hochmeisterbilder im Dom zu Königberg und eine Tafel

---

[1]) Vgl. Mittheilungen des ermländischen Kunstvereins III, 13 ff., wo noch eine Reihe anderer gemalter ermländischer Flügelaltäre beschrieben ist. Den dort erwähnten ist beizuzählen ein sehr schönes, leider stark beschädigtes Tafelbild, die Kreuzigung und den Kreuzweg darstellend, in der Hospitalskirche zu Frauenburg.

[2]) Quast a. a. O. 43.

der Schuhmachergesellen in Elbing, jetzt im städtischen Museum dortselbst, bekannt geworden.

Daß es auch Glasmalereien in den Kirchen und Schlössern des Ordenslandes gab, ist nicht zu bezweifeln. Die Fenster in der Kapelle des Mittelschlosses zu Marienburg waren sicher gemalt; denn wir finden in dem Treßlerbuche die Nachricht, daß von Marienburg aus nach einem Schlosse vier Ellen Glas mit Bildwerk, nach einem andern sieben Ellen, ebenfalls mit Bildwerk, gesandt wurden. Die Kapelle des Hochschlosses hat heute noch ein ganz und zwei theilweise erhaltene herrliche mittelalterliche Glasfenster. Bezeugt sind Glasmalereien außerdem noch in St. Johann und St. Marien zu Thorn [1]).

Wer schöne Miniaturen sehen will, welche einst in den Klöstern des Ordenslandes gemalt worden sind, der besuche die Marienkirche von Danzig [2]), die Bibliothek des ehemaligen Cistercienser-Klosters Pelplin, jetzt Bücherſammlung des Priesterseminars, und die Bibliothek des Klericalseminars zu Braunsberg [3]). Diese erhielt aus dem Nachlaß des Fürstbischofs Joseph v. Hohenzollern zwei Chorbücher, von denen eines laut Inschrift ein Mal dem Kloster Zarnowitz, einer Stiftung von Oliva, das andere vielleicht Oliva gehört hat. Letzteres scheint eine französische Arbeit zu sein, wäre also ein Mal auch nach Preußen importirt worden.

Wie die mittelalterlichen Maler, so betrachteten es auch die Bildhauer als ihre vornehmste und edelste Aufgabe, die Gotteshäuser in ihrem Innern und Aeußern mit bildnerischem Schmuck auszustatten, zur Belehrung und Erbauung des Volkes. Häufig sieht man auch an den Kirchen des Ordenslandes in Nischen an den Wänden und Pfeilern Heiligengestalten, besonders die Gottesmutter, oder ganze Gruppen (so an der Marienkirche zu Danzig), öfter auch, wie z. B. an einer Elbinger Kirche, leer stehende Nischen, deren Baldachinbekrönung noch darauf hinweist, welchen kostbaren Schatz sie einst zu bergen und zu schützen hatten. An den Pfeilern der größern Stadtkirchen standen auf Consolen der Regel nach die Statuen der zwölf Apostel, Maria's und des Heilandes, der Patrone der Kirche. Aber die Bildwerke des Ordenslandes waren meistens aus Holz gemeißelt oder auch aus Stuck geschnitten — geschnitten und nicht gegossen, so daß sie den vollen Anspruch auf den Namen „Kunstwerke" haben —; nur in vereinzelten Fällen finden sich Einzelfiguren oder cyclische Darstellungen von Stein, Sandstein oder schwedischem Kalkstein. Dahin mehrere Madonnenbilder, eine Pietà und ein Gruppenbild an bezw. in der Marienkirche zu Danzig, eine sehr edel

---

[1]) Steinbrecht a. a. O. 26, 39. — [2]) Hirsch a. a. O. 41 und Taf. XX.
[3]) Mittheilungen des erml. Kunstvereins II, 1—11.

gehaltene Pietà aus Sandstein, polychromirt, mit ergreifendem Schmerzausdruck in der Kirche zu Neukirch bei Frauenburg, das Hauptportal der Domkirche zu Frauenburg mit seinem reichen plastischen Schmuck, das Südportal am Dom zu Marienwerder, zahlreiche Capitäle an den alten Ordensschlössern.

Statt der Ornamente von Stein oder Stuck begegnen uns an den Kirchen und Schlössern des Ordenslandes öfter plastische Ornamente aus gebranntem Thon. Die sogenannte goldene Pforte an der Schloßkapelle zu Marienburg mit dem Reliefschmuck ihrer Säulencapitäle, den Figuren und dem Laubwerk an den Leibungen des Spitzbogens, den Reliefgruppen in den Nischen zu beiden Seiten des Portals gehört schlechthin zu dem Edelsten, was im Ziegelbau geschaffen worden ist. „Ich stehe nicht an es auszusprechen," so urtheilt Ferdinand v. Quast [1]), „daß, was zierliche, bis in die einzelnen Formen durchgeführte Detailbildung betrifft, mir im gesammten deutschen Ziegelbaue nichts vorgekommen, was dieser ihren Namen im edelsten Sinne des Wortes mit Recht führenden goldenen Pforte gleichkäme." Nur die ähnliche Pforte am Schlosse zu Lochstädt steht ihr nahe [2]).

Einzig dastehend ist auch das ausgezeichnete Mosaik-Bildwerk der Madonna mit dem Kinde in der östlichen Fensternische der Schloßkapelle zu Marienburg, eine erhabene, 26 Fuß hohe Gestalt, vielleicht die größte Figur des ganzen Mittelalters, gleich ausgezeichnet in Bezug auf Sculptur wie auf Färbung, was um so auffallender ist, als die Kunst des Mosaiks gerade in jener Zeit, d. h. im 14. Jahrhundert, selbst in Italien darnieder lag. Das Bild ist in Stuck geformt und war ursprünglich polychrom bemalt [3]); erst später, vielleicht Ende des 14. Jahrhunderts, wurde es mit Mosaik überzogen. Im ganzen Norden sind außer dieser Marienstatue nur noch zwei Mosaiken vorhanden, das eine an dem Portal des St. Veitsdomes zu Prag, das andere wieder im Ordenslande Preußen, nämlich über dem Südportal des Domes zu Marienwerder, die Marter des h. Johannes darstellend (1380). Die Mosaiken von Marienburg und Marienwerder als im Zusammenhang stehend zu denken, dazu berechtigt schon die Nähe beider Orte. Aber vielleicht darf man auch einen Zusammenhang zwischen ihnen und dem Prager Bilde annehmen, wie ja überhaupt sich viele Beziehungen zwischen dem Ordenslande und der böhmischen Hauptstadt nachweisen lassen [4]).

Ein weites und lohnendes Gebiet für ihr Schaffen war den Bildschnitzern eröffnet in der Ausstattung der Altäre mit bildnerischem

[1]) ‚N. Pr. Pr.-Bl.' XI, 55. — [2]) A. a. O. 57.

[3]) Ein ähnliches wahrscheinlich früher auch an dem Dom zu Marienwerder. Töppen a. a. O. 234. — [4]) Vgl. Töppen a. a. O. 233.

Schmuck, und hier zeigt sich die alte Bildhauerkunst in ihrer reichsten Entfaltung und Manchfaltigkeit. Im 15. Jahrhundert steigerte sich bei den immer zahlreicher werdenden frommen Stiftungen auch ebenmäßig das Bedürfniß nach Altarwerken; denn jede Bruderschaft, jede Innung mußte ihren Altar haben. In den Dorfkirchen gab es deren meistens drei, nicht selten noch mehr; in den großen Stadtkirchen waren in der Regel sämmtliche Pfeiler und Kapellen, meistens auch noch die Seitenwände, mit Altären versehen. So mußte sich denn gerade auf dem Gebiete des Altarbaues eine rege künstlerische Thätigkeit entwickeln.

Viele von den berühmtesten Altarwerken waren freilich, wie sich bei dem lebendigen Verkehr der sechs preußischen Hansastädte, besonders Danzigs, mit den bedeutendsten Handelsplätzen an der Ost- und Nordsee nicht anders erwarten läßt, von auswärts bezogen worden. Der berühmte Altar der h. Dreikönige, welchen im Jahre 1440 das Danziger Kürschnergewerk von dem Rathsherrn Terrax ankaufte, war das Werk eines Meisters Wavere aus Mecheln. Der hochinteressante Schnitzaltar der St. Reinholds-Bruderschaft, den auch Münzenberger in seine Sammlung aufgenommen hat, stammt nach der Danziger Ueberlieferung aus Nürnberg, ist aber nach dem Urtheil Münzenberger's eine flämische Arbeit; desgleichen der ausgezeichnete kleine Marien-Altar in der Pfarrkirche zu Braunsberg.

Ebenso begegnen wir mehreren fremden Künstlern, die sich im Ordenslande niedergelassen hatten. So in Danzig Antonius Wildt, Maler, Heinrich Holzapfel, Holzschnitzer, besonders aber der Maler und Bildschnitzer Michael Schwarz, der Verfertiger des kolossalen alten Hochaltars der Marienkirche; er war aus Augsburg und ein Schüler Albrecht Dürer's. Allein die große Mehrzahl der ältern Altarwerke in dem deutschen Osten dürfte denn doch von einheimischen Meistern geschnitzt und gemalt sein, deren Namen freilich nicht überliefert sind, weil eben die mittelalterlichen Künstler bei ihrer Bescheidenheit nicht die Gewohnheit hatten, auf ihre Werke ihre Namen einzugraben.

Solche Altäre, theils vollständig, theils nur in Bruchstücken erhalten, finden sich noch in großer Zahl in der Marienkirche zu Danzig allein 23, mehr als in allen Museen Frankreichs zusammengenommen [1]), in der Trinitatiskirche dortselbst, in den drei Hauptkirchen, in der St. Georgskapelle und im städtischen Museum von Elbing, in der Domkirche von Frauenburg vom Jahre 1504, in den Pfarrkirchen zu Marienburg, Braunsberg, Guttstadt, Migehnen, Schalmey und Pettelkau im Ermlande; ein schöner Adalbertus-Altar vom Jahre 1504, ehemals in der Adalberts-

[1]) Münzenberger a. a. O. 3, 4.

Kapelle bei Tenkitten, jetzt im Privatbesitz, zwei Altäre im Museum der Prussia zu Königsberg. Auch der Hauptttheil des Hochaltars der Domkirche von Königsberg ist noch den Werken der mittelalterlichen Kunst zuzuzählen. Die Klosterkirche von Carthaus bewahrt einen Altar laut Inschrift aus dem Jahre 1444, der in geradezu klassischer Weise den Stil jener Zeit an sich trägt[1]), die in Zuckau einen solchen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, dieselbe Kirche auch den sogenannten Schrein des Mestwin. Der Schnitzaltar der Kirche von Osterwiek befindet sich jetzt im Provincial-Gewerbe-Museum zu Danzig. Ferner existiren mittelalterliche Figuren-Altäre in der Kirche auf Hela, in Lübschau bei Dirschau, in St. Albrecht und Praust bei Danzig, Ueberreste in Langenau bei Danzig[2]), in St. Johann und St. Marien zu Thorn[3]).

Wer aber ein Mal die ältern Descriptiones ecclesiarum aus dem 17. und 18. Jahrhundert durchblättert, der wird im höchsten Grade schmerzlich berührt werden, wenn er das, was einst von derartigen Figuren-Altären vorhanden war und ohne Noth zerstört worden ist, mit dem vergleicht, was sich bis heute noch erhalten hat.

Man stelle sich nur ein Mal recht lebhaft einen mittelalterlichen Flügelaltar vor und eine Kirche, die mit solchen Altarwerken in großer Zahl ausgestattet war. An gewöhnlichen Tagen ist alles höchst einfach und schlicht; denn die Altarschreine bleiben geschlossen und zeigen auf den Außenflügeln nur ganz einfache, aber ernste und fromme Malerei. An Sonntagen und niedern Festtagen wurden die obern Flügel geöffnet, und das Volk hatte nun die gemalten Innenseiten der obern und die Außenseiten der untern Flügelpaare mit ihren reichen Malereien auf hell glänzendem oder durch Musterung gemildertem Goldgrunde vor sich. An hohen Festtagen wurden auch die untern Flügel ausgebreitet, und nun strahlte dem Beschauer der eigentliche innere Altarschrein mit seinen in Glanzgold und feiner Bemalung prangenden Bildwerken oder seinen aus dem Goldgrunde heraustretenden so ernst und so innig frommen gemalten Bildern wie ein ganzer Himmel verklärter Heiligengestalten entgegen, das Ganze eine Biblia pauperum, welche dem Volke stets die Hauptthatsachen der Erlösung vor Augen führte[4]). Wie großartig mußte der Eindruck auf einen Christen sein, der selbst in festlicher, weihevoller Stimmung an einem hohen Feiertage das Gotteshaus betrat und nun dieses alles auf sich wirken ließ! Man darf in der That sagen, daß der mittelalterliche Flügelaltar das bis jetzt unübertroffene Vorbild in

---

[1]) Vgl. Münzenberger a. a. O. 84.

[2]) Vergl. Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen Seite 18 und Beilage 2, 30 und Beilagen 5 und 6, 71, 82, 88, 123, 130 und Beilage 7, 185.

[3]) Steinbrecht a. a. O. 26, 39. — [4]) Münzenberger a. a. O. 73, 86.

Bezug auf den Altarbau ist, daß gerade er für unsere Kirchen nicht bloß historisch, sondern auch künstlerisch die meiste Berechtigung hat und überdies allen gottesdienstlichen Anforderungen auf das trefflichste entspricht [1]).

Den Altarwerken reihen wir füglich an die zahlreichen Einzelfiguren, in Holz geschnitzte Madonnen- und Christusbilder, Pietà, Ecce homo. Eine schöne Apostelfigur, St. Andreas, besitzt der Dom von Frauenburg, ein höchst ausdrucksvolles Bildwerk eines sitzenden Heiligen die Hospitalskirche dortselbst. Muttergottesbilder, nach Art der Flügelaltäre zu öffnen und mit figürlichen Darstellungen im Innern, finden sich in Klonowken bei Pr. Stargard, in Lübschau [2]) und in der Dominicanerkirche zu Elbing, jetzt dem Hochaltar eingefügt, in Pr. Stargard zwei alte Heiligenfiguren im Bischofsornat, in Holz geschnitzt und bemalt. Das einzige in Holz geschnitzte Sacramentshäuschen besitzt wieder die Marienkirche von Danzig. Von alten Chor- und andern Kirchenstühlen sind noch bedeutende Reste von selten reicher und edel componirter Arbeit vorhanden in der Marienkirche zu Thorn [3]), denen der alten Franciscanerkirche zu Braunsberg sehr ähnlich, in der Pfarrkirche zu Guttstadt, in der Domkirche zu Frauenburg, theilweise zu dem jetzigen Bischofsstuhl verarbeitet, im Museum der Prussia zu Königsberg (von 1509), desgleichen im Dome, wo man, wie in der Domkirche zu Marienwerder [4]), auch einen sehr wohl erhaltenen Bischofsstuhl sieht; in der Pfarrkirche zu Marienburg, in der Graumünchenkirche zu Danzig (1510, 1511). Der Uebergangsperiode, näher dem Anfange des 17. Jahrhunderts, gehört das Chorgestühl der Domkirche zu Pelplin an, mit das Reichste, wenn auch nicht Stilgerechteste, was das westpreußische Land an Holzschnitzereien aufzuweisen hat, zugleich die letzte Blüthe mittelalterlicher Kunstübung im Kloster Pelplin und in Westpreußen überhaupt [5]). Bemerkenswerth ist auch die Kanzel in der Trinitatiskirche zu Danzig, deren Mittelstück noch im gothischen Stil gehalten ist.

Einen genial componirten und tüchtig ausgeführten Utensilienschrank bewahrt die St. Johanniskirche zu Marienburg, einen andern die Nicolaikirche zu Danzig, einen schönen Wandschrank mit interessantem Eisenbeschlag die Kirche von Barent in der Niederung; alte Holzcrucifixe die Kirche von Zuckau [6]), die Nicolaikirche zu Elbing, eine Kreuzigungsgruppe die Schloßkirche zu Marienburg. Ueberhaupt dürften viele der alten Triumphkreuze unserer Kirchen, so genannt, weil sie einst vom Triumphbogen herabhingen, dem Mittelalter angehören.

---

[1]) A. a. O. 6. — [2]) Bau- und Kunstdenkmäler S. 181, 185, 253. — [3]) Steinbrecht a. a. O. 26. — [4]) Töppen a. a. O. 254. — [5]) Bau- und Kunstdenkmäler 228. — [6]) A. a. O. 31.

Reicher noch als an kunstvollen Holzschnitzereien war das Ordensland an Werken der Kleinkunst, der Gold- und Silberschmiedekunst und der Erzgießerei. Zahlreiche Kelche, Ciborien, Reliquiarien, Monstranzen, Oelgefäße, letztere meist dreigliederig und thurmförmig, Gießgefäße, Altar- und Kronleuchter u. dergl. begegnen uns begreiflicher Weise fast nur mehr in den katholischen Kirchen Ost- und Westpreußens, in den Provincial-Museen, manches auch in den großen Berliner Sammlungen.

Mittelalterliche Altarleuchter besitzen die Kirchen von Braunsberg, Guttstadt, Wormditt, Zuckau, Putzig, Dirschau, ähnliche die evangelische Kirche daselbst, Schwarzwald, Kr. Stargard [1]), Thiergart, Barent; die Kirche von Hela auf der Landzunge gleichen Namens zwei gothische Armleuchter aus Messing, welche sicher zu dem alten Flügelaltar gehören [2]).

Auch an Kronleuchtern fehlt es nicht, nur haben sie nicht die Form von Kronen oder Ringen, sondern bestehen aus Metallreifen, welche, von meist achteckigen Consolen ausgehend, in ovaler Schwingung oben in einem Knaufe wieder zusammenlaufen und polychromirte Standbilder, vielfach Doppelstatuen, umschließen. Ein sehr kostbares Exemplar, mit Gravirungen auf der Console, mit einem schönen Doppelbilde der Madonna mit dem Kinde im Innern, sieht man noch in der Pfarrkirche zu Braunsberg, ein anderes, minder schönes, in der zu Wormditt, zwei in der Marienkirche zu Danzig, eines in der Nicolaikirche daselbst.

Vor dem Hochaltare der St. Katharinenkirche zu Braunsberg, das Grab des Bischofes Paul von Legendorf deckend, liegt eine bronzene Grabplatte mit dem Bilde des Verstorbenen in flachem Relief, nach Einigen ein Werk Peter Vischer's oder doch aus dessen Werkstätte hervorgegangen [3]). Bemerkenswerthe Leichensteine sind noch vorhanden in den Domen zu Frauenburg, Marienwerder und Königsberg, in Dirschau, Pr. Stargard, Putzig [4]).

Die ältesten Glocken des Ordenslandes finden sich gegenwärtig wohl zusammen in der St. Marienkirche zu Danzig, eine auf dem Dom zu Marienwerder von 1410, eine im Rathhause zu Wormditt aus dem Jahre 1384, in der St. Johanniskirche zu Thorn eine von 1410, eine andere von 1522 [5]), außerdem einige wenige in den Landkirchen, besonders den protestantischen, wo sie weniger gebraucht werden und deshalb auch länger sich erhalten haben [6]).

---

[1]) A. a. O. 32, 58, 170, 236. — [2]) A. a. O. 71.

[3]) Vergl. Zeitschr. für Geschichte und Alterthumskunde Ermlands VI, 309. Mittheilungen des ermländischen Kunstvereins II, 33.

[4]) Bau- und Kunstdenkmäler 59, 171. — [5]) Steinbrecht a. a. O. 26. — [6]) Vergl. Erml. Pastoralblatt XIV, 124 ff.

Der werthvollste mittelalterliche Taufstein ist zweifellos der in der St. Nicolaikirche zu Elbing, ein Messingguß, laut Inschrift von Meister Bernhuser aus dem Jahre 1387. Viele Weihwasser- oder Sprengsteine aus dem Mittelalter in runder oder polygoner Form treffen wir noch häufig in den Kirchen Ost- und Westpreußens, in Guttstadt einen von 1585.

Von hervorragenden mittelalterlichen Kelchen, deren Zahl noch sehr groß, seien hier erwähnt: mehrere in den Pfarrkirchen zu Elbing (v. 1502), Guttstadt (1631!), Braunsberg, zwei in der jetzt protestantischen St. Georgenkirche zu Rastenburg [1]), von besonderer Schönheit ein silberner und vergoldeter Kelch in der Kirche zu Roßberg bei Guttstadt, nach einer Inschrift auf dem Fuße aus dem Jahre 1379, unstreitig der älteste und schönste, den Ermland, ja das ganze Ordensland aufzuweisen hat. In Westpreußen bewahren kostbare gothische Kelche die Kirchen von Kobbelgrube und Rambeltsch, Müggenthal, Reichenberg bei Danzig, Wotzlaff, Dirschau, überaus reich, aus dem Jahre 1492, Pelplin von 1503, Zuckau [2]), besonders die Marienkirche von Danzig [3]). Der reichste und brillanteste aller Kelche aber ist der der Schloßkapelle im Hochschloß Marienburg.

Dasselbe Schloß besitzt auch noch ein sehr schönes silbernes und vergoldetes Diptychon, gewöhnlich Feldaltar genannt, nach der Inschrift aus dem Jahre 1388; ein ähnliches von höchst origineller Form und Arbeit das Provincial-Gewerbe-Museum in Danzig; ein anderes die Schatzkammer der Danziger Marienkirche [4]). Schöne Meßkännchen ebendaselbst [5]), dann in Notzendorf bei Marienburg, vor kurzem an das Gewerbe-Museum zu Berlin verkauft. Kostbare Reliquienbehälter in Form von Armen, Büsten, Kästchen, eines als verschließbares Marien-Altärchen, finden sich in der Danziger Schatzkammer [6]), in Heilsberg (Brustbild der h. Ida), Frauenburg.

Auffallend reich sind die ermländischen und westpreußischen Kirchen an wirklich kunstvollen mittelalterlichen Altarkreuzen und Pacificalien, darunter einige von bedeutender Größe. Solche finden sich in Elbing [7]), Frauenburg, Braunsberg, Guttstadt (1641), Mehlsack, Rössel, Schal-

[1]) Altpreuß. Monatsschr. XX, 243 ff.

[2]) Vergl. Bau- und Kunstdenkmäler 32, 87, 91, 133, 146, 170.

[3]) Hinz, Die Schatzkammer der Marienkirche zu Danzig, Taf. XI.

[4]) Hinz a. a. O. Taf. XVIII. — [5]) Taf. XIV und XV. — [6]) A. a. O. Taf. XV, XVII und XIX.

[7]) An dem Fuße liest man folgende bemerkenswerthe Inschrift: Anno Dñi MCCCCXI crux est reparata a Vernero de Tetige commendatore in Elbigo, primo anno post conflictum et devastationem terrae a polonis, tartaris et infidelibus pluribus factam (d. i. nach der Schlacht bei Tannenberg).

mey (1560), in St. Jacob zu Thorn [1]), ein sehr schönes und reiches in der katholischen Pfarrkirche zu Dirschau (Mitte des 14. Jahrhunderts), ein anderes in Putzig [2]), ein höchst vortreffliches in Barent, ein anderes, weniger gutes in Lesewitz, ein hölzernes und vergoldetes in der Schatzkammer der Danziger Marienkirche. Eines der schönsten bewahrt das Provincial-Gewerbe-Museum in Danzig. Ein thurmartiges Ostensorium besitzt die Kirche von Gr. Lichtenau bei Marienburg. Pacificalien von runder Form mit Rankenwerk eingerändet, auf der Rückseite eingravirte Heiligenbilder, bewahren noch sehr viele ermländische Kirchen. Früher mit einem silbernen Kettchen zum Aufhängen, sind sie in späterer Zeit vielfach mit einem Fuße versehen worden.

Sodann existiren noch wahrhafte Prachtstücke von thurmartigen Reliquiarien, Krankenciborien, Oelgefäßen (St. Nicolai in Elbing), besonders aber Monstranzen, ebenfalls thurmförmig und oft von fast Meterhöhe. Wir nennen aus Westpreußen die der Pfarrkirche zu Stuhm, einst im Besitze der alten Franciscanerkirche zu Braunsberg, dann die in Culmsee, Gr. Lichtenau bei Marienburg, Kirchenjahn, Putzig, Zarnowitz, Zuckau, letztere nach einer am Fuße befindlichen Inschrift aus dem Jahre 1537 [3]), Ueberreste in der St. Brigittenkirche zu Danzig; im Ermlande zu Plastwich, Mehlsack, Wormditt, Arnsdorf, Alt-Wartenburg. Alle diese Monstranzen zeigen schon die kühngeschwungenen Formen der Spätgothik, und man würde sie ohne weiteres für Arbeiten des ausgehenden 15. oder des beginnenden 16. Jahrhunderts erklären, wenn es nicht, wenigstens von einigen ermländischen, feststände, daß sie dem Anfange, ja der Mitte des 17. Jahrhunderts angehören. Die Monstranz der Kirche von Arnsdorf ist inschriftlich datirt von 1600, die Mehlsacker sogar von 1643. Als vor längerer Zeit in den „Mittheilungen des ermländischen Kunstvereins" auf diese merkwürdige Thatsache hingewiesen wurde, wollte es der große Kenner der mittelalterlichen Kunst und ihrer Geschichte, Professor Giefers in Paderborn, gar nicht glauben, daß noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts im Ermlande nach den Gesetzen des mittelalterlichen Stiles gearbeitet worden sei. Allein es verhält sich also; das beweisen nicht nur die Inschriften an den Kunstwerken, der Liber rationum der Kirche von Mehlsack hat zu dem betreffenden Jahre sogar noch den an den Künstler, einen Guttstädter Goldschmied, gezahlten Preis verzeichnet. Im Jahre 1643 ließ auch die Kirche von Frauendorf bei Mehlsack eine gothische Monstranz fertigen,

---

[1]) Vergl. Mittheilungen des erml. Kunstvereins II, 38 ff.

[2]) Bau- und Kunstdenkmäler S. 170, 59.

[3]) Bau- und Kunstdenkmäler 31, 59, 66 und Beilage 8.

die 1727 leider umgearbeitet wurde. Für dieselbe Thatsache sprechen auch das oben erwähnte Altarkreuz nebst dem Kelch der Pfarrkirche von Guttstadt, jenes von 1641, dieser von 1631.

Nach dem Gesagten findet sich in den Kirchen und Sammlungen Ost- und Westpreußens noch sehr viel Kostbares von Werken der mittelalterlichen Malerei, Sculptur und Kleinkunst vor; was aber ehemals vorhanden gewesen, das beweisen am besten die alten Inventare der Kirchen, welche dadurch für die Geschichte der christlichen Kunst eine hohe Bedeutung gewinnen. Das Schatzverzeichniß der Königsberger Schloßkirche aus dem Jahre 1518 hat Hipler[1]) 1875 veröffentlicht. Was für ein großartiger Reichthum an kostbaren Gefäßen tritt uns da entgegen! Für die ermländischen Kirchen liegt uns eine große Reihe solcher Verzeichnisse vor, namentlich in dem Cromer'schen Sammelwerk: „De episcopatu Warmiensi" und in den Acten der unter ihm gehaltenen Visitationen, also alle aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Einige derselben, nämlich die der Elbinger St. Nicolaikirche, der Frauenburger Domkirche, der zwölf Städte des alten Hochstiftes Ermland, einiger Landkirchen, außerdem das Inventar des Schlosses zu Heilsberg vom Jahre 1537 hat derselbe Gelehrte neuerdings in der „Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde Ermlands"[2]) publicirt. „Ihre anscheinend so trockenen und nüchternen Angaben," bemerkt der Herausgeber höchst treffend, „gewähren einen lichtvollen Einblick in die jeweiligen kirchlichen Verhältnisse, Bruderschaften, Andachten und Stiftungen und geben durchgehends ein beredtes Zeugniß für den großen Reichthum jener Erzeugnisse der verschiedenen Künste und Kunstgewerbe, wie sie den Geschlechtern vor uns Jahrhunderte hindurch zur Freude, Erhebung und Erbauung gedient haben. Was die Handschriften und Bücherkataloge des Mittelalters für die Kenntniß der litterarischen Verhältnisse, das sind in analoger Weise die alten Schatzverzeichnisse der mittelalterlichen Kirchen für die Kunst- und Culturgeschichte." „Daß ein guter Theil aller dieser Geräthe von einheimischen Juwelieren, Gold- und Silberschmieden, Bernsteindrehern — von denen besonders die Königsberger berühmt waren[3]) —, Erz- und Glockengießern gefertigt wurde, dafür sprechen schon die Gilden der Goldschmiede und Paternostermacher in Danzig, Elbing, Braunsberg und den übrigen preußischen Städten." Noch sehr spät lassen sich Goldschmiede in den kleinen ermländischen Städten, z. B. Heilsberg, Allenstein, Guttstadt, nachweisen. In Marienburg kommt um 1492 ein Goldschmied Karweiße vor[4]).

---

[1]) Mittheilungen des erml. Kunstvereins III, 54 ff. — [2]) Bd. VIII, 494 ff. — [3]) Gebser und Hagen S. 30. — [4]) Zeitschr. für Gesch. u. Alterth. Ermlands III, 282.

Die erwähnten Kirchen-Inventare enthalten auch lange Verzeichniſſe von liturgiſchen Gewändern, alſo Werken der Weberei, Stickerei und Paramentik, die alle noch aus dem Mittelalter herrühren. Die Stoffe ſind wohl, wie ſchon die manchfachen fremdartigen Namen beweiſen, meiſtens von auswärts bezogen. „Die Ornamente," bemerkt Hipler, „mit denen dieſe Stoffe geziert waren, ſind allen drei Reichen entnommen: Sterne und Sonnen, Bäume, Blumen, Ranken, Pflanzen und Früchte verſchiedener Art, dann Greife, Einhörner, Adler, Tauben, Pfauen, Löwen, Hirſche, Hunde und anderes Gethier; dazu kommen ferner Darſtellungen aus der hl. Geſchichte, Engel und Heiligenfiguren, mit Inſchriften und Hierogrammen manchfaltigſter Art. Dieſe kunſtvollen Webereien und Stickereien ſind bei den einzelnen hl. Gewändern noch mit Schildern, Spangen, Röhren, Glöcklein, Granatäpfeln und manchfachem anderm Zierrath aus Edelſteinen, Perlen, Perlmutter, Bernſtein, Korallen, Kryſtall, Glasfluß, Gold und Silber geſchmückt. Von den zahlreichen liturgiſchen Gewändern, wie ſie zur Feier des neuteſtamentlichen Opfers, zur Bekleidung des Altars und Chorraumes im Gebrauch waren, wird man kaum eines in unſern ermländiſchen Kirchen-Inventaren vermiſſen" [1]).

Die koſtbarſten Schätze mittelalterlicher Paramentik enthält die Schatzkammer der Marienkirche zu Danzig. „Nächſt der Cither in der Domkirche zu Halberſtadt," urtheilt der Canonicus Dr. Bock, „möchte nicht leicht in Deutſchland eine Sacriſtei zu finden ſein, die einen ſolchen Schatz von mittelalterlichen Cultus-Gewändern aller Art, in den reichſten Seiden-, Silber- und Goldſtoffen, mit den kunſtvollſten Stickereien ausgeſtattet, — aus dem 12. bis 16. Jahrhundert — aufzuweiſen hätte, wie die Gewandſchränke der Liebfrauenkirche zu Danzig." Seitdem dieſes Urtheil ausgeſprochen worden, hat ſich aber die Sammlung durch neue Funde bei einer Renovation des Innern der Kirche im Jahre 1861 – 62 zu einem Umfange erhoben, welcher die Halberſtädter Sammlung bei weitem überſteigt. Man denke nur: 92 Kaſeln, 20 Dalmatiken, 26 Pluviale's, 24 Umbracula, 11 Antependien, eine Menge von Alben, Stolen, Humeralia, Manipeln, Orarien, geſtickten Tüchern, Reliquienkäſtchen, Ampullen, Kelchen und andern Gefäßen [2]). Sehr begreiflich! Denn jede hervorragende Patrizierfamilie, jede Innung, jede Bruderſchaft hatte entweder eine eigene Kapelle oder wenigſtens einen Nebenaltar in der Kirche, und jeder Altar mußte wieder ſeine eigenen Utenſilien an Gewändern, Geräthen u. ſ. w. beſitzen. In der Ausſtattung der Altäre herrſchte ferner ein förmlicher Wetteifer unter den einzelnen Beſitzern.

[1]) A. a. O. 498. — [2]) Vgl. Hinz a. a. O. 3, 5.

Was die kirchliche Kunst jener Zeit nur irgend aufweisen konnte, wurde beschafft, oft aus weiter Ferne herbeigeholt. Da nun gegen Ende des Mittelalters in der Marienkirche mit Ausschluß des Hochaltares 47 Altäre vorhanden waren, an welchen 98, um die Mitte des 16. Jahrhunderts sogar 128 Priester fungirten, so kann man ermessen, wie groß der Reichthum an kostbaren kirchlichen Geräthen, Gewändern u. s. w. gewesen sein muß [1]).

Vergessen wir über solchem Reichthum auch die Paramentenschätze nicht, welche die Pelpliner Domkirche noch heute bewahrt, zwar nur wenige Meßgewänder, aber mit Stickerei in Gold und farbiger Seide von so vortrefflicher Arbeit, „daß der Gesichtsausdruck der einzelnen Figuren die Herstellung in Stickerei gänzlich vergessen läßt“ [2]). Sie gehören dem 16. Jahrhundert an.

Sonstige Ueberreste dieses im Mittelalter so blühenden Kunstzweiges sieht man noch in der St. Nicolaikirche zu Elbing (zwei Kaseln), in dem Museum der Alterthumsgesellschaft Prussia zu Königsberg (früher im Löbenicht'schen Hospital), hier einen Seitenbehang für einen Baldachin, eine Stickerei in Seide, Gold und Silber mit acht Darstellungen aus der Leidensgeschichte und fünf Bildern der Apostel. Ein ähnlicher Behang existirt auch in der Pfarrkirche zu Wormditt: ein mit Fransen besetzter Sammetstreifen mit der Inschrift in gothischen Buchstaben: „Proprio filio suo non pepercit deus, sed pro nobis omnibus tradidit illum. Ad Rom. 8. 1575,“ nach einer Tradition aus Warschau stammend.

Alle jene herrlichen Blüthen einer schönen Kunstepoche, wo sind sie geblieben? Schon die Verheerungen des Landes durch Polen und Lithauer nach der Schlacht bei Tannenberg, 1410, haben mit den Burgen und Schlössern auch viele Kunstwerke vernichtet. „Diu unwistin, der gar vil was,“ schreibt Joh. v. Posilge zum Jahre 1414 [3]), „hibin den Bildin dy Koppe abe und zouslugin sy und vorbrantin dy kirchin.“ In dem Städtekriege wurde nicht schonender verfahren, wie uns der Zeitgenosse Joh. Plastwig [4]) bezeugt. Daß es bei den Verwüstungen des Landes besonders auch auf die Kostbarkeiten der Kirchen abgesehen war, beweist der Umstand, daß damals die Silbergeräthe und Kostbarkeiten der Frauenburger Domkirche außer Landes, und zwar zuerst nach Königsberg geschafft, dann aber dem Bischof Paul Einwald von Kurland in Verwahrung gegeben wurden. Unter dem ermländischen Bischof Lucas Watzelrode nahm die Kunst wieder einen erfreulichen Aufschwung;

[1]) A. a. O. 5, 6. — [2]) Bau- und Kunstdenkmäler S. 231.

[3]) Script. rerum Prussicarum III, 343. Vgl. die obige Inschrift an dem Elbinger Altarkreuze. — [4]) Script. Warmienses 19.

„sünderlichen hatt er nicht wenig kostlichen kirchengerets hin und wieder gezeuget," berichtet die Chronik von Kretzmer [1]). Vieles, was die Kriegsstürme des 15. und 16. Jahrhunderts glücklich überdauert hatte, fiel den Schwedenkriegen des 17. Jahrhunderts zum Opfer. Als die Schweden im Juli 1626 unerwartet Braunsberg besetzten, suchten die Frauenburger Domherren allerdings in der Eile, so viel sie konnten, von kostbarem Kirchengeräth in das stark befestigte Allenstein zu retten; für das Uebrige erbat der Domherr Hindinberg gegen Uebergabe der Stadt Schonung, die er auch von Gustav Adolph zugesagt erhielt. Trotz dieses Versprechens soll es der König lächelnd angesehen haben, wie die wilden Soldaten in die Kathedrale eindrangen und das noch zurückgebliebene Kirchengeräth raubten. „Alles Geräth," erzählt Treter [2]), „das elegante Orgelwerk, die Tafelbilder der Altäre, die Altäre selbst wurden auf die schwedischen Schiffe geschafft und nach Schweden weggeführt, auch die größern Glocken, aber zugleich mit den Schiffen vom Meere verschlungen." Nach demselben Chronisten wurden so fast alle Kirchen von den Schweden ausgeplündert. Bei der Belagerung Thorn's durch die Schweden im Jahre 1703 wurde das prunkvoll ausgestattete Innere des Rathhauses vollständig vernichtet [3]). Die Beraubungen durch die Russen und Franzosen, durch Diebe, dann die häufigen Brände und andere Unglücksfälle, die wechselnde Geschmacksrichtung, welche manches mittelalterliche Kunstwerk in den Schmelztiegel wandern und „in eine bessere Form bringen" [4]) ließ, oder doch nur mit Unmuth duldete und verkommen ließ, bei den kirchlichen Gewändern der Gebrauch und der alles zerstörende Zahn der Zeit — wenn man das alles erwägt, muß man sich wundern, daß noch so Vieles und so Schönes sich bis auf unsere Zeit gerettet hat.

Aufgabe eines jeden Freundes der echt kirchlichen Kunst, namentlich eines jedes Priesters, ist es, die Ueberreste der altehrwürdigen Kunstwerke des Mittelalters, welche unsern Vorfahren ein Gegenstand der Freude, der Verehrung und Erbauung gewesen, mit Pietät zu erhalten, vor weiterm Verderben zu schützen, durch kundige Hand restauriren zu lassen; Aufgabe der Geschichtswissenschaft aber ist es, die Erinnerung auch an jene Werke, welche einst vorhanden gewesen, aber durch die Ungunst der Zeiten und Verhältnisse zu Grunde gegangen sind, frisch und lebendig zu erhalten — zur Belehrung für die Gegenwart und die Zukunft. Denn alle jene Schöpfungen der Kunst haben ihre Sprache, und sie reden eine sehr eindringliche Sprache. Schauen wir auf die Zahl dieser Werke hin,

[1]) Hipler, Bibl. Warmiensis 81. — [2]) De episcopatu et episcopis ecclesiae Warmiensis 142. — [3]) Steinbrecht a. a. O. 31.

[4]) Ein in den ermländischen Kirchenbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts häufig vorkommender Ausdruck.

welche ein verhältnißmäßig kurzer Zeitraum von etwa 200 Jahren hervorgebracht, so müssen wir gebührend staunen über den Schaffenstrieb und Opfergeist, welcher jene Zeit beseelte. So viele Kirchen, und in den Städten meistens weit über das Bedürfniß hinaus, und in den Kirchen diese große Zahl von Altären mit ihren kostbaren Geräthen und Paramenten, mit ihren Werken der Sculptur und Malerei und Paramentik! In der Marienkirche zu Danzig 47 Altäre mit 128 Priestern, in Elbing allein 24 Bruderschaften und Innungen mit ihren Kapellen und Altären, in der St. Nicolaikirche dortselbst 27 Vicarien, in der Braunsberger Pfarrkirche kaum weniger — was bedeutet das alles für den religiösen Sinn eines Volkes!

Reflectiren wir aber auf den Charakter und die Technik der Kunstwerke, was für ein Geist der Einfachheit, Strenge, Gesetzmäßigkeit in den ältern, welch eine Technik in den ältern wie jüngern! Wie viel technisches Vermögen, wie viel feiner Kunstsinn nicht nur, sondern auch Ausdauer und liebevolle Hingabe an die Sache sprechen nicht aus den herrlichen alten Kelchen, Reliquienkreuzen, Ciborien, Monstranzen; wie viel Ernst und Frömmigkeit aus den gemeißelten und gemalten Gestalten an den Altären, Pfeilern und Wänden! Das ergibt sich auch aus der Betrachtung der mittelalterlichen Kunstthätigkeit im Ordenslande: die Kunst war vor allem religiös, sie stand im Dienste der Religion und Kirche, war beseelt und getrieben von echt katholischem Geiste, dessen Freude darin besteht, für Gott zu arbeiten und zu schaffen, vor allem auch das Haus Gottes, die Stätte, wo Seine Herrlichkeit wohnt, zu schmücken mit dem Besten, was man hat und kann. Das Zweite ergibt sich ebenso klar: die Kunst war ästhetisch wie technisch hochvollendet.

Wie ganz anders stellt sich doch das Bild des viel geschmähten Mittelalters demjenigen dar, der es mit offenem, vorurtheilsfreiem Blicke zu betrachten, es in seinem Streben und Thun zu verstehen im Stande ist!

Guſtav Adolf

und

die Katholiken in Erfurt.

Von

Franz Schauerte.

Guſtav Adolf

und

die Katholiken in Erfurt.

Ein Beitrag

zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges.

Von

Franz Schauerte.

Köln, 1887.

Druck und Commiſſions-Verlag von J. P. Bachem.

6867

Meinen Erfurter Freunden

in Liebe und Verehrung.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite.

Einleitung 1

1. Guſtav Adolf in Erfurt; Anfang der Bedrängniſſe 6

2. Die Contribution; weitere Bedrängniſſe 18

3. Die „Donation“ 39

4. Die Reverſalien 63

5. Die Reſtitution 75

6. Nochmalige Bedrängniſſe. Schluß 78

Einleitung.

Kaum eine andere Stadt in Innerdeutschland darf sich einer so reichen Vergangenheit rühmen, als Thüringens Hauptstadt Erfurt. Wahrscheinlich im sechsten Jahrhundert gegründet, wurde sie im achten Jahrhundert von dem h. Bonifatius zum Bischofssitz erwählt und zum Mittelpunkt gemacht, von wo aus das Licht des Evangeliums sich in die Nachbarländer verbreitete. Im Mittelalter glänzte Erfurt's Name durch seine berühmte Universität, die aus allen Theilen Deutschlands besucht wurde und deren Studentenzahl bisweilen auf 2000 stieg. Durch die jüngere Schule der Humanisten, welche hier im Anfange des 16. Jahrhunderts besonders blühte, wurde die Stadt die Hauptbeförderin der Reformation und dadurch für das deutsche Volk verhängnißvoll bis auf unsere Tage. In spätern Jahrhunderten war Erfurt wegen seiner starken Befestigung und seiner geographischen Lage im Herzen Deutschlands inmitten einer fruchtbaren Umgebung die viel umworbene Braut, um deren Besitz die kämpfenden Fürsten eifrigst stritten. Auch der Schwedenkönig Gustav Adolf hatte bald erkannt, daß er ohne die Bundesgenossenschaft von Erfurt schwerlich das Thüringerland behaupten und mit Erfolg weiter nach Süden vordringen könnte.

Erfurt hatte zu Anfang des dreißigjährigen Krieges etwa 15 000 Einwohner, von denen gegen 1000 der katholischen Religion angehörten. Letztere wohnten meistentheils in der Nähe der beiden Stiftskirchen und erfreuten sich noch eines reichen Erbes aus der vorreformatorischen Zeit. Außer dem Dom- und Severistift gehörten ihnen fünf Mönchs- und vier Nonnen-Klöster und die Pfarrkirchen St. Wigberti, Laurentii, Omnium Sanctorum und Nicolai[1]). Doch waren die Stifter und Klöster in ihren Einnahmen sehr verkümmert und hatten ihr einstmaliges Ansehen meistentheils eingebüßt. Das kirchliche Leben ließ viel zu wünschen übrig; die Geistlichen suchten vielfach mehr sich selbst als das Reich Gottes und waren

[1]) Die Protestanten besaßen damals, wie auch jetzt noch, acht Pfarrkirchen. Seit der Reformation hat man in Erfurt keine neue Kirche gebaut, wohl aber viele abgebrochen.

theilweise des Priesterthums sogar unwürdig. Der Erfurter Weihbischof Elgard († 1587) berichtet an einen Cardinal in Rom: „Ich wundere mich, daß in diesen Gegenden auch nur eine einzige Seele hat katholisch bleiben können. So wenige sind des Priesterthums würdig und so viele sind ihrer, welche, weder zum Advocaten, noch zum Bauer, noch zum Schuster oder Schneider tauglich, ohne Schwierigkeiten, sobald sie nur das geringste Beneficium sich erhandelt hatten, jegliche geistliche Weihe sich erkauft haben“ [1]).

Auf Elgard's Veranlassung kam 1580 der erste Jesuit, P. Michael Ruel, nach Erfurt und predigte am Allerheiligenfeste in St. Sever; seine Beredtsamkeit riß gleich mächtig hin, denn solche zündende Worte hatte man von den alten Stiftsgeistlichen nicht gehört. Als dann 1589 P. Michael Schilling mit noch größerm Beifall redete und selbst viele Protestanten in seine Predigten kamen, wurden sogar die benachbarten protestantischen Fürsten unruhig und warnten den Stadtrath, er solle auf der Hut sein, daß die Jesuiten sich hier „kein Nest bauen“ möchten. Letzterer drohte in Folge dessen den Stiftsgeistlichen „den Schutz abzusagen“, wenn sie den Jesuiten fernerhin die Kanzel vergönnten, und forderte den Pater auf's Rathhaus. Dieser aber suchte Zuflucht im Mainzer Hof, wo der Rath ihn 14 Monate lang vergeblich belagerte. Seit 1601 wohnten die Jesuiten beständig in Erfurt, und seit 1604 zeigten sie sich auch öffentlich in ihrer Ordenstracht. Ihr großer Schutzherr, Kurfürst und Erzbischof Johann Schweikhard von Mainz, räumte ihnen 1615 das verödete, vom Rathe occupirte Reglerkloster ein, wo sie 1618 ein eigenes Collegium mit 17 Personen eröffneten. Die rastlosen Patres gründeten bald höhere und niedere Schulen, wirkten mit apostolischem Eifer in der Seelsorge und haben überhaupt das Verdienst, in der drangsalsvollen Zeit des dreißigjährigen Krieges die katholische Religion in Erfurt aufrecht erhalten zu haben.

Als im Jahre 1629 vom deutschen Kaiser Ferdinand II. das Restitutions-Edict erlassen wurde, kamen auch die Augustiner, die Barfüßer- und Prediger-Mönche nach Erfurt zurück, um sich wieder in den Besitz ihrer verlassenen Klöster zu setzen. Erstere erhielten zwar ihr altes Kloster, in dem Luther gelebt, nicht wieder, dafür wurde ihnen aber das am Krämpferthore gelegene Servitenkloster überlassen. Später kauften sie den Valentiner Hof bei St. Wigbert und bauten an dessen Stelle ein neues Kloster. Die Prediger- und Franciscaner-Mönche erreichten dagegen ihren Zweck nicht. Letztere setzten sich zwar in den Besitz ihres Klosters, verließen dasselbe aber wieder nach vielen Mißhandlungen sei-

[1]) Cordara, historia Colleg. germ. 108.

tens der Protestanten, als sie von Gustav Adolf's Ankunft in Erfurt hörten.

Auch in politischer Beziehung war Erfurt dem Erzbischof von Mainz unterworfen. Doch hatte es im Laufe der Jahrhunderte sich manche ansehnliche Freiheiten und Rechte erworben und sich zu fast reichsstädtischer Selbständigkeit erhoben. Zu der Zeit, von der wir hier reden, besaß der Erzbischof in Erfurt nur noch einen Gutshof im Brühl, den Mainzer Hof genannt, wo der Vicedom, der Schultheiß und die übrigen Mainzer Beamten wohnten; außerdem gehörten ihm die fünf sogenannten Küchendörfer: Melchendorf, Hochheim, Witterda, Daberstädt und Dittelstädt. Das Mainzer Gericht bestand aus dem Schultheißen, dem Vogt, dem Freiboten und drei Schöffen, zu denen man Handwerker katholischen Bekenntnisses zu nehmen pflegte, endlich aus dem Scharfrichter, der im Henkerhause auf dem Platze vor den Graden (gradus) wohnte. In das Civilgericht theilte sich ziemlich verwickelt der Mainzer Schultheiß und der Erfurter Rath, selbst bei Hinrichtungen concurrirten noch städtische Gerechtsame: die Zweiermänner nebst etlichen Rathsdienern zu Fuß und zu Roß geleiteten den Vogt und Scharfrichter auf die Gerichtsstätte vor die Stadt, der Stadtknecht mußte das Richtschwert, „die rothe Rose", bis dorthin am Sattel eines Pferdes vorführen und dem Henker „Frieden ausschreien" durch Gassen und Flur[1]).

Das Stadtregiment ruhte in der Hand von 150 Bürgern, welche jedes fünfte Jahr den „sitzenden Rath" zur Führung der laufenden Geschäfte aus sich hervorgehen ließen. Dieser sitzende Rath bestand aus vier Rathsmeistern, dreizehn mit bestimmten Aemtern versehenen Rathsherren, den sieben Vertretern der Handwerke und endlich den Vierherren nebst den Unterkämmerern, welche letztere „wegen der Gemeine am Brett sitzen" und in allen wichtigen Angelegenheiten die Bürgerschaft vertreten sollten. Wer sich in der Rathsmeister- und Vierherrnstellung größere Erfahrung in Rathsgeschäften angeeignet hatte, kam in das eiserne Collegium der Senioren, der „Eltisten Rathsmeister und Viere", welches aus 20 und einigen Mitgliedern zusammengesetzt, bei der Rechtsprechung sowie bei wichtigen Regierungs-Angelegenheiten seitens des Jahresregenten hinzugezogen zu werden pflegte. Im Jahre 1616 wurden für die Rathsstellen feste Gehälter eingeführt, so daß ein Oberstrathsmeister und Obervierherr etwa 300 Gulden Jahresgehalt bekam. Bei der Rathszusammensetzung spielte im Anfange des 17. Jahrhunderts der Geschlechteradel keine Rolle mehr, auch die Handwerker, die Vorstadt-Bewohner und die Angehörigen der Altstadt-Gemeinde galten als rathsfähig und genossen dasselbe Ansehen wie ihre adeligen Rathsgenossen.

[1]) Alfred Kirchhoff, Erfurter Lutherfest-Almanach. Erfurt 1883. S. 158 ff.

Die Stadt war nach mittelalterlichem Stil mit einer Mauer umgeben und hatte eine Bürgerwehr von 1200 Mann; dazu kam noch eine von der Stadt unterhaltene Truppe von 120 geschulten Soldaten. Außerdem stand Erfurt in einem alten Schutzverhältniß zu Kursachsen, wonach letzteres das Straßengeleit durch das Thüringerland hatte und dafür allein aus der Stadtkasse alljährlich anderthalb Tausend Gulden bezog.

Was die Vermögensverhältnisse angeht, so war Erfurt bei Beginn des dreißigjährigen Krieges keineswegs in einer ungünstigen Lage. Das beweisen einerseits die verschiedenen Erlasse gegen den eingerissenen Luxus und den Aufwand bei Hochzeiten und Kindtaufen, anderseits die noch vorhandenen Verrechtsbücher, in welchen alle fünf Jahre das Vermögen jedes Bürgers nach seiner eidlichen Aussage im Einzelnen aufgezeichnet wurde. Namentlich war es damals der Waid- und Safflorhandel, welcher der Stadt große Summen einbrachte; allein die Familie der Stotternheime hatte noch 1618 in diesen Farbestoffen einen Jahresumsatz von 136 000 Meißner Gulden. Indessen begann der Wohlstand schon 1619 mit dem Münzunfug der „Kipper und Wipper" zu sinken. Man bemerkte in Erfurt auf ein Mal einen argen Mangel an Kleingeld, und als der Rath diesem Uebelstand rasch durch Neuprägung von Dreihellern und Pfennigen abzuhelfen suchte, war alsbald auch dieses neue Geld aus der Stadt verschwunden. Im Sommer 1621 ward dann der Markt plötzlich mit Geld fast überschwemmt, aber es zeigte sich, daß diese Münzstücke viel zu gering im Werthe waren. Man hatte es mit Machwerken der Falschmünzerei zu thun, die in abgelegenen Gründen fleißig betrieben wurde. Entsprechend der über Nacht gekommenen Entwerthung des Geldes stiegen dann die Lebensmittel auf das Zwölffache, so daß 1 Pfund Brod 2 Groschen, 1 Stübchen Bier 12 Groschen und 1 Pfund Fleisch 8 Groschen kostete; ja zuletzt konnte man für dieses Geld nicht ein Mal mehr etwas bekommen.

Noch mehr wurde Erfurt's Wohlstand durch die wiederholte Einlagerung von Kriegsvolk in das Stadtgebiet geschädigt. Als sich im Frühjahr 1622 der „tolle" Christian von Braunschweig, der „Pfaffenfeind", an der Westgrenze Thüringens mit seinen Heerhaufen zeigte, erschien auch der besorgte sächsische „Schutzherr" Johann Georg und legte 900 Mann in das Erfurter Gebiet. Alle Vorstellungen des Raths, diese aufgedrungenen Beschützer der Stadt abzuwehren, waren vergeblich. Als der Braunschweiger gegen Ende Mai, ohne das innere Thüringen nur zu berühren, nach Franken abzog, quartirte der gnädige Schutzherr bis zum Herbste auf's Neue mehrere Reitercompagnien sammt Fußvolk in die Erfurter Dorfschaften, weil er nun die „Rückkehr" des Feindes zu verhüten

habe. Der Uebermuth dieſer Soldaten ging ſo weit, daß ſie auf Koſten der unglücklichen Landleute große Gaſtmähler anſtellten und allerlei Greuel verübten. Die Stadt reichte zwar im September über Koſten und Schaden eine Rechnung von 234 074 Mfl. ein, aber die verſprochene Bezahlung war nicht zu erlangen.

Kaum glaubte man wieder etwas freier athmen zu dürfen, als im December deſſelben Jahres Herzog Friedrich von Altenburg dem Erfurter Gebiete einen Theil der Truppen aufdrängte, die er in die Niederlande zu führen gedachte. Sechs Wochen waren dieſe Soldaten die Geißeln des Landes und trieben die haarſträubendſten Dinge. Dazu kam 1625 und 1626 die Peſt über Stadt und Land und in Folge arger Vertheuerung der Lebensmittel eine große Hungersnoth, zumal auch der Feldbau ganz daniederlag.

Auch von kaiſerlicher Seite wurden Erfurt in jener Zeit ſchwere Laſten aufgelegt. Außer der Kriegsſteuer, welche die Stadt nach Mainz abzuführen hatte, erhielten im Mai 1626 mehrere Erfurter Dörfer unter dem Oberſt von Merode 12 000 Mann Einquartierung, und als dieſe Truppen abzogen, mußte die Stadt für die Befreiung 50 000 Thlr. zahlen.

Noch härter geplagt wurde das Erfurter Land, als unter dem Oberſt Stephano Draghi 1628 ein Regiment Kroaten dort eingelagert wurde. Dieſe trieben die Gewaltthätigkeiten und Exceſſe in's Unglaubliche, und es war vor ihnen faſt keine Sicherheit mehr auf den Straßen. Was Erfurt überhaupt damals finanziell gelitten, zeigt die große Schuldenlaſt, welche ſich im Jahre 1628 auf 524 883 Schock, das iſt auf 1 312 207 Thlr. belief.

Zuletzt noch ſtellte der kaiſerliche General Tilly, als er im Juni 1631 in das Erfurter Gebiet mit ſeinem ganzen Heere einrückte, an die Stadt die Forderung, in ihre Mauern eine Beſatzung aufzunehmen, damit er hier einen ſichern Halt für ſeine demnächſtigen ſtrategiſchen Bewegungen habe. Aber durch die mächtige Fürſprache des Licentiaten Adam Schwindt, der ſeit 1615 als Mainzer Bevollmächtigter zur Ausgleichung mehrerer Schwierigkeiten in Erfurt ſich aufhielt, wurde dieſe drohende Gefahr von der Stadt abgewehrt; dagegen mußte ſie große Lieferungen an Brod leiſten, welche jedoch zum größten Theil baar bezahlt oder an den ſeitens der Stadt bei Kurmainz fälligen Kriegsſteuern gekürzt wurden.

Den Höhepunkt erreichten ſchließlich dieſe Kriegsdrangſale, als im Herbſt 1631 die Schweden unter Guſtaph Adolf in Erfurt einzogen und die Stadt mit geringer Unterbrechung bis zum weſtfäliſchen Frieden beſetzt hielten. Die Bedrückungen und Gelderpreſſungen waren ſo groß und andauernd, daß viele Familien, beſonders mehrere reiche Patrizier-

familien, der gänzlichen Verarmung anheimfielen. Namentlich waren es aber die Katholiken, welche in dieser Kriegszeit schwer zu tragen und zu leiden hatten, so daß selbst der protestantische Professor Alfred Kirchhoff sagt: „Der noch ungeschriebenen Geschichte dieser Periode unserer vaterstädtischen Erlebnisse wird überhaupt die ernste Forderung gestellt werden müssen: dem, wenn auch damals arg zusammengeschmolzenen Rest der katholischen Bevölkerung in dem, was er that, und mehr noch in dem, was er litt, gerecht zu werden“ [1]). Dieser Mahnung wollen wir nachkommen und in Folgendem die Schicksale der Erfurter Katholiken in der Schwedenzeit kurz erzählen.

1. Gustav Adolf in Erfurt; Anfang der Bedrängnisse.

Der kaiserliche General Tilly, der Sieger in 36 Schlachten, war am 7./17. September 1631 von dem Schwedenkönig Gustav Adolf und den verbündeten deutschen Fürsten bei Breitenfeld in furchtbarer Niederlage geschlagen worden, und zahlreiche Verwundete und Flüchtlinge vom besiegten Heere kamen nach Erfurt und auf die benachbarten Dörfer. Bald folgten schwedische Krieger einzeln wie auch truppweise nach, suchten die Kaiserlichen selbst in den Häusern auf und machten sie ohne Schonung nieder. Die Offiziere durchritten die Straßen der Stadt und störten am Freitag den 16./26. September auf dem Markte in trunkenem Muthe eine von sämmtlichen Stiftsgeistlichen gebildete feierliche Leichenprocession. Die schwedischen Soldaten wußten die katholischen Bürger von den protestantischen zu unterscheiden, drangen in deren Wohnungen ein und verübten den schlimmsten Unfug. So wurde an demselben Tage der Krämer Bastian auf dem Endleich [2]) nicht nur beraubt, sondern auch persönlich schwer mißhandelt. Die Feindseligkeit und Rohheit der Schweden ging so weit, daß der Capitain Jagemann sogar mehrere kranke kaiserliche Soldaten, welche er in Daberstädt antraf, am 19./29. September ohne Erbarmen erschießen ließ [3]).

Als König Gustav Adolf mit einem über 40 000 Mann starken Heere von Halle über Querfurt sich der Stadt Erfurt näherte, sandte

---

[1]) Mittheilungen des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt. IV. Heft, S. 198.

[2]) Endleich war ein Platz beim Zusammenstoß der Kettenstraße, Langebrücke, Paulstraße und Großen Arche.

[3]) Diarium von Dr. C. H. Marx, Magdeburger Staatsarchiv, fol. 8.

der Rath am 20./30. September Deputirte zu ihm in's Hauptquartier bei Leubingen an der Unstrut und ließ ihn bitten, er möchte doch die Stadt mit der Aufnahme einer schwedischen Garnison verschonen, weil bei dem gedrückten Wohlstande der Bürger eine solche Last ihnen zum Verderben gereichen würde. Allein Gustav Adolf wußte zu gut, daß nur Derjenige Herr von Thüringen sein würde, der die Centralstadt des Landes mit hinreichenden Streitkräften besetzt hielte; daher gab er zur Antwort: Er bedauere zwar von Herzen die Nachtheile, welche der Krieg für alle Menschen und auch für die Bürger Erfurt's zur Folge habe, jedoch könne er der Stadt die gewünschte Neutralität nicht bewilligen, da alle Protestanten für die Freiheit ihres Glaubens gemeinsam die Hand anlegen müßten. Die Gesandten ließen sich durch die erste Fehlbitte nicht abschrecken, sondern wiesen darauf hin, daß die Erfurter Bürgerschaft selbst in den schwersten Kriegsfällen stets ihre Stadt mit eigenen Waffen vertheidigt habe. Gustav Adolf bestand jedoch unerbittlich auf seiner Forderung, daß Erfurt eine Garnison aufnähme; er erbot sich aber, auf das leidlichste zu verfahren, gute Manneszucht zu halten, die Stadt nicht länger, als die Noth und Sicherheit es erheische, zu belasten, ihr einen Sicherheitsbrief zum Schutze aller Rechte und Freiheiten auszustellen und „gegen männiglichen sie königlich zu schirmen".

Sobald die katholischen Geistlichen und Mainzer Beamten vernommen, daß der Schwedenkönig gegen die Stadt heranrücke, hatten sie den Rath, der in der „Hohen Lilie" versammelt war, dringend bitten lassen, er möge doch auch sie in den mit dem König zu schließenden „Accord" mit aufnehmen. Allein Gustav Adolf wollte wohl die ganze Bürgerschaft ohne Unterschied der Religion in Schutz nehmen, die Geistlichkeit aber und die Mainzer Beamten sollten von diesem Bündniß ausgeschlossen werden. Doch wollte er gegen diese nicht zum Aeußersten schreiten, sondern bei seiner Ankunft persönlich mit ihnen reden und im Besondern mit ihnen verhandeln.

Man beschloß in Erfurt unter Zustimmung des Mainzer Commissarius und Rathes Adam Schwindt, sich in allem dem König unterthänigst „bequemen" zu wollen. Noch ehe aber dieser Beschluß zur Kenntniß des Königs gekommen war, zog sein Verbündeter, Herzog Wilhelm von Weimar, auf königlichen Befehl um die Mittagsstunde des 21. September/1. October an der Spitze des Courville'schen Regiments zum Krämpferthore hinein und sprengte auf den Marktplatz vor die Kavaten, jene hohen Gewölbebogen am Felsen, der den herrlichen Dom trägt. Hierhin entbot er die Stadtregenten und forderte von ihnen die Schlüssel der Stadt. Man holte sie von allen sechs Hauptthoren in Körben zusammen und übergab sie den Beamten des Schwedenkönigs,

die inzwiſchen in jenem Giebelhauſe „Zur Hohen Lilie“ eingetroffen waren, wo Quartier für den König ſelbſt bereitet wurde.

Bis ſpät in die Nacht hinein ließ Herzog Wilhelm die Truppen Patrouille durch die Stadt ziehen; aber die Wächter der Ordnung waren ſelbſt die ſchlimmſten Räuber und Plünderer. Sie ſtiegen den Canonikern und Vicaren bei nachtſchlafender Zeit durch die Fenſter in die Häuſer, räumten arg in den Räucherkammern und Kellern, unter den ſeidenen Strümpfen, Wolfs- und Fuchspelzen der geiſtlichen Herren auf und plünderten luſtig die reifen Trauben in deren Gärten an der Lauengaſſe. „Ich habe es ſelbſt geſehen,“ ſchreibt ein Augenzeuge, „wie die Reiter auf ihre Pferde traten und den Pfaffen durch die Fenſter in die Häuſer einſtiegen, da ſie doch ausgeſchickt waren, dieſelben zu verwahren.“ Die Stiftsherren ſelbſt können nicht Worte genug finden, um das wüſte Weſen und Treiben dieſer Raubgeſellen zu ſchildern. Nicolaus Ebert, Scholaſticus von St. Severi, ſagt: „Als Herzog Wilhelm mit ſeinen Truppen ſich der Stadt bemächtigt, iſt meine Behauſung „Zum Weißen Thor“ auf St. Severihofe von vier Soldaten eröffnet worden; ſie haben Stuben und Kammern durchſucht, Kiſten und Kaſten aufgehauen und über 150 Thlr. an Werth entführt.“ [1]) Desgleichen klagt Heinrich Müller, Canonicus am Domſtift: „Den erſten Tag, als Ihre Fürſtlichen Gnaden von Weimar angelanget, bin ich durch zwei Soldaten allhier in der Stadt gefangen genommen worden und habe alſo, was ich bei mir gehabt, ihnen geben müſſen, ungefähr an die 35 Thlr. Den zweiten Tag früh morgens um 7 Uhr ſind vier Soldaten über meine Mauer geſtiegen, denen ich kaum habe entlaufen können, und haben alle Lebensmittel, ſo ich in meiner Speiſekammer gehabt, und andere Sachen mitgenommen, was ich nicht unter 8 Thlrn. habe kaufen können.“ Endlich wird vom Nonnenkloſter St. Martini extra mitgetheilt: „Den 21. September haben ſechs Reiter die Propſtei des Kloſters erbrochen und angefangen zu plündern; der Verluſt beträgt 8 Thlr.“

Die Verwegenheit und Gewaltthätigkeit der ſchwediſchen Soldaten ging ſo weit, daß ein Trupp derſelben während des Gottesdienſtes in die Domkirche eindrang und den Prieſter am Altare beraubte und mißhandelte [2]). Der Vicar Valentin Schlotheuber gerieth faſt in Lebens-

---

[1]) Acta betreffend die Schickſale des Stiftes B. M. V. und des Klerus in Erfurt während des dreißigjährigen Krieges. Erfurter Domarchiv, Vol. I, 5. fol. 18.

[2]) Erhardt, Erfurter Stadtarchiv XI, A. 6. In gleicher Weiſe traten die Schweden z. B. 1626 in Braunsberg auf. Sie plünderten die Kirchen, zerſtörten die Bilder und Altäre und warfen die hl. Hoſtien auf den Boden, während der Schwedenkönig dies alles mit höhniſcher Miene ruhig anſah. Vgl. Dr. Hipler, Braunsberg in der Schwedenzeit. Braunsberg 1884. S. 7.

gefahr; er rettete sich mit zwei Reichsthalern. Unter die Geistlichkeit überhaupt kam eine solche Bestürzung, daß die meisten, welche nicht krank waren, sich in Bürgerhäusern verbargen und verkrochen. Mehrere Jesuiten dagegen hatten in richtiger Vorahnung der Dinge, die da kommen würden, schon zwei Tage vorher, mit weltlichen Kleidern angethan, die Stadt verlassen.

So brach der Herbstmorgen des 22. September/2. October an, einen verhängnißvollen Gedenktag für die Erfurter Katholiken heraufführend. Es war ein Donnerstag, an welchem König Gustav Adolf in Erfurt einzog. Die Katholiken waren voll Angst und banger Sorgen. Zwar hatte der Schwedenkönig ihnen Schutz und Religionsfreiheit zugesagt, allein sie wußten auch, wie solche Versprechen, zumal in den damaligen Kriegszeiten, verstanden und gehalten wurden. Die Anhänger des lutherischen Bekenntnisses dagegen waren in freudiger Erregung, und Kopf an Kopf gedrängt harrten sie seit Mittag in den Straßen, die der König mit seinen Soldaten vom Andreasthore nach dem Domplatze berühren mußte. Da dröhnen um die vierte Stunde die mächtigen Glockenschläge der Maria gloriosa vom hohen Dom über die Stadt hin, und im wohlgestimmten Chor fallen alle andern Glocken ein. Bald mischen sich schmetternde Drommeten-Fanfaren in jene ehernen Weisen, es erglänzen die Waffen, die vor Kurzem so glücklich gefochten, und jetzt übertönt lauter Jubel selbst das Hereinrasseln der Geschütze. An der Spitze seiner finnischen Panzerreiter erscheint des Schwedenkönigs majestätische Gestalt. Aber dieser Triumphzug Gustav Adolf's war das Leichenbegängniß der katholischen Kirche in Erfurt.

In der „Hohen Lilie", demselben Hause, wo einst Martin Luther, verkappt als Junker Jörg, verkehrt hatte, nahm Gustav Adolf Absteigequartier. „Die vornehmsten Offiziere wurden in die Bürgerhäuser einquartirt, das andere Volk, welches nicht einkommen konnte, mußte auf dem Severihofe, Petersberge, Markte, Anger und an andern Plätzen bleiben; auch wurde das Peterkloster, der Mainzer Hof, die Karthaus und die Pfaffenhäuser auf's Höchste voll gelegt. Man hat gemeint, es seien an die 14 000 Mann in der Stadt gewesen" [1]).

Nachdem der König sich kurze Rast gegönnt, saß er alsbald wieder im Bügel und ritt mit seiner Suite auf den Petersberg, dessen Umschaffung zur Festung ihm vorschwebte. Hier im Peterkloster war es, wo er die merkwürdige Unterredung mit den Jesuiten hatte. Bei der ihm an der Klosterpforte gewidmeten Ansprache entblößte er selbst sein Haupt, und trat sodann mit seinen Begleitern, geführt vom Klosterabt Johannes

[1]) Erfurter Stadtarchiv XI, 10a.

Henning, über die Schwelle. Aus dem Jesuitencolleg erschien der P. Rector, der schlagfertige Dr. Johannes Bettingen, seit 1629 zugleich Dekan an der Erfurter Hochschule, und P. Wilhelm Federle. Gustav Adolf, der den P. Rector ausdrücklich dorthin beschieden, empfing ihn sowie seinen Begleiter gnädig und baarhäuptig an der Klosterpforte, reichte ihnen die Hand entgegen und führte sie in's Kloster [1]). Hier redete er die Jesuiten und den Benedictiner-Abt also an:

„Ich ließ Sie, meine Herren, deshalb kommen, um von Ihnen zu erfahren, ob Sie den Erzbischof von Mainz als Ihren Herrn anerkennen?" Als der Abt und der Rector dies bejahten, fuhr er mit erhöhter Stimme fort: „Dieser ist mein Feind, er schickt Tilly Soldaten und Kriegsvorrath; aber mein Gott (bei diesen Worten schlug er mit seiner Rechten auf die Brust) hat mir den Sieg und hiermit alles verliehen. Ihren Herrn habe ich niemals auch nur mit einem Worte beleidigt, ebenso auch nicht den Kaiser; aber dieser ist zuerst mit einem Heere gegen mich ausgerückt. Niemanden ist es unbekannt, wie er meine Verwandten, die Herzöge von Mecklenburg und Pommern, und kürzlich den Markgrafen von Brandenburg behandelt und ihre Länder ihnen entweder genommen oder verwüstet hat. Was nun Sie angeht, so sollen Sie dem Erzbischof schreiben und ihm rathen, daß er seine Truppen von Tilly abrufe und sie zu mir stoßen lasse und mir Freund sei, wie ich es auch ihm sein werde. Dann will ich, ohne ihm und seinem Lande zu schaden, meine Feinde verfolgen und nicht ablassen, bis sie erlegen sind."

Hierauf wandte er sich an den P. Rector und seinen Begleiter und sprach: „Sie, Jesuiten, treibe ich keineswegs aus dieser Stadt. Wenn Sie aber freiwillig weggehen wollen, so will ich Ihnen freies Geleit geben, und es soll Ihnen mit meinem Willen kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden. Im Falle aber, daß Sie hier bleiben, müssen Sie eidlich versprechen, daß Sie nichts gegen mich und meine Verbündeten thun und sagen wollen; unter dieser Bedingung können Sie in Ruhe Ihre Berufspflichten erfüllen."

Lächelnd sagte er dann auf lateinisch: „Wenn man Ihnen nur trauen darf, denn Sie sind merkwürdige Menschen, und merkwürdige

[1]) Während nach andern Darstellungen, so bei Weinrich, „Kurzgefaßte gründliche Nachricht von den vornehmsten Begebenheiten der Hauptstadt Erfurt" (S. 159) und bei Gfrörer, „Gustav Adolf" (3. Aufl., S. 755) die beiden Patres dem gefürchteten Könige sogleich sich zu Füßen geworfen, der König in höchst verweisendem Tone zu ihnen geredet, für das vergossene Blut sie verantwortlich gemacht haben soll, hat nach der historia domus societatis Jesu der König nicht Schmähungen geredet, auch sind die Patres ihm nicht zu Füßen gefallen. Wir tragen kein Bedenken, dem Berichte der Jesuiten, der nur für die Glieder des Hauses verfaßt und nicht in der Absicht, dereinst in die Oeffentlichkeit zu treten, niedergeschrieben wurde, größern Glauben beizumessen.

Dinge höre ich von Ihnen; doch will ich Ihr Versprechen entgegennehmen und demselben Vertrauen schenken. Bedenken Sie sich hierüber und geben Sie mir morgen Antwort."

Er fuhr fort: „Kennen Sie unter den Ihrigen Einen Namens Schacht?" Der P. Rector antwortete, daß er diesen Pater kenne, und daß derselbe bei seiner Durchreise nach Mainz wiederholt Sr. Majestät königliche Milde gerühmt habe. „Nicht mit Unrecht," erwiderte der König, „that er dies; denn wollte ich nach der Strenge mit ihm verfahren, so hätte er sein Verbrechen mit dem Kopfe büßen müssen"[1]).

Zu seinen Offizieren gewandt äußerte er: „O, das war ein böser Mann, er hat mir den besten unter meinen Secretairen abtrünnig gemacht." Der König pflegte den Uebertritt einer Person zum katholischen Glauben als ein Verbrechen zu bezeichnen. Als die Jesuiten fortgehen wollten, rief er ihnen noch nach: „Patres, nehmen Sie nur Wachen in Ihr Haus, denn ich muß gestehen, daß ich freche Soldaten habe; doch soll mit meinem Willen und Wissen Sie Niemand kränken." Der P. Rector dankte unterthänigst. Das Colleg erhielt daher bis zum Abzuge des Königs 22 Fußgänger und 3 Reiter als Wache.

Am folgenden Tage, Freitag den 23. Sept./3. Octob., kamen die Herzöge von Weimar, der Graf Gustav von Horn nebst anderen Großen in's Colleg, unterhielten sich drei Stunden lang sehr freundlich mit den Jesuiten und lobten sie, daß sie ihren Aufenthalt nicht verlassen hätten. An demselben Tage überreichte der P. Rector das gewünschte schriftliche Versprechen, von jedem einzelnen Jesuiten unterschrieben und mit dem Siegel des Collegs versehen. Als der König dasselbe in Empfang ge-

---

[1]) Gustav Adolf hatte in seinem Lande die Ausübung der katholischen Religion unter Todesstrafe verboten. Dennoch gab es in Schweden mehrere Katholiken, unter denen der Secretair des Königs, Georg Ursinus, und der Bürgermeister von Telge, Zacharias Anthelius, durch ihren glorreichen Tod für den Glauben besonders bekannt geworden sind. Ersterer bat 1622 die Jesuiten um einen Seelsorger. Im folgenden Jahre ging P. Heinrich Schacht als Mausefallenhändler dahin und wurde, um nicht erkannt zu werden, als Diener bei dem Bürgermeister von Telge angestellt. Aber in der Charwoche 1624 wurde er von dem Zitherspieler des Königs, einem Katholiken aus Rom, schmählich verrathen. Ursinus und Anthelius wurden hingerichtet und starben als Martyrer, während ein Dritter, Nicolaus Cappanius, der Rector einer Schule war, im Angesichte des Schaffots dem Glauben abschwor, aber dennoch sein Leben nicht rettete. P. Schacht wurde am 23. December 1624, obschon mehrmals der Tag seiner Hinrichtung bestimmt war, aus seinem Kerker entlassen. Kurz nachher, im Februar 1625, wurde noch ein Jüngling von 16 Jahren, Arnold Misenius, der in Braunsberg studirt hatte, für den katholischen Glauben hingerichtet. So verstand Gustav Adolf daheim die Glaubensfreiheit, für die er in Deutschland zu kämpfen vorgab. Vgl. Dr. Pieper, die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im 17. Jahrhundert. Köln, 1886. S. 12 ff.

nommen, zog er den Befehl, den er Tags vorher gegeben, nämlich an den Erzbischof von Mainz zu schreiben, wieder zurück[1]).

Auch die Benedictiner auf dem Petersberge, die Karthäuser und der Schottenabt übergaben an diesem Tage dem Könige ihren Revers und schwuren bei der allerheiligsten Dreifaltigkeit: daß sie wider den König und seine Verbündeten weder mit Worten noch mit Werken, weder heimlich noch öffentlich handeln und sich vergreifen, sondern dem Könige, so lange dieser Krieg währte, getreu, hold und gewärtig sein und sich hiervon durch kein päpstliches oder anderes Recht entbinden lassen wollten[2]).

Am 23. Sept. / 3. Octob. war allgemeiner Ruhetag. Der König machte einen Umritt auf dem Stadtwalle und beredete sich mit seinem Ingenieur, wie die Stadt besser befestigt und zum waffenstarken Mittelpunkte des Thüringerlandes gemacht werden könnte.

Am folgenden Tage leistete Erfurt dem Schwedenkönige den Huldigungseid. Auf Beschluß aller Räthe, Viertel und Handwerke ward ihm ein Revers überreicht: „So lange dieser Religionskrieg währe oder in andere Wege nicht verglichen werde, wolle man Ihrer Königlichen Majestät, dero Erben und Königreich, auch Herren Alliirten getreu, hold und gewärtig sein." Der König hingegen bestätigte der Stadt Erfurt in einer ausführlichen Beurkundung alle ihre Rechte, versprach, ihr nie stärkere Garnison zumuthen zu wollen, „als es unsere und gemeiner Stadt Sicherheit, auch ratio belli unvermeidlich erheischet," „insonderheit aber künftig bei verhoffter Friedenshandlung" die Stadt „namentlich" mit einzuschließen, was die übliche Wendung war für Garantie staatsrechtlicher Selbständigkeit.

Als erobert betrachtete der König ausschließlich das Kurmainzer Eigenthum. Daher wurden alle Beamte aus dem Mainzer Hofe ausgewiesen, ihre Papiere versiegelt und ein Jurist Namens Joh. Weinrich als Verwalter eingesetzt. Der Mainzer Vicedom Joh. Christoph von Herstall mußte 1000 Thlr. bezahlen und sogar die Stadt verlassen; er ging nach Eisenach und von da auf seine Güter. Auch dem edelgesinnten Licentiaten Adam Schwindt, welcher Erfurt so viele Wohlthaten erwiesen hatte, wurde „ziemlich hart zugesetzt" und ihm die Entrichtung von 2000 Thlrn. auferlegt[3]).

Am Sonntag den 25. Sept. / 5. Oct. ließ Gustav Adolf in seiner Wohnung „Zur Hohen Lilie" für sich und seine nächste Umgebung Predigt halten. Die katholischen Kirchen dagegen wurden aus Furcht vor den Gewalt-

---

[1]) Compendium historiae collegii societatis Jesu Erfurti pag. 26, 27. Lorenzarchiv zu Erfurt.

[2]) Stadtarchiv II, B. 11. (H. B.).

[3]) Diarium von Dr. Marx, fol. 12.

thätigkeiten der raubsüchtigen Soldaten nicht geöffnet, ausgenommen die Schottenkirche St. Jacobi, weil der Abt einen Bruder Namens Thomas Wallasius in der feindlichen Armee hatte, der katholisch war und im Kloster logirte. Auch in den mit Wachen versehenen Klosterkirchen wurde Gottesdienst gehalten, weil dieselben schon in Schutz genommen und „reversales fidelitatis" ausgestellt hatten.

Das Domstift dagegen war allen feindlichen Angriffen ausgesetzt. Schwedische Soldaten lagen auf der Kavate, um die Kirche und auf dem Severi-Kirchhofe in großer Anzahl; jeden Abend loderten hier die Wachtfeuer und verbreiteten einen unheimlichen Schein über die Stadt hin. Die Severischule und Capitelstube wurden erbrochen, die Register und brieflichen Urkunden, so da befunden, zerstreut oder verbrannt.

Schon vorher hatten schwedische Beamte die Kostbarkeiten des Domes inventirt und in Verwahrung genommen. Bei dieser Gelegenheit war der große Schatz an Silber, Gold und Edelsteinen übersehen worden, der einen Werth von 4000 Thlrn. hatte und von dem nach Köln geflüchteten Weihbischof Weber zurückgelassen war. Auf Befehl des Königs wurde derselbe noch nachträglich aus dem Domthurme geholt. Georg Köhler, der Kirchendiener B. M. V., sagt nämlich, „daß er die Kirche Mariä, worin des gedachten Weihbischofs Silbergeschmeide verwahret gewesen, auf Befehl hätte schließen und aufmachen müssen, woraus dann durch die schwedischen Offiziere gedachtes Silbergeschmeide ausgetragen und entfremdet worden sei" [1]).

Den 26. Sept./6. Oct. des Morgens zwischen 8 und 9 Uhr brach der König endlich mit dem größten Theile seiner Truppen wieder auf, nachdem er zuvor einen Reiter, der „aus Junker Wolf von der Weser etlich Geld gepresset, auch Herrn Philipp Möller an die 1600 Thlr. gestohlen und geplündert, auf offenem Markte zum abschreckenden Beispiel mit dem Strang hatte richten lassen". Er zog mit klingendem Spiel zum Brühlerthor hinaus über Molsdorf nach Arnstadt und von da weiter nach Franken. Es blieben in Erfurt 3225 Mann. Zum Commandanten der Stadt war Graf Georg Ludwig von Löwenstein, zum Gouverneur von ganz Thüringen Herzog Wilhelm von Weimar ernannt. Letzterer nahm seine Wohnung auf dem Anger, wo er seinen Kriegsrath Dr. Burkhart, seinen Zahl- und seinen Postmeister, wie ein kleines Ministerium in der Kanzlei hatte. Außerdem hatte der König einen seiner vertrautesten Räthe, Dr. Jacob von Steinberg, für Einleitung der kriegerischen Organisation ganz Thüringens von Erfurt aus, sowie

[1]) Acta betreffend die Schicksale des Stifts B. M. V., Erfurter Domarchiv Vol. I, 5. fol. 13.

für die Pflege des dortigen Civilstaates außerhalb der Rathscompetenz an des Herzogs Seite zurückgelassen.

Zum Danke für die der Stadt gebrachte „Erlösung" rechnete Gustav Adolf auf ein „Präsentgeld". Mit großer Anstrengung brachte man während des Winterhalbjahres 20000 Thlr. zusammen, die in vier Raten bezahlt wurden. Freilich hatte der weimarische Herzog gemeint, auf 80000 Thlr. müsse das „Präsentgeld" erhöht werden.

Die ganz unerhörte Erscheinung einer fremden Besatzung in der Stadt hatte die Folge, daß der Rath nicht im Stande war, so schnell, als es nöthig gewesen wäre, die Quartiere zu vertheilen, und daraus entstanden wieder die schrecklichsten Unordnungen. Die Soldaten quartirten sich nach Gutdünken in die ansehnlichsten Häuser oft zu 20 bis 30 Mann ein und besuchten dann gelegentlich auch die andern. Was die Bürger dabei ausstehen mußten, ist nicht zu beschreiben, und mancher ist vor Drangsalen und Schlägen gestorben [1]).

Im November wurde vom Gouverneur befohlen, die Garnison-Truppen sollten fortan nur noch „Service" von den Bürgern, bei welchen sie im Quartier lägen, erhalten, d. i. Licht und Feuerung, Salz und Liegerstatt, dafür aber seitens der Stadt der Garnison eine monatliche Löhnung von 14000 Thlrn. gezahlt werden. Schon im Anfange des Jahres 1632 war diese „Löhnung" auf die Summe von 43500 Thlrn. gestiegen. Um diese Monats-Contribution, denn anders war sie nichts, einzubekommen, war eine ganze Reihe außerordentlicher Abgaben eingeführt, insbesondere die „Accise", d. i. Mahl- und Schlachtsteuer, welche man früher in dieser Weise nicht gekannt hatte. Den Bürgern wurde jedoch durch diese Anordnung keineswegs eine Erleichterung gewährt, ihre Lasten wurden vielmehr noch verdoppelt. Die Krieger nahmen zwar das Geld gern an, sie schmausten und tranken aber nach Herzenslust an den Tischen der Quartiergeber wie in den Schenken, wo sich bald die Bürger nicht mehr sehen ließen, weil ihnen stets die Ehre zufiel, die starke Zeche der durstigen Soldatenseelen mit zu bezahlen. Nach Sitte der Zeit lebte ja mancher Soldat, Gemeiner wie Offizier, in der Ehe; da wurden Kindtaufen gefeiert, achtzehn Gevattern geladen, fünfzehn Gäste saßen an der Festtafel, welche der Erfurter Spießer, mochte er Adelsbürger oder Schuster sein, mit mindestens zehn Gerichten belasten mußte. Einer armen Wittwe, in deren Häuschen gar kein Pferd hineinzubringen war, legte man einen Reiter in's Quartier; sie mußte dessen Roß im benachbarten Gasthof einstellen und auf ihre Kosten füttern lassen.

---

[1]) H. von Falckenstein, Historie von Erfurt. S. 706.

Insbesondere verlegten sich die Soldaten auf's Stehlen; sie hatten Lunte und Schwefelfaden bei sich, um beim Einbrechen gleich Licht machen zu können, und stellten dabei gute Schildwachen aus. Sie erstiegen und erbrachen die Kornböden; den Metzgern wurde in aller Stille Kuh und Kalb abgeschlachtet, daß früh Morgens nur noch die Eingeweide der Thiere im Stalle lagen. Andere wieder machten sich das Vergnügen, in den Stadtgräben zu fischen und feiste Karpfen auf dem Fischmarkte gegen gutes Geld zu verkaufen. Wenn ein Bauer oder eine Bäuerin auf dem Markte etwas verkauft hatte und sich das Geld in die Hand zählen ließ, so schlich sich ein Soldat in die Nähe und schlug gegen die Hand, daß das Geld auf dem Platze umherflog; der es gethan, lief davon, während seine Helfershelfer das Geld auffammelten. Wagte Jemand sein Eigenthum zu vertheidigen, so machten die Soldaten von ihrer Waffe Gebrauch. In manchen Fällen wußten diese Diebe sich noch einen Schein von Recht zu bewahren. So boten sie an mehrern Orten besonders einzelnen Leuten Pistolen zum Verkauf an, welche diese dann nothgedrungen nehmen mußten; indem jene aber den Kaufpreis empfingen, fanden sie jedes Mal falsches Geld darunter und nahmen alles sammt der Pistole hinweg. Ein Soldat, der Gelbrock genannt, nahm aus seinem Quartier einen Mehlsack aus Drillich und verkaufte ihn auf dem Markte für 2, 3 oder 4 Groschen, so viel man ihm geben wollte. Sobald der Käufer das Geld bezahlt hatte, kam ein anderer und riß ihm den Sack aus den Händen, unter dem Vorgeben, er sei aus seinem Quartier gestohlen. Der Sack wurde dann abermals verkauft und dasselbe Manöver wiederholt, so daß der Gelbrock und seine Genossen an einem Tage vier Thaler lösten und doch den Sack wieder in ihr Quartier zurückbrachten. Ebenso machten sie es mit Aexten, messingenen Leuchtern und anderm Hausgeräth, bis endlich die Leute klug wurden und ihnen nichts mehr abkauften. Oft stießen sie die Tragkörbe der Bauern um, daß Käse, Butter, Aepfel, Birnen und Nüsse umherlagen; der es that, ging davon, die Andern rafften auf, was sie erlangen konnten, und wer sich unnütz machte, bekam Schläge dazu. Am 20. December schleppten die Soldaten sogar den Braumeister aus dem Brauhause in der Querchgasse (Eichengasse) auf den Rubenmarkt und entkleideten ihn, um verborgenes Geld zu suchen; ihre Beute betrug 12 Stück Ducaten [1]).

Diejenigen Schweden, welche mit an eines der drei geöffneten Thore auf Wache zogen, ließen die Gelegenheit nicht unbenutzt, den Fremden, welche auf den Markt wollten, erst die angefahrene oder angeschleppte

[1]) H. von Falckenstein, Historie von Erfurt. S. 708.

Waarenlast etwas zu erleichtern, ehe der Paßzettel vom Musterschreiber verstattet wurde; ja selbst von Erfurter Bürgern und Bauern, die gar keinen solchen brauchten, erhoben sie freundschaftliche Trinkgelder. Niemand durfte auf den Straßen der Stadt etwas tragen; denn sonst fand sich gleich Jemand, der ungebetene Dienste verrichtete und dem Tragenden die Last erleichterte. Sobald es dunkel geworden, war es gefährlich, sich auf die Straße zu wagen. Die Nachtwächter durften die Stunden nicht mehr abrufen, und wenn einer angetroffen wurde, so erhielt er erbärmliche Schläge. Die Soldaten nahmen sogar den Rathspersonen und Dienern die Hüte und Mäntel ab und was sie sonst bei sich hatten, schlugen dieselben und verwundeten sie mit gefährlichen Hieben und Stichen, so daß einer davon starb. Von der Adventszeit bis zu hl. Dreikönigen hatten sie über 500 Häuser erbrochen und bestohlen. Der Militairbehörde fiel es aber gar nicht ein, diesem Unfuge zu steuern. Unter dem 21. Januar 1632 schreibt der Erfurter Rath an den Reichskanzler Oxenstierna: „Es ist kein Beispiel vorhanden, daß auch um der allergrößten Excesse willen nur ein einziger Missethäter wäre am Leben bestraft worden. Die gemeinste Strafe solcher Verbrecher ist gewesen, daß sie auf den „Esel" gesetzt wurden, davor sie sich aber so wenig gescheut, daß sie nachher in ihrem Uebelverhalten fortgefahren haben" [1]).

Wenn diese Raubvögel in den Wirthshäusern saßen und zechten, so sangen sie:

„Wenn die Bürger schlafen und ruhen in der Nacht,
So brechen wir in die Häuser und stehlen große Tracht,
Blank hier Soldat,
In unsere Parat
Frisch auf Soldat,
Gott helfe und gebe uns zu stehlen früh und spat."

Namentlich waren es aber die Katholiken der Stadt, welche unter der Kriegslast am meisten zu leiden hatten. Auf Befehl des Herzogs Wilhelm von Weimar wurden die katholischen Bürger stärker mit Einquartierung belegt, als die protestantischen [2]); und die Plünderung, welche nach des Königs Abzug in der oben erwähnten Weise stattfand, galt in erster Reihe den katholischen Häusern und Klöstern. Man fiel öfters in dieselben ein unter dem Vorwande, es seien katholische Soldaten und Güter darin versteckt. Wie selbst Herzog Wilhelm sich niedrigen Raubgelüsten hingab, erzählt ein Augenzeuge mit folgenden Worten: „Herzog Wilhelm von Weimar schickte am 28. September Einen in's Peterkloster, mit Namen Dr. Burkhart, zum Visitator; der

[1]) Stadtarchiv XXI 1 b, Nr. 33. fol. 198.
[2]) Kriegs- und Friedensacten im Weimarer Staatsarchiv 1631 b.

schaffte alles aus dem Kloster, was ihm und dem Fürsten dienlich schien; aber nicht nur dieses Kloster, die andern alle, ausgenommen das Schottenkloster, wurden in kurzer Zeit dermaßen visitiret, daß man sich wohl darüber verwundern konnte. Im Marienknechtskloster war nicht viel zu erlangen, das nahm er gar ein zum Gebrauch der Pferdestallung, der Wagen, Kutschen und anderer Dinge mehr, daß der einige Münch, der das Kloster inne hatte, kaum für sich Raum behielt, und war von den Reitknechten und Jungen also hoch tribuliret, daß er wohl hätte davon laufen mögen" [1]).

In den ersten vier Wochen, nachdem Gustav Adolf die Stadt verlassen, durften die Katholiken keinen öffentlichen Gottesdienst halten. Die Kinder wurden bei verschlossenen Kirchthüren oder in Privathäusern getauft. Unter dem 10./20. October 1631 schrieben deshalb sämmtliche Geistliche und die katholischen Bürger an den Herzog Wilhelm: Es habe sich begeben, daß etliche Geistliche nicht allein in ihren Häusern, sondern auch in den Kirchen und während des Gottesdienstes mit Gewalt und wehrhafter Hand seien bedroht und angegriffen und mit Abnehmung ihres Besitzthums so sehr geängstigt und gequält worden, daß sie ihr „häusliches Wesen" gänzlich verlassen und gleichsam hätten flüchtig werden müssen. Wegen Mangel an Personen, und um andern größern Gefahren zuvorzukommen, hätten sie die ihnen anvertrauten katholischen Stifts-, Pfarr- und Klosterkirchen bis dahin verschlossen gehalten und in denselben mit höchster und herzlicher Bekümmerniß den Gottesdienst meistentheils einstellen müssen. „Wann wir aber Pflicht und Gewissens halber den ordentlichen Gottesdienst und die nöthige Ausspendung der Sacramente nicht länger einstellen, noch die Kirchen verschlossen halten können, also gelanget an Ew. Fürstliche Gnaden die demüthige Bitte, bei der Soldatesca die ernstliche und gnädige Vorsehung zu thun, damit die Kirchen und wer solche besucht, Geistliche und Weltliche, Weib und Kind, Groß und Klein, in christlicher gottgefälliger Sicherheit verbleiben, und der Gottesdienst nicht gehindert wird" [2]).

Am 20./30. October leisteten auch die Canoniker und Vicare des Dom- und Severistiftes dem Schwedenkönig auf die Dauer des Krieges schriftlich den Treueid und legten das Schriftstück feierlich in die Hände des Legaten Jacob von Steinberg. In Folge dessen konnten die

[1]) H. von Falckenstein l. c. S. 704. Bei der harten Behandlung der Katholiken in Erfurt nach Gustav Adolf's Abzug wird man unwillkürlich an den Befehl erinnert, den der Schwedenkönig in Nürnberg gab. Sein Commissar sollte nämlich die Deutschherren verjagen, die Güter inventiren und mit Beschlag belegen, aber erst nach seiner Abreise. Vgl. Soden, Gustav Adolf I. Bd. S. 231.

[2]) Kriegs- und Friedensacten im Weimarer Staatsarchiv 1631 a.

katholischen Kirchen wieder geöffnet und der Gottesdienst wieder abgehalten werden. Am 24. October / 3. November wurde die heilige Messe wieder in St. Severi gelesen, aber nur die kleine Thür geöffnet. Fünf Tage später begann der öffentliche Gottesdienst wieder im Dome, und am 5./15. November konnte von Dr. Marx[1]) in der Allerheiligen-Kirche wieder eine Beerdigung vorgenommen und von da an das hl. Opfer gefeiert werden, da das rings umher lagernde Kriegsvolk abgezogen war.

So war in einiger Hinsicht eine Wendung zum Bessern eingetreten. Der dunkele Himmel hatte sich etwas aufgehellt und ein freundlicher Hoffnungsstern strahlte hernieder. Aber das Sprichwort sagt: „Wenn der Sturm schweigt, so holt er Athem." Das sollten auch die Katholiken in Erfurt erfahren.

2. Die Contribution; weitere Bedrängnisse.

Am Donnerstag, den 13./23. October 1631, ward der kurfürstliche Mainzer Siegler, Herr M. Urbanus Heun, auf die weimarische Kanzlei berufen und ihm angezeigt, wofern die Klerisei „unter Königlicher Majestät Schutz sein" wollte, sollte sie monatlich 7000 Thlr. Contribution erlegen, hingegen bei ihrer Religion, ihrem Stande, ihren Immunitäten und Einkünften, wie sie Ihre Majestät gefunden, geschützt werden. In Folge dessen kamen noch an demselben Tage die Geistlichen beider Stifter und Abgeordnete aller Klöster in des Sieglers Behausung zusammen. Alle waren über die Forderung sehr bestürzt. Sie beschlossen daher eine Deputation zu entsenden, welche mit den weimarischen Bevollmächtigten und besonders mit dem fürstlichen Zahlmeister Theodor Evander verhandeln sollte. Nicolaus Ebert, Scholasticus St. Severi, und die Stiftsbeamten Dr. Joh. Dresanus und Melchior Roland übernahmen diesen Auftrag. Es gelang ihnen, die auferlegte Monatssteuer auf 5500 Thlr. herabzuhandeln, welche der Klerus aber nur ein Mal zahlen wollte. Jedoch schon am 19./29. November forderte der fürstliche Zahlmeister die Fort-

[1]) Dieser bedeutende Mann war in Erfurt geboren, hatte in Mainz bei den Jesuiten studirt und wurde nach seiner Rückkehr Canonicus am Domstift und zugleich Pfarrer von Omnium Sanctorum und St. Severi. Er starb im December 1635 an der Pest im 36. Jahre seines Lebens. Der protestantische Rector Magnificus Henning Rennemann sagt von ihm: „Et, quod grata sine dubio inter suos posteritas laudabit, cum in difficillima propter bellicos motus et militares insolentias incideret tempora, plerisque suae religionis sociis vel vita functis, vel abactis, vel etiam latitantibus, aut aliter impeditis, hic prae aliis officio suo publice functus, inter angustias divexatus plurimas, mansit." Vgl. Motschmann, Erfordia literata I, p. 233.

ſetzung dieſer Contribution, indem er behauptete, Dr. Dreſanus und die übrigen Deputirten hätten jeden Monat 6000 Thlr. zu zahlen verſprochen. Die Geiſtlichkeit bat nun den Dr. Dreſanus, er möge doch „noch einen Gang gehen“ und den Zahlmeiſter darüber aufklären, daß der Klerus in ſolche monatliche Zahlung niemals gewilligt habe. Dieſer aber weigerte ſich und machte den Vorſchlag, man ſolle dem Herzog Wilhelm alle Einkünfte und Regiſter anbieten mit der Bitte, er möge die Gelder ſammeln, dem Klerus ein gewiſſes „Suſtentations-Deputat“ geben und das Uebrige für die Contribution anrechnen. Das geſchah, aber die fürſtlichen Commiſſarien wollten dieſes Anerbieten nicht annehmen, ſondern beſtanden darauf, daß die geforderte Summe in baarem Gelde bezahlt werde, im andern Falle, ſo drohten ſie, würde der Oberſt-Lieutenant Brandenſtein mit 50 Musketieren exequiren. Es half nichts, daß am 31. December von Mainz ein Schutzbrief kam, ausgeſtellt von Guſtav Adolf, den Befehl enthaltend, ſämmtliche Geiſtliche der Stadt ebenſo wenig mit Schatzung als mit Einquartirung zu bedrücken. Die Beamten wußten ſchon, wie ſolche Erlaſſe zu verſtehen waren und was ſie dem katholiſchen Klerus gegenüber ſich erlauben durften. Wohl oder übel mußte derſelbe daher auch jetzt wieder daran denken, wenigſtens einen Theil der verlangten Geldſumme zu beſchaffen, und ſo wies man denn 4500 Thlr. auf den Zoll in Frankenhauſen an.

Ein Lichtſtrahl in dieſer Finſterniß der fortwährenden Bedrückung war die Ankunft der Königin von Schweden, Marie Eleonore, welche am letzten Tage des ſcheidenden Jahres unter dem Geläute aller Glocken ihren Einzug in die Stadt hielt und am Neujahrstage, die Krone auf dem Haupte, die Domkirche betrat. Als man ihr bei ihrer Abreiſe ein Präſentgeld anbot, lehnte ſie daſſelbe mit den Worten ab: Hätte Erfurt noch Geld, ſo bedürfe es deſſen gewiß ſelbſt.

Das war eine Rede, wie ſie der Herzog und ſeine Beamten nicht kannten. Deren Geldforderungen blieben die alten: ſchon am 7./17. Januar 1632 berief der fürſtlich weimariſche Zahlmeiſter wieder die Deputirten des Klerus und zeigte an, daß noch 5565 Thlr. Contribution als Reſt zu entrichten wären. „Sollten ſich erklären, wie viel ſie davon abtragen und was ſie in Zukunft zur Contribution zahlen wollten. Er möchte rathen, daß etwas in baarem Gelde erlegt würde. Zugleich gab er den Auftrag, man ſolle nachſehen, was der verſtorbene Domſcholaſticus Magiſter Lambert Heck an Geld und Silbergeſchirr hinterlaſſen habe; wenn der Klerus es nicht thäte, ſo hätte er Befehl, alles in des Verſtorbenen Behauſung eröffnen und wegnehmen zu laſſen. Würde der Klerus dagegen Folge leiſten und das hinterlaſſene Vermögen ausliefern, ſo ſollte ihm daſſelbe zu der zu leiſtenden Contribution angerechnet werden, im andern

Falle aber werde er davon keinen Nutzen haben. Um größern Uebeln vorzubeugen, überreichte der Klerus sofort alles, was Magister Heck hinterlassen hatte. Diese Maßregel wiederholte sich jedesmal, so oft ein Stiftsgeistlicher starb.

Auch der Klerus mußte, wie die Stadt, die geforderten Summen auf des Herzogs Kanzlei am Anger in Kranichfeld's Haus erlegen. Baares Geld hatten aber die Geistlichen bald keins mehr; selbst das einst so reiche Peterkloster bekam beinahe nichts an fälligen Geld- oder Getreide-Zinsen von seinen zahlreichen ländlichen Censiten ein. So mußten denn die Kirchengeräthe neben manchem häuslichen Schmuckstück von edelm Metall zur Einschmelzung gebracht werden. Das Domstift z. B. lieferte in den ersten paar Monaten an Silber und Gold für 4847 Thlr. In großen Säcken packte man die goldenen Monstranzen, die massiv silbernen und stark vergoldeten Kelche und Becken, die Paternosterkreuze und güldenen Pocale ein; sorgfältig sichtete der herzogliche Zahlmeister Evander die Stücke, gab unechte zurück und verrechnete das andere pfundweise nach dem Metallwerth. Die ersehnten Tausende kamen auf diese Weise zusammen; ein wie unermeßlicher Kunstwerth aber blieb aus der Rechnung und entging der Welt durch Einschmelzung für immer![1])

Obgleich es allgemein bekannt war, in welcher Noth und Armuth sich der katholische Klerus befand, so erging doch am 21./31. Januar an ihn abermals eine neue Geldforderung. Im Auftrage des Herzogs begehrte der fürstliche Zahlmeister von der Stadt eine bestimmte Summe, zu der die katholische Geistlichkeit 1000 Thlr. bezahlen sollte. Hatten schon die frühern Geldleistungen große Schwierigkeiten bereitet, so befand sich jetzt der Klerus in einer fast unüberwindlichen Verlegenheit. Dennoch erklärte er sich bereit, 300 Thlr. aufzubringen, und wandte sich in diesem Sinne an die hinterlassenen Räthe und an den Herzog Wilhelm selbst.

Einen besondern Gönner und „gewünschten Trost" fanden die katholischen Geistlichen in jener Zeit an dem herzoglichen Kriegsrath Dr. Burkhart, dem sie auf seine, seines Weibes und eines Kindes Lebenszeit das durch den Tod des Magisters Lambert Heck leer gewordene Haus „Zur Güldenen Pforte" verkauft hatten. Doch vermochte derselbe in diesem Falle nicht die gewünschte Erleichterung zu verschaffen. Der schwer gedrückte Klerus wandte sich daher, um „Linderung der auferlegten unerträglichen Bürde und Bedrängniß" bittend, unter dem 24. Februar 1632 an den König Gustav Adolf, indem er schrieb: „Wir haben dem Herzog Wilhelm, Ew. Königlichen Majestät hinterlassenem Statthalter, zur Unterhaltung der ihm untergebenen Soldatesca über 1000 Thlr. an Contribution

[1]) Kirchhoff, Lutherfest-Almanach S. 197.

(so viel die Stifter und Klöster allhier in vier Jahren nicht einbekommen) gehorsam und willig hergeschossen; dazu ist aller Vorrath an Baarschaft, Kirchenornat und Geldbriefen, welche um halb Geld losgeschlagen, aufgegangen; trotzdem sind wir mit wirklicher Einquartirung, sonderbaren Geldpressuren, auf allerhand Victualien geschlagenen Accisen und bürgerlichen ungewöhnlichen Lasten nicht verschont geblieben, weshalb fast der halbe Theil der Klerisei aus großer Hungersnoth aus dem Ihrigen hat weichen müssen und ihres Leibes Nahrung bei Fremden in und außerhalb der Stadt zu suchen gedrungen wird. Obgleich nun die übrigen wenigen abgelebten Geistlichen und armen Klosterjungfrauen, damit sie ferner unter Ew. Königlichen Majestät allergnädigstem Schutze in Gnaden verbleiben, die auf's neue angeforderte Kriegssteuer als monatlich 600 Thlr. und dann alsbald 1000 Thlr. beständig und gehorsamst bezahlen möchten, weil Ihre Fürstl. Gnaden zu Sachsen auf unser vielfältiges, unterthäniges und demüthiges Bitten von ihrem Entschlusse nicht ablassen wollen, so sind wir doch also erschöpft und ausgesogen, daß uns nichts mehr als das bloße Leben übrig ist, auch wir beim Mangel an allen Mitteln dasselbe zu erhalten weder Rath noch Hülfe wissen, sintemal wir kein anderes Gewerbe pflegen, als nach Verrichtung des Gottesdienstes bloß und allein von unseren Zinsen und jährlichen Gefällen zu leben [1]). Nachdem nun der Bauersmann in den verflossenen Jahren durch beharrliche Einquartirung und vielfältige Durchzüge das Feld nicht beschicken, bauen und seiner Nahrung hat warten können, sind die Gefälle fast alle bis auf diesen Tag rückständig geblieben; wir haben uns auch nicht zu getrösten, in Kurzem etwas zu erlangen; und was uns am allerschwerlichsten, so wollen Ihre Fürstliche Gnaden an keine Zinsen, die nicht unter ihrer Botmäßigkeit und bei ihren eigenen Unterthanen begriffen sind, sich anweisen lassen." [2])

Ein stilles Hoffen erfüllte die Erfurter Katholiken, als am 1. April Alexander Esken als königlicher Resident in den vormaligen Mainzer

[1]) Erfurter Domarchiv, Protokoll V, fol. 10.

[2]) Letzteres geschah deshalb nicht, weil die übrigen regierenden Herren die Zinsen aus ihren Ländern dem Erfurter Klerus nicht verabfolgen ließen. So gab der Kurfürst Joh. Georg von Sachsen am 19. April 1632 seinem Schösser zu Sangerhausen den Auftrag, er solle sich mit Fleiß erkundigen und in „ein ordentliches Register bringen", wie viel Zinsen und Gefälle „nacher Erfurt in die katholischen Stifter und Klöster oder an andere katholische Oerter" jährlich entrichtet würden. Zugleich solle er die Leute anweisen und sich versprechen lassen, daß sie „hinfüro sich wegen solcher Zinsen, Gefällen und anderer Abrichtungen an Niemand anders als an unser Amt halten und die Lieferungen zu gewöhnlicher Zeit leisten wollten." Ebenermaßen solle er fleißig nachforschen, ob die katholischen Stifter, Klöster und Ordensleute in seinem Lande etwas an liegenden Gründen hätten, „damit wir uns ferner hierauf zu resolviren haben mögen". Acta betreffend die Schicksale des Stiftes B. M V. ꝛc. Erfurter Domarchiv VI, 4.

Hof einzog. Am 20. März waren nämlich Sendboten des Raths in Mainz vor Gustav Adolf und seinem Reichskanzler Oxenstierna erschienen und hatten letzterem insbesondere vorgetragen, was die Stadt niederdrücke, und welches ihre Lieblingswünsche betreffs Erwerbung der Mainzer Gerechtsame und der katholischen Kirchengüter seien. Der Reichskanzler hatte versprochen, Erfurt von der Contribution so viel als möglich zu befreien und einen neuen königlichen Residenten zu senden. Derselbe kam nun, nicht als beigeordneter Rathgeber des herzoglichen Statthalters, sondern nahezu mit der Vollbefugniß eines solchen selbst. Weil der Rath sich gleich anfangs bemühte, die katholischen Geistlichen bei ihm in ein schlechtes Licht zu stellen, so versuchten diese auf die Mahnung des Dr. Burkhart, sich bei demselben durch eine ansehnliche Weinspende zu „insinuiren" und ihn unter Beglückwünschung zu seiner Ankunft um Schutz und Beistand anzuflehen. In der Audienz, welche der neue Resident den Vertretern des Klerus am 10./20. April gewährte, gaben diese daher demselben eine getreue Schilderung ihrer bisherigen Leiden und Bedrückungen.

Nachdem der vom Könige hinterlassene Legat Jacob von Steinberg, so führten sie aus, von der sämmtlichen Klerisei den Treueid entgegengenommen, habe der Herzog von Weimar von ihr monatlich 7000 Thlr. Contribution gefordert, ihr dagegen aber „Befreiung von aller Einquartirung und Beschwerniß" versprochen. Da es ihnen unmöglich gewesen wäre, eine solche Summe aufzubringen, so hätten sie, um ihren Gehorsam gegen den König und den Herzog zu bekunden, ein für alle mal 5500 Thlr. bewilligt und diese Summe auf verschiedene Termine theils an Geld, theils an Kelchen, Monstranzen und anderm Kirchenornat, theils an angewiesenen Früchten und „Quittanzen", theils auch an wiederverkäuflichen Briefen abgetragen. Kaum sei aber diese Summe erlegt worden, so habe der fürstliche Zahlmeister Theodor Evander unter scharfer Bedrohung die Weiterzahlung der 5500 Thlr. für jeden Monat gefordert. In dieser Verlegenheit sei man auf den Gedanken gekommen, die in Frankenhausen von einigen Jahren her stehenden Zinsen des Stiftes B. M. V. im Betrage von 4500 Thlr. anzuweisen, und da noch einige Posten hinzugekommen, so seien im Ganzen 10600 Thlr. entrichtet worden. Hiermit wäre aber der Zahlmeister Evander noch nicht zufrieden gewesen und hätte für die Zukunft monatlich 600 Thlr. gefordert. Der Klerus habe bei gänzlichem Mangel an Geld und Gut demselben die Register angeboten mit der Bitte, er möge die Einkünfte erheben und ihm so viel geben, als zum Leben nothwendig sei.

Ferner stellten die Deputirten vor, die Klerisei müsse aus den eigenen Mühlen die Accise bezahlen, sei dermaßen mit Einquartirungen belegt

worden, daß manche Geiſtliche 5, 6, 10 und 20 Perſonen und Pferde, manche Klöſter 40 bis 50 Pferde hätten unterhalten und dabei ruhig zuſehen müſſen, wie ihre Häuſer ungeſtraft zerſtört, und ihr Eigenthum weggetragen worden wäre. Sie bitten den Reſidenten, er möge den Klerus dem königlichen Verſprechen gemäß in ſeiner Freiheit ſchützen und mit der Contribution verſchonen. Der König habe durch einen Schutzbrief vom 31. December 1631 alle Profeſſoren, Geiſtliche und Schuldiener „von aller Einquartirung und andern Kriegsbeſchwerden gänzlich eximirt und befreit"; ſie hofften, daß dieſe Vergünſtigung auch ihnen zu Theil würde, zumal auch Kurmainz den Geiſtlichen der augsburgiſchen Confeſſion ſtets Freiheit und Sicherheit gewährt habe. Sie bitten ferner, der Herr Reſident möge Anordnung treffen, daß der Klerus nicht gleich den Bürgern und Handwerkern vom Rath auf das Rathhaus citirt und mit Real- und Perſonallaſten belegt würde. Endlich: „Dafern Ihre Excellenz entweder von hinnen reiſen würden, oder auch des übrigen Laufens von der Kleriſei befreit ſein möchten, ob es Hochderſelben beliebig, der Geiſtlichkeit eine ſchriftliche Inſtruction zu geben, wie ſie ſich in jedem Falle zu verhalten, und ihr einen Schutzbrief großgünſtig zu ertheilen."

Auf dieſe Vorſtellungen antwortete der Reſident in zuvorkommender Weiſe: Der Klerus ſolle bei ſeinen Immunitäten und Privilegien „defendirt" und über die geforderte Fortſetzung der Contribution mit dem fürſtlichen Zahlmeiſter geredet werden. Was das Citiren auf das Rathhaus angehe, ſo wäre dem Rathe niemals die Gerichtsbarkeit über den Klerus eingeräumt worden, gebührte demſelben auch nicht. Die Geiſtlichen hätten ihre eigenen Obern und brauchten gar nicht auf Ladungen nach dem Rathhaus zu gehorchen, ſie ſtänden unmittelbar unter dem Könige, wie früher unmittelbar unter dem Erzſtift Mainz.

Eine Gelegenheit, thatſächlich ſeinen ſchützenden Arm über den Klerus auszuſtrecken, wurde dem Reſidenten bald gegeben.

Am 19./29. April ließ der ſtets feindlich geſinnte Rath durch Abgeordnete dem Dechant der Domkirche mittheilen: Um die Stadt von „allen Kriegspreſſuren zu befreien und zu verhüten, daß noch eine andere Garniſon eingelegt werde", habe der Rath dem Könige monatlich 10000 Thlr. bewilligt. Weil nun aber der Klerus die vornehmſten Güter und Zinſen beſitze, ſo ſolle er für ſeinen Theil monatlich 3000 Thlr. erlegen, dagegen wolle der Rath ihn wie andere Bürger in „Schutz nehmen und defendiren". Der Dechant antwortete, die erſchöpfte Geiſtlichkeit, welche ihre ganze Baarſchaft und ſämmtlichen Kirchenornat ausgeliefert habe, könne unmöglich nochmals monatlich 3000 Thlr. bezahlen. Indeſſen wolle er, „zur beſtändigen Reſolution" den Klerus

zusammen kommen lassen. Als er zuletzt noch sein Befremden darüber ausdrückte, daß der Rath die katholische Geistlichkeit „trostlos gelassen, sie nicht allein berauben, sondern deren Häuser von Grund aus ruiniren und sie mit unerträglichen Einquartirungen belegen lasse, so daß sie ganz an den Bettelstab gekommen," wurde ihm geantwortet, der Rath dürfe sich der Geistlichkeit nicht annehmen, sie sei in das Schutzbündniß nicht mit eingeschlossen.

Hülfe suchend wandte sich daher der Klerus in einem Schreiben vom 20./30. April an den Residenten Alexander Esken. „Wir haben," heißt es darin, „gestrigen Tages schmerzlich erfahren müssen, daß uns Ein Ehrenvester und Hochweiser Rath durch Abgeordnete hat ankündigen lassen, daß die Klerisei zur Unterhaltung eingelegter Garnison monatlich 3000 Thlr. contribuiren und auszahlen soll. Ingleichen hat der fürstliche Zahlmeister Theodor Evander monatlich neben starkem Restzettel 600 Thlr. gefordert. Nun ist männiglich bekannt, daß fast alle Geistliche aus diesem Orte ganz ausgeplündert und aus ihren Häusern zeitlang haben weichen müssen, oder gar vertrieben sind; daß aus den Klöstern aller Vorrath an Wein, Getreide und andern Mobilien ausgeführt, aller Kirchenornat, güldenes und silbernes Geschirr zur Contribution allbereits hergegeben ist. Anderseits haben wir auch kein anderes Gewerbe, als bloß und allein von unseren Zinsen zu leben, von denen in diesem Jahre nicht der zehnte Theil eingekommen ist. Es hätten daher viele arme Geistliche, wenn sie nicht bei der Bürgerschaft ihren Unterhalt und Nahrung mitleidentlich erlangt, aus bitterer Hungersnoth verschmachten müssen. Auch haben wir bei diesem zerrütteten Zustande, da die Censiten aus selbsteigenem Mangel zur Zahlung schwerlich angehalten werden können, uns keiner Zinsen und Gefälle zu erfreuen. Zudem, so ist denjenigen, so solche Forderungen bei dem Klerus gethan haben, dessen Zahlungsunfähigkeit und äußerste Armuth genugsam bekannt, und zielen unseres Ermessens solche Forderungen zu keinem andern Zwecke, als den katholischen Klerus gänzlich zu ruiniren und zu vertreiben."

Der Resident wies nun freilich die unbefugten Ansprüche des Erfurter Raths zurück und ließ durch den Commissarius Müller die Geistlichen ermahnen, sie sollten mit dem Rath in keinerlei Weise sich einlassen, aber er selbst gab ihnen auf, zu berathschlagen, wie viel Schutzgeld sie monatlich ihm an Statt des Königs geben wollten. So war der Klerus aus der Charybdis in die Scylla gefallen; er beschloß, monatlich 50 bis 60 Thlr. zu zahlen. Da aber der Resident früher vom Rath gehört hatte, daß die Geistlichkeit sehr reich sei, so verlangte er monatlich 1000 Thlr. Hierdurch sah sich der Klerus veranlaßt, sich noch einmal an den

Residenten zu wenden und ihm in einer ausführlichen Denkschrift seine Verhältnisse darzulegen. Es wurde darauf hingewiesen, daß die katholischen Geistlichen bei der Ankunft Gustav Adolf's als Unterthanen des Erzbischofs von Mainz einen besondern Treueid abgelegt hätten und in besondern Schutz genommen seien. Trotzdem hätten sie die höchste Contribution geben müssen, mehr als die übrigen Bürger. Jetzt fordere der Rath sogar noch mehr, als der Herzog von Weimar im Anfange verlangt hätte, da sie noch einiger Maßen im Besitze von Privat- und Kirchengütern gewesen wären. Es sei höchst ungerecht, daß der Klerus den dritten Theil der Contribution bezahlen solle, da er arm und erschöpft sei und nur von den Gefällen lebe, die aber jetzt nicht einkämen, während die Stadt so groß sei und so viele reiche Einwohner habe. Der Klerus zahle gleich den Bürgern dem Rathe Abgaben von gewissen Gütern, das ist Geschoß von schoßbaren Gütern, von dem Uebrigen zahle er die Accise; von den Einkünften und Zinsen zahle er Contribution nicht nur den Herren, in deren Gebiete sie lägen, sondern auch hier in der Stadt. Auf diese Weise gäbe er mehr als die doppelte Contribution [1]).

Um das vermeintliche Wohlwollen des Residenten nicht sofort wieder zu verlieren, erklärten die Geistlichen sich bereit, ein für alle Mal 1000 Thlr. zu zahlen. Dieses Anerbieten wurde angenommen, und die Summe in verschiedenen Raten erlegt. Während aber der Klerus noch mit sich zu Rathe ging, in welcher Weise das Geld beschafft werden sollte, erging unter dem 18. Mai aus der königlichen Residenz zu Erfurt an ihn schon wieder folgende Ordre: „Es soll der Klerus allhier hundert Eimer Weinfasse noch heute zur Hand schaffen; verbliebe solches, haben sie die Gefahr, daß in ihren Wein mit den Fassen muß gegriffen und fortge-

---

1) Die Geistlichkeit in Erfurt hatte damals viererlei Güter: a) liegende Güter, die nicht schoß- oder steuerbar waren. Die Zahl derselben war sehr gering und in großer Abnahme begriffen. Sie lagen meistens auf den Dorfschaften, wo sie dann die Kriegslasten tragen mußten; die in der Stadt befindlichen bestanden aus Weinbergen. b) Schoßbare Güter, welche von den Geistlichen verschoßet wurden. Zu der Bürger-Contribution mußte der Geistliche ebenso dem Rathe seine bestimmte Summe erlegen, wie jeder Bürger. c) Zinsen, welche die Geistlichen auf dem Lande hatten. Diese mußten meistentheils versteuert, oder davon die Abgaben entrichtet werden, welche die Obrigkeit, in deren Gebiete sie lagen, forderte. d) Zinsen oder Früchte, die der Geistliche in's Haus bekam, deren es aber damals sehr wenige gab. Wollte der Geistliche von den gelieferten Früchten leben, so mußte er sie verkaufen oder mahlen und backen lassen, und in diesem Falle davon die Accise entrichten. Hieraus erhellt, daß der Erfurter Geistliche damals fast vierfache Contribution geben mußte: 1. bei der Obrigkeit, in deren Gebiet die Einkünfte lagen, 2. bei dem fürstlichen Zahlmeister, 3. bei dem Rathe und 4. mußte er die Accise und die Erbzinsen entrichten. Diarium von Dr. Marx, Magdeburger Staatsarchiv S. 27, 28.

ſchafft werden; haben ſich in Acht zu nehmen und vor Ungelegenheiten zu hüten“[1]).

Neue Laſten erwuchſen „den ganz ruinirten geiſtlichen Perſonen“ in Erfurt durch die Einquartirung und Unterhaltung der Eichsfelder Gefangenen, welche „unverſehends ohne Sack und Ranzen (absque sacculo et pera) am hl. Pfingſttage aufgerafft“ und am Pfingſtdinstag den 22. Mai / 1. Juni „ſchimpflich verlacht, auch etlichemal mit Dreck und Steinen beworfen“, auf drei Wagen durch die Straßen der Stadt Erfurt gefahren wurden. Es waren zuſammen 26 Perſonen, unter ihnen der Dechant Gerhard von Horn und der Commiſſarius und Canonicus Martin Nagel aus Heiligenſtadt, der Bürgermeiſter Georg Schmidt aus Heiligenſtadt, der Abt Philippus zu Reifenſtein, der Pfarrer von Duderſtadt, Magiſter Chriſtoph Jagemann und 15 Jeſuiten. Letztere, ſowie Dr. juris Schaumburg, Bürgermeiſter Schmidt, Rathsherr Engel und der Pfarrer von Duderſtadt wurden in's Jeſuitencolleg einquartirt und dort bewacht, die übrigen den Stiftsherren zugewieſen. Sie waren beſchuldigt, den Kaiſerlichen bei der Belagerung von Heiligenſtadt zum Schaden der Schweden Vorſchub geleiſtet zu haben. In einem Schreiben an den Reſidenten vom 6. Juni geben ſie aber „mit reinem unverſehrten Gewiſſen“ die feſte Verſicherung, daß ſie niemals in ihrem Leben weder mit dem Herrn General Pappenheim, noch mit deſſen Offizieren und Soldaten ſchriftliche oder mündliche Correſpondenz gepflogen hätten. Sie bitten, der Herr Reſident möchte ihre Unſchuld beherzigen und ſie wieder auf freien Fuß ſetzen, zumal nach ihrer gefänglichen Abführung auf dem ganzen Eichsfelde kein einziger Seelſorger ſich mehr befinde, der „den neugebornen Kindern die hochnothwendige Taufe, den Sterbenden das allertröſtlichſte Viaticum nnd den Abgelebten das chriſtliche Begräbniß und andere zur Seelen Seligkeit erſprießliche Mittel“ ſpenden und reichen könne. Da die Kaiſerlichen in Einbeck mehrere Prädicanten gefangen genommen hatten, ſo hegten ſie die tröſtliche Hoffnung, daß ſie gegen dieſe bald ausgetauſcht würden.

Allein die Angelegenheit zog ſich ſehr in die Länge und endlich verlangte der Reſident von dem „Eichsfelder Klero eine ſchwere und unerträgliche Ranzion“, die ihm zu geben unmöglich war, da er bereits alle Baarſchaft, alle Haus- und Kirchenkleinodien zur ſchwediſchen Kriegskaſſe geliefert hatte. Unter dem 2. September wandten ſich daher die Gefangenen an die Prälaten der beiden Stifter und des Peterkloſters mit der Bitte, daß ſie beim Herrn Reſidenten durch ein „Interceſſionals-Schreiben“ ihre baldige Befreiung bewirken und ihm nochmals vorſtellen

[1]) Erfurter Domarchiv Protok. V, fol. 93.

möchten, daß sie außer ihrer zerrissenen Kleidung nicht das Geringste mehr in Besitz hätten und der äußersten Armuth preisgegeben seien.

Während die Eichsfelder Geistlichen in Erfurt in Gefangenschaft gehalten wurden, gab sich der Resident Alexander Esken alle Mühe, den Protestantismus in dem der katholischen Priester beraubten Lande einzuführen; allein das brave Eichsfelder Volk hielt in unerschütterlicher Treue fest an seinem alten Glauben, und die „am 16. September abgesandten Apostel, welche evangelisch predigen sollten, mußten wegen eines neuen Aufstandes der Bauern bei Nacht und Nebel die Flucht ergreifen“ [1]).

In Folge dieser fortwährenden Kriegsbedrängnisse, der kaum erträglichen Contribution, der Vertheuerung von Fleisch und Brod durch die Accise, des tollen Gelderpressens der Kriegsknechte und Offiziere herrschte unter den katholischen Geistlichen Erfurt's Jahre lang die äußerste Noth. Was sie im Einzelnen in der Schwedenzeit gelitten und geleistet haben, geht zum Theil aus den Verzeichnissen hervor, welche der Klerus und die sämmtlichen zum Dom- und Severistift eingepfarrten Bürger über die gezahlten Contributionsgelder und erlittenen Schäden nach gedruckten Schematen aufstellen mußten, „damit man danach die fernern Leistungen reguliren könnte“. Das Ergebniß dieser Aufzeichnungen wollen wir in Nachstehendem kurz mittheilen, indem wir mit dem Schicksale der Klöster beginnen.

1. Das älteste und vornehmste Kloster in Erfurt war das Benedictinerkloster auf dem Petersberge. Es führte den Namen des königlichen Klosters, und die Mönche desselben hießen königliche Prinzen, weil sie des Klosters Ursprung vom Könige Dagobert (706) ableiteten. Von diesem reichen Kloster sagte der Volksmund, es sei einen Pfennig ärmer als ein Königreich. Als am 21. Sept. 1631 Herzog Wilhelm von Weimar in die Stadt einrückte, schlug er sofort sein Quartier auf dem Petersberge auf, und als er denselben verlassen, ließ er, wie oben erwähnt, das Kloster ausplündern. Am 16. Juni 1632 verfügte der Resident Alexander Esken die Räumung des Peterklosters, in Folge dessen der Convent mit noch andern Religiosen im Augustinerkloster untergebracht wurde; er kehrte jedoch schon am 23. Juni in seine alten Räume zurück. Der Anmarsch einer kaiserlichen Armee unter dem General Pappenheim veranlaßte eine abermalige Verordnung des königlichen Residenten, das Kloster am 27. October zu räumen, worauf dasselbe am folgenden Tage mit schwedischen Truppen belegt wurde, der Convent dagegen erhielt auf dem Severihofe ein Unterkommen ange-

[1]) Erfurter Stadtarchiv Chronik II. B. 8. fol. 611.

wiesen. Bei dieser Gelegenheit mußten sich die Augustiner in das Weißfrauenkloster am Anger einlogiren. Die Klosterfrauen im Cyriax- und Martinskloster wurden in das Neuwerkskloster einquartirt: die Nonnen im Neuwerks- und im Weißfrauenkloster blieben allein in ihren eigenen Häusern. Die Schotten-Mönche sollten ebenfalls ihr Kloster verlassen, der Abt aber und der Prior Arnoldi versteckten sich heimlich im Hause und blieben verborgen. Hierauf rückte die königlich schwedische Armee am 28. October in die Stadt und ward in die geräumten Klöster verlegt. Die Karthaus blieb verschont, weil dort zu der Zeit Herzog Wilhelm sein Quartier genommen hatte. J. H. von Falckenstein sagt: „Die Klöster wurden bei dieser Einquartirung überaus mitgenommen, die sacra und heiligen Sachen profanirt, die Mobilien corrumpirt und alles zusammen also verwüstet, daß es zu bejammern, war.“ [1]) Was speciell das Peterkloster seit dem 21. September 1631 bis zum Juli 1632 an Schäden erlitten und an Contributionsgeldern gezahlt, darüber hat es folgende Rechnung aufgestellt: [2])

	Thlr.	Gr.
In des Klosters Mühle zu Gispersleben	15	—
In des Klosters Hof zu Alich	20	—
Zu Hochstädt	30	—
Pro 4 schriftliche Salva Guardien	13	—
Pro 2 Paßzettel	2	—
Die einquartirten Pferde zu beschlagen	5	—
Zur Contribution	1203	11
Dem fürstlichen Commissario	45	—
An Holz und Licht	48	—
5 Stück Rindvieh in den 4 ersten Wochen geschlachtet	53	—
5 Schweine	15	—
Federvieh	16	—
Fleisch, Fische, Würze, Confect, so erkauft ...	40	—
Brod	30	—
30 Malter Hafer für die Pferde	120	—
6 Fuder Heu	24	—
150 Eimer Wein in und außerhalb der Mahlzeit ohne die Verehrung	600	—
Latus	2279	11

[1]) Erfurter Geschichte, S. 1090.

[2]) Acta betreffend die Schicksale des Stiftes B. M. V., Erfurter Domarchiv Vol. I, 5, fol. 22. Wir theilen diese Rechnung mit als Beispiel für das Verfahren der schwedischen Krieger.

	Thlr.	Gr.
Transport	2279	11
18 Tonnen Bier	36	—
3 Fuder Holz von den Soldaten aus des Klosters Gehölz gefahren	6	—
2 Bleichen verbrannt	10	—
Silbernes, zinnernes Geschirr, Tisch- und Betttücher entnommen	30	—
4 Pferde mit ihrem Geschirr vorgespannt	90	—
Eine Kutsche mit allem Zubehör zu Alich entnommen	20	—
Summa	2471	11

2. Das Karthäuserkloster wurde ebenfalls von harten Schlägen betroffen. Als Gustav Adolf im September 1631 Erfurt wieder verlassen, mußten unter andern auch die Karthäuser auf des Herzogs Befehl alles getreu angeben, was sie besaßen. Täglich wurde ihnen dann, so lange sie im Kloster waren, eine Menge Hafer, Heu, Wein, Bier und Obst, auch allerlei Möbel und Hausrath abgeholt. Dazu kam noch eine so starke Contribution, daß sie außer dem vorhandenen und geliehenen Gelde noch 8 Kelche und eben so viele Patenen, 3 Monstranzen, ein Rauchfaß, ein Schifflein und mehrere dergleichen silberne und vergoldete Gefäße hergeben mußten. Im Ganzen haben sie nach dem von den Mönchen selbst aufgestellten Verzeichniß Geld und Gut im Werthe von zusammen 1800 Thlrn. zur schwedischen Kriegskasse geliefert. Auch die Karthäuser-Mönche leisteten den Treueid und erhielten am 5. Februar 1632 eine salva guardia ausgestellt, wofür sie 4 Thlr. zahlen mußten.

Ein höchst unglücklicher Vorfall stürzte um diese Zeit die Karthäuser in große Verlegenheit. Der P. Visitator aus Kronach in Franken hatte an den P. Prior in Erfurt einen Boten mit einem Briefe abgefertigt, in dem ein anderer Brief mit Zifferschrift vom Kurfürsten von Baiern an den General Pappenheim sich befand. Der Bote fiel in Saalfeld den Schweden in die Hände, und in Folge dessen wurde der Erfurter Karthäuser-Prior als des Eidbruches schuldig in's deutsche Haus geführt und nach einigen Tagen dem Abte des Schottenklosters zur Bewachung übergeben. Der Bote wurde gehängt, der Prior aber mehrere Monate in Arrest gehalten[1]).

3. Als der König Gustav Adolf am 26. September 1631 nach Franken vorrückte, bemächtigte sich der Herzog Wilhelm von Weimar

[1]) J. H. v. Falckenstein, Thüringer Geschichte S. 1088.

des Reglerklosters, das, wie oben bemerkt, 1615 der Kurfürst Schweikhard den Jesuiten geschenkt hatte, nahm die Schlüssel an sich und ließ alle Lebensmittel, worunter 30 Fuder Wein von jenem Jahre waren, für sich fortschaffen. Wegen dieser im Colleg entstandenen Noth wurden heimlich zwei Priester und ein Laienbruder verkleidet nach dem Eichsfelde geschickt und die Schulen geschlossen. Als die Weinlese vorüber war, wollte der P. Rector noch einen andern Pater und Laienbruder dahin entsenden, allein sie wurden am Thore erkannt und zum Stadtcommandanten Grafen von Löwenstein gebracht. Sieben Tage wurden sie in Arrest gehalten, mehrmals über versteckte Briefe verhört, und da man keine bei ihnen fand, endlich entlassen. Der P. Rector wurde wegen dieser Entsendung von Ordensleuten schwer beschimpft und so mißhandelt, daß er, ohnehin leidend, bald darauf im 48. Jahre seines Lebens starb. Er wurde feierlich in der hl. Blutskapelle im Dome beigesetzt. Es waren nun noch 8 Jesuiten im Colleg, die nichts zu leben hatten und viel Ungemach erdulden mußten.

Als im Frühjahr 1632 Alexander Esken nach Erfurt kam, erklärte er auf königlichen Befehl die „vacirenden" Beneficien und das Reglerkloster als ein Stipendium für Akademiker und überwies sie in dieser Eigenschaft dem Rath. Während der kaiserliche General Pappenheim von Braunschweig aufbrach, wurden am 16. Juni Abends 9 Uhr sämmtliche Jesuiten in's Augustinerkloster geführt und ihnen alle Zufuhr für die Zukunft abgeschnitten. Nur der schwachsinnige, fast achtzigjährige P. Gerhard Wilich wollte das Haus nicht verlassen. Man überhäufte ihn jedoch so mit Schlägen, daß er bald darauf am 15. Juli starb[1]). Niemand von den Jesuiten durfte seinem Leichenbegängniß beiwohnen. Am 18./28. Juli wurden sie auf den Petersberg und von da durch Soldaten am 30. Juli / 8. August in's deutsche Haus gebracht. Ueber das, was während der schwedischen Besatzung an Contribution, Speisung, abgenöthigtem Gelde und zugefügtem Schaden ihnen „aufgegangen", haben sie eine Rechnung in der Höhe von 2027 Thlr. 15 Groschen aufgestellt.

4. Die Augustiner, welche im Marienknechtskloster in der Krämpfervorstadt wohnten, wurden im October 1631 von den Schweden vertrieben und nahmen ihre Niederlassung im Weißfrauenkloster am Anger. Sie waren aller Hülfsmittel beraubt und der größten Armuth preisgegeben. Am 1. December 1631 schrieb der Abt und Convent der Augustiner an den Herzog Wilhelm, sie könnten unmöglich die ihnen zugedachte Summe zur Contribution zahlen, da sich ihre Gefälle noch nicht ein Mal so hoch

[1]) Compendium historiae collegii societatis Jesu Erfurti pag. 29.

ließen, als zur Unterhaltung des Gottesdienstes nöthig wäre. Zudem hätten sie seit einigen Jahren in einem ganz verfallenen Kloster gewohnt, zu dessen Instandhaltung sie alles verwenden müßten, was ihnen zufiele[1]). Als im Anfange des Jahres 1632 wiederum 10 Thlr. zur Contribution von ihnen verlangt wurden, schrieb der P. Prior an den Mainzer Siegler, es sei ihnen unmöglich, noch etwas zu geben, „insonderheit, weil den 19. Januar 1632 ihre Sachen alle mit einander aus dem Kloster seind abgelanget worden und sie dann auch noch acht Tage mit solch großer Einquartirung überfallen worden, als mit 21 Pferden und 26 Personen, so das übrige erst vollends verzehrt und vertahn hätten"[2]). Ihre Rechnung über die gemachten Ausgaben und erlittenen Schäden bezifferte sich auf 880 Thlr.

5. Viel Leid widerfuhr den regulirten Klosterfrauen von dem Orden des h. Augustinus im Neuwerk. Sie hatten die Thorheit begangen, den protestantischen Magister Nicolaus Stenger zum Organisten der Klosterkirche zu nehmen. Dieser sah auf dem Chore eine Nonne Namens Apollonia Cappius, Tochter des damaligen Wachtmeisters und Stadtmajors Michael Cappius in Mainz, und bot ihr die Ehe an. Nachdem er sie hierzu überredet, entdeckte er seinen Plan dem Grafen von Löwenstein, bei welchem Stenger durch die der schwedischen Garnison gehaltenen Predigten bekannt war. Dieser Graf, sowie auch der Herzog von Weimar nahmen sich der Sache an und schickten eine Deputation in's Kloster, um die Nonne abzuholen. Die Klosterchronik erzählt: „Diese Unglückselige ist anno 1631 den 21. October auf ihr gottloses Begehren von den Schweden, so unter der 9 Uhr Messe zur Kirche gekommen sind und im Chor so lange gewartet haben, bis das Amt beendigt war, auf einer Kutsche zur Kirche hinausgefahren worden. Sie hat sich durch das viele Weinen und Zureden der Schwestern nicht bewegen lassen, ist eine Verrätherin des Klosters geworden, hat Gott und ihre Gelübde vergessen, einen lutherischen Prediger geheirathet und in ihrem verdammlichen Stande verharret bis an ihr Ende"[3]).

Diese Apollonia Cappius brachte über die Nonnen des Neuwerksklosters großes Unglück. Sie verrieth nämlich den Schweden, daß früher ein kaiserlicher General dem Kloster einen Schatz zur Aufbewahrung übergeben habe mit dem Versprechen, wenn er wieder käme, sollten sie ein „gutes Präsent" bekommen, im andern Falle den Schatz als Eigenthum behalten. Die Schweden kamen daher in's Kloster, und da der Convent nicht die gewünschte Auskunft geben wollte, wurden alle Nonnen

[1]) Kriegs- und Friedensacten, Weimarisches Staatsarchiv 1631 b.
[2]) Erfurter Domarchiv, Protokoll V. fol. 7.
[3]) Kloster-Chronik fol. 16 ff. Im Besitze des Ober-Regierungsraths von Tettau.

eingesperrt und von den Soldaten bewacht. Während dessen lief man durch das ganze Kloster und suchte mit Wünschelruthen, bis man endlich den kaiserlichen Schatz wie auch das Klostergut entdeckte. Nun wurden alle Werthsachen: Meßgewänder von güldenen Stücken, Perlen, Korallen, Kelche und alles Silberwerk in großen Körben aus dem Kloster getragen. Auch 500 Eimer Wein [1]) wurden eine Beute der Soldaten. Das Klosterthor mußte von da an stets offen stehen, und die Schweden gingen wie Herren ein und aus. Wann die Schwestern im Chore waren, traten sie vor die Stühle hin und sangen ihnen nach; waren sie im Refectorium, so traten sie an den Lesetisch und stellten allerlei an, um das Vorlesen zu verhindern. Als ein Mal die Nonnen ihre Väter aus der Stadt um sich versammelt hatten, um sich mit ihnen zu berathschlagen, kamen gerade die Schweden in's Kloster und fielen sofort mit dem bloßen Degen über die Männer her, so daß sie nur durch schnelle Flucht ihr Leben retten konnten [2]).

Während dieser Zeit machten die Schweden einen zweiten Versuch, um nochmals eine Schwester aus dem Kloster zu entführen. Die Klosterchronik berichtet: „Anno 1620 hat in unserm Kloster Profession gethan Schwester Katharina Winderin, von Erfurt gebürtig. Diese ist, als die Schweden das Kloster hart bedränget und gleichsam die Herrschaft darüber genommen, von denselben, dieweil sie noch jung und schön war, mit Gewalt hinausgezogen worden; haben sie wollen in's Hauptquartier führen, aber nicht weiter bringen können, als an den Bratspieß oder Klostergang, allwo sie sich so hitzig widersetzt und mit den Nagelen in die Wände eingeklammert, daß ihr das Blut zu Mund und Nasen ausgeschossen; haben sie also zurück lassen gehen, hat darnach im Kloster beständig bis in's hohe Alter gelebt."

In dem von den Klosterfrauen im Neuwerk aufgestellten Verzeichnisse der Verluste und Schäden finden sich unter andern folgende Posten: „An Geld contribuirt 362 Thlr. 8 Gr. 4½ Pf., sechs unterschiedliche Salua Guardien geben 51 Thlr. Was an Speis und Trank aufgegangen: 1078 Thlr. An Kirchengeschmeide und Silber, so vom Kloster abgefolget und abgelanget, alles im Werthe von mehr als 1000 Thlr." Rechnet man hinzu Wein, Getreide, Futter für die Pferde u. s. w., so ergibt sich für das Neuwerkskloster eine Summe von 4500 Thlrn. [3]).

---

[1]) In Erfurt wurde damals viel Wein gebaut und gehörte derselbe zu den Einkünften der Stifter und Klöster.

[2]) Chronik IV, A. 2. (H. B.) Stadtarchiv in Erfurt.

[3]) Magdeburger Staatsarchiv: Acta betreffend die Besetzung der Stadt Erfurt durch die Schweden. Vol. I, 1631—32.

6. Die Benedictinerinnen des Cyriakklosters mußten außer der Contribution noch 369 Thlr., theils in baarem Gelde, theils in Werthsachen und Nahrungsmitteln der raubluſtigen Soldatesca zum Opfer bringen.

7. Das Verzeichniß der Ciſtercienſerinnen im Kloſter St. Martini extra weist an „Geld- und Hülfſervis", an Bier und Wein, an Contribution und erlittenem Schaden auf eine Geldſumme von 850 Thlr. hin. Im Jahre 1632 wurden die Nonnen von den Schweden vertrieben und die Gebäude arg verwüſtet [1]).

8. In das Weißfrauen- oder Urſulinerkloſter verlegten die Schweden das erſte Mal für längere Zeit 100 Perſonen, 70 Pferde und 2 Kameele, ein anderes Mal 19 Perſonen und 14 Pferde. Die vom Kloſterpropſt gemachte Liquidation beläuft ſich auf 900 Thlr. Am 8. März 1632 ſchrieben die „elenden und in die äußerſte Armuth verſetzten Kloſterperſonen" klagend an den Reſidenten: Sie hätten vernommen, daß ein vornehmer Kriegsoffizier „des Kloſters armes Gütlein in Haßleben" ausbieten wollte. Geſchähe dieſes, ſo würde ihnen allen nichts anderes übrig bleiben, als des Hungertodes zu ſterben. Am 23. Auguſt deſſelben Jahres wurde, wie von allen Klöſtern und Stiftern, ſo auch von den Weißfrauen darüber Auskunft gefordert, wie groß ihr Einkommen und wie ſolches verwendet würde. Es wurde hinzugefügt, ſie ſollten nichts auslaſſen oder unterſchlagen, damit nicht der Reſident „in anderer Geſtalt zu procediren Urſache habe" [2]). Die ganze Jahreseinnahme von Michaelis 1633 bis dahin 1634 betrug in Geld 129 Fl., dazu kamen 53 Fl., welche das Kloſter durch Verkauf ſeines kleinen Gerſtenvorraths und durch Verleihen ſeines Geſchirrs zu Holzfuhren, Pflügen und andern Arbeiten verdient hatte. Die jährlichen Ausgaben überſtiegen aber die Einnahmen um 35 Fl. Einer Köchin bedurfte es nicht mehr, um die geringen Speiſen von Fleiſch und Häringen, Kraut und Rüben zuzubereiten; Wein und Bier wurde einzeln nach Bedarf mit Stübchen und Maßen gekauft. Sorge und Noth zeigten ſich überall.

9. Da die Klöſter bald zu arm waren, um die ihnen zugerechneten Summen zu bezahlen, ſo mußte das Stift B. M. V. von ſeinem Kirchengute für ſie auslegen. Es hat auf dieſe Weiſe für ſich und die Klöſter 10600 Thlr. „in Kelchen, Monſtranzen, Kirchengeſchmeide, Geld, Getreide und wiederverkäuflichen Briefen, um halb Geld verkauft," an den fürſtlichen Zahlmeiſter Evander ausgezahlt. Auch die Angehörigen der beiden Pfarrgemeinden zu St. Mariä und St. Severi wurden genöthigt,

[1]) Mittheilungen des Vereins für Geſchichte und Alterthumskunde von Erfurt. XII. Heft, 131.

[2]) Erfurter Domarchiv, Protokoll V, fol. 86, 103.

16000 Thlr. zum Unterhalt der fremden Besatzung zu liefern. Damals war das Häuflein der Katholiken, wie schon oben mitgetheilt wurde, bis auf etwa tausend Seelen zusammengeschrumpft, die fast alle in der Nähe der Stiftskirchen wohnten.

In gleicher Weise wie die Klöster wurden auch die Geistlichen des Dom- und Severistiftes einzeln schwer heimgesucht; die über ihre persönlichen Leistungen aufgestellten Rechnungen belaufen sich auf 14000 Thlr., von denen 10500 Thlr. auf den Weihbischof und die 19 anwesenden Domgeistlichen und 3500 auf die 12 Stiftsherren St. Severi fallen. Im Ganzen haben die Katholiken der Stadt Erfurt mehr als 54000 Thlr.[1]) dem König Gustav Adolf und seinen Verbündeten zum Opfer gebracht, unter denen 7330 Thlr. als „abgenöthigte Gelder" und 10749 Thlr. als Taxe für „zugefügten Schaden" bezeichnet sind[2]).

Aber die Katholiken wurden nicht nur gezwungen, eine solche Contribution zu zahlen, sogar ihre Häuser wurden ausgeplündert und theilweise niedergerissen. So wurde das Haus des Weihbischofs, der, wie oben bemerkt, bei der Ankunft des Schwedenkönigs geflohen war, „totaliter" ausgeplündert. Einen Kasten mit 50 Pfund Silber im Werthe von 700 Thlrn., „item die Zinsen, Korn und Gerste" nahm der Commissarius an sich. Der Vicar Johannes Schoderus berichtet, „der Vorrath an Wein, Silbergeschmeide, Kleidern, Küchenspeise und andern Dingen, so ansehnlich gewesen, neben der Liberei und etzlichen Registern, (außer was in den Mainzer Hof gebracht worden) sei durch die eingefallenen Offiziere und Soldaten weggenommen worden, davon der Commissarius Kramer nicht das wenigste bekommen"[3]).

Valentin Herdegen, Canonicus St. Severi, der 936 Thlr. zur Unterhaltung der schwedischen Besatzung beisteuern mußte, klagt: Die Soldaten hätten ihm für 124 Thlr. Wein und Bier „ausgetragen, gesoffen, mit hinweggenommen und in den Keller auf die Erde laufen lassen". Ebenso sagt Cyriacus Hildebrandt, Vicarius B. M. V., von den beiden bei ihm einquartirten Soldaten: „12 Eimer Weins haben sie mir mit fremden Soldaten ausgesoffen."

Urbanus Heun, Dekan des Stiftes B. M. V., berichtet in folgender Weise: „Ohnangesehn Ihre Königl. Majestät von Schweden, wie auch Ihre Gräfl. Gnaden von Löwenstein mich als Mitglied der löblichen

---

[1]) Diese Rechnung erstreckt sich nur bis zum Sommer 1632 und stellt sich also: 14126 Thlr. zahlten die Klöster, 14000 Thlr. die Geistlichen der beiden Stifter, 10600 Thlr. gab das Domstift für sich und für die Klöster, als diese nicht mehr zahlen konnten, und 16000 Thlr. die Pfarrgemeinden St. Mariä und St. Severi.

[2]) Magdeburger Staatsarchiv l. c. Vol. I, fol. 265.

[3]) Erfurter Domarchiv, Acta betreffend ꝛc. Vol. I, 5, fol. 13.

Universität allhier allergnädigst und gnädigst aller Einquartirung befreit haben, so sind doch ungeachtet dessen mir zu unterschiedlichen Malen Oberste, Lieutenants, Capitains, Quartiermeister, Fahnen-Junker und Andere vom Adel, item Musketiere mit Weib und Kindern zugewiesen worden, und sind aufgegangen 425 Thlr., ohne was ich in privato zur fürstlichen Contribution gegeben habe" [1]).

Joh. Stampf, Dekan und Canonicus St. Severi, den die fremde Besatzung 568 Thlr. kostete, theilt unter anderm mit: „Den 2. October 1631 ist ein Capitain mit elf Pferden, seinem Weibe, zweien Dienern, einer Magd und zweien Knechten mir einquartirt worden und 14 Tage verblieben. Demselben habe ich mahlzeitlich sechs, acht und auch wohl zehn Gerichte müssen auftragen lassen, sein Gesinde auch täglich drei, zum öftern vier Mal abspeisen müssen, wie er denn auch von vornehmen Offizieren täglich besucht wurde." Christoph Arndt, Canonicus St. Severi, sagt in seinen Aufzeichnungen: „Allhier kann ich nicht unvermeldet lassen, daß 6 Soldaten in's Haus gekommen sind, Tisch und Bank zerschlagen, mich mit bloßem Degen überlaufen, die Schenk aufgemacht, Scheitholz, über 12 Thlr. werth, verwüstet und gestohlen und dem Hause solchen Schaden zugefügt haben, daß er für 30 Thlr. nicht mag ersetzt werden." Desgleichen klagt Joh. Semlerus, Vicarius St. Severi: „Den Weinberg, hart am Hause gelegen, haben die Soldaten mehr als die Hälfte abgelesen und verdorben, mein Bett zerschnitten, die geistlichen Kleider und andere Hausgeräthe alles entwendet, ausgenommen den geistlichen Rock und was ich am Leibe getragen." Der Domvicar Joh. Schlotheuber mußte 43 Thlr. zahlen; er fügt seiner Rechnung bei: „Hieraus kann ein Hoch- und Wohlweiser Rath ersehen, was mich die Einquartirung als einen armen Vicar, der sich bei jetziger Zeit des lieben Brodes nicht zu erfreuen, gestanden hat."

Balthasar Thomas, ein Schuhmacher, liquidirt 203 Thlr. 19 Gr. und sagt unter anderm: „Weil vorbenannte Soldaten gewöhnlich andere zu sich gebeten und mitgebracht und zum öftern Tag und Nacht spendiret haben, sind über dasjenige, was bei den Mahlzeiten getrunken worden, noch aufgegangen 10 Eimer Wein, welchen die Soldaten meistentheils selbst aus dem Keller geholt haben, wenn sie mich und mein Weib zu unterschiedenen Malen aus dem Hause geschmissen hatten; den Eimer zu $3^1/_2$ Thlr., thut 35 Thlr." Ferner: „Ist anfangs der Einquartirung mir in 2 oder 3 Tagen an Stiefeln und Schuhen aus meinem Hause entwendet worden für 60 Thlr."

---

[1]) Magdeburger Archiv l. c. Vol. I, fol. 227.

Ein gewisser vielgeplagter Balthasar Muß, der seinen Schaden auf 213 Thlr. 4 Gr. angibt, berichtet: „Junker Peter Schmidt hat vom 26. Sept. bis 4. October fort und fort Gesellschaft gehabt von vornehmen Offizieren und andern Soldaten, auch Abends die Schildwache über zwei Tische voll oft und viel zu sich geladen und hereingerufen und Tag und Nacht gesoffen. Es hat Wein und Bier und alles vollauf geschafft werden müssen, so daß jeden Tag ein Eimer Wein für alles nicht hingelanget, setze aber (der großen Drangsal, Leibes- und Lebensgefahr zu geschweigen) 7 Eimer Wein, thut 24½ Thlr." Von der nachfolgenden Einquartirung sagt er: „Die den 4. October einquartirten zwei Reisige mit zwei Jungen haben Gäste und Gesellschaft Tag und Nacht bis auf den 8. October vier Tage gehabt, Braten, Kannen, Schüsseln, Gläser und Teller bald zum Fenster und auf die Gassen, bald zur Stubenthür hinausgeworfen, auch Wein zum Fenster hinausgegossen und allen Verdruß geübt, dann ich auch ½ Tonne Bier in die Stube legen müssen, ist mehr als 1½ Eimer Wein aufgegangen, setze nur 1½ Eimer. Für alles 5 Thlr. 6 Gr."

Auch höhere Offiziere machten sich mancher Erpressungen und Ungerechtigkeiten schuldig. Graf Ludw. von Löwenstein entnahm für sich aus dem Neuwerkskloster 50 Pfund große Perlen[1]), und Magister Joh. Albert Winter, Canonicus B.M.V., sagt: „Ein weißes mit Perlen gesticktes Atlas-Meßgewand ist mir von den Abgeordneten des Herrn Grafen von Löwenstein aus dem Kloster novi operis hinweggenommen worden." Nicolaus Ebert, Scholasticus St. Severi, bezeugt: „Capitain Mackini ist mit 4 Pferden in meine Behausung gekommen und hat aus mir gepreßt 31 Reichsthaler." Ebenso berichtet Adam Glebe, Canonicus B. M. V., von „18 Thlrn., so er einem Capitain hätte geben müssen". David Stauffert, Canonicus B. M. V., mußte „auf ein Mal einem Obristen Lieutenant 18 Reichsthaler geben". Diese Beispiele von Gewaltthätigkeiten ließen sich leicht noch um viele vermehren.

Noch nicht zufrieden, den Katholiken, und insbesondere den Geistlichen alle Vorräthe und Werthsachen weggenommen zu haben, scheuten sich die schwedischen Soldaten auch nicht, die Häuser derselben zu beschädigen und theilweise niederzureißen. So wurde das Haus des Domherrn Constantin Ziegler „Zur Blauen Ecke" und das des Domherrn Balthasar Walther „Zum Heidenthor" auf dem Severihofe von Soldaten gänzlich verwüstet und zerstört[2]). Das Haus „Zur Schwarzen Scheibe", ad officium st. fontis gehörig, wurde bis auf den Grund abgebrochen

[1]) Erfurter Stadtarchiv, Kirchengeschichte von Friese S. 240.

[2]) Das Marienstift hatte damals 22 Canonicats-Häuser, 23 Vicarie-Häuser und 14 Häuser, welche dem Collegiatstift zum hl. Brunnen gehörten.

und das Haus „Zum Stern" auf dem Severihofe ganz ruinirt. Ferner zerschlugen sie mehrere Häuser auf dem Roßmarkte, das Capitel-Haus, die Severischule und das Haus „Zum Birnbaum", welches dem Stiftsherrn Dr. Valentin Herdegen gehörte. Selbst die Wache, welche der gefangenen Heiligenstädter Geistlichen wegen am Dome aufgestellt war, fügte durch das Feuer, welches sie bei Tag und Nacht unterhielt, dem Mauerwerk der Kirche vielen Schaden zu, stieg in die geistlichen Häuser, brach in den Kreuzgang des Stiftes St. Severi ein und ruinirte die bereits beschädigten Häuser vollständig.

Sogar in Beziehung auf Leib und Leben waren die Geistlichen nicht sicher, sondern fortwährend in Angst und Furcht; keiner konnte fast über die Straße gehen, „ohne schimpfiret zu werden". So wurde der Domvicar Joh. Schlotheuber auf offener Straße beschimpft und der Canonicus Georg Wildt senior schmählich geschlagen. Die Mißhandlungen und Bedrängnisse waren so groß, daß „ein vornehmer Pfaff Haus und Hof und was darinnen war dem Forstmeister Wilhelm Schieferdecker schenkte, so er ihn aus der Stadt rettete." [1]) Am 3./13. Januar 1632 starb der Scholasticus B. M. V., Magister Lambert Heck, welcher in Folge der allzu großen Verwirrung und Bedrängniß in Apoplexie gefallen und daran nur wenige Wochen krank gewesen war.

Um aus dieser bedrängten Lage befreit zu werden, wandte sich unter dem 18. Januar 1632 die gesammte katholische Geistlichkeit in einem Bittgesuche um Hülfe und Schutz an den Herzog Wilhelm von Weimar. Sie klagt darin wehmüthig, daß die schwedische Soldatesca bis dahin „die Stiftshäuser nicht allein mehrentheils ausgeplündert, zerschlagen und verwüstet, sondern sich auch verwichener Zeit unterstanden hätte, neben andern zugefügten Drangsalen dieselben ganz einzureißen und zu demoliren. Am Capitel-Hause des Stiftes St. Severi und den zwei zunächst daran liegenden sei bereits der Anfang gemacht und fast der halbe Theil niedergeworfen und weggetragen, die Besitzer aber, so in Leibes- und Lebensgefahr darin begriffen, seien gewaltsam daraus vertrieben und verjagt worden" [2]). Auf dieses Bittschreiben hin erließ Herzog Wilhelm unter dem 28. Januar einen Schutzbrief, worin einerseits zugegeben wurde, daß „etliche Soldaten und Bürger sich unterstanden hätten, die Stiftshäuser zu demoliren und einzureißen, die Geistlichen in ihrer Behausung und auf der Gasse zu molestiren, zu beschimpfen, auch manchmal ihren Gottesdienst zu stören und zu hindern", anderseits aber auch unter allerhöchster Ungnade und schwerer Strafe verboten

[1]) Stadtarchiv, Chronik II, B. fol. 605.
[2]) Erfurter Domarchiv, Protokollbuch V, fol. 2.

wurde, daß in Zukunft solche „unverantwortliche Thaten“ ausgeübt und der Klerus in seinen Rechten und Privilegien gestört würde.

Der Erfurter Rath indessen glaubte, diesen Schutzbrief nicht beachten zu müssen: am 7./17. Juni ließ er den Geistlichen durch einen Stadtknecht ansagen, daß sie auf der Schanz [1]) fröhnen und „ebenermaßen“ die Wache übernehmen sollten. Da auch die übrigen Bedrängnisse ihren ununterbrochenen Fortgang nahmen, so wandte sich der Klerus dieses Mal hülfesuchend an den Residenten Alexander Esken. Derselbe war bereit, den erbetenen Schutzbrief auszustellen, „wofern der Klerus für 2000 Thlr. Ranzion, so die gefangenen Eichsfelder erlegen sollten, gut sagen würde“. Als letzterer die Unmöglichkeit dieser Zahlung darlegte, verlangte der Resident 1000 Thlr. zur Contribution, was gewährt wurde. Hierauf erfolgte am 29. Juli der gewünschte Schutzbrief des Inhalts, daß die gesammte Geistlichkeit „in Ihrer Königlichen Majestät allergnädigsten Schutz dermaßen aufgenommen werde, daß keine Obrigkeit als nur Ihre Majestät, oder wem dieselbe hierüber Specialbefehl ertheilen werde, Macht haben solle, genannte Klerisei zu citiren und zu berufen, sie oder ihre Güter, sie seien in oder außerhalb der Stadt begriffen, mit Contribution, Servis oder andern Kriegsbeschwernissen, viel weniger noch mit wirklicher Einquartirung und andern Personallasten zu belegen, oder ihre Einkünfte, wovon sie bisher die Contribution hätten entrichten müssen, aufzuhalten. Die Klerisei sei ferner in ihren Kirchen und ihrem Gottesdienst ungestört zu lassen, weder in ihren Häusern noch auf offener Straße zu beschimpfen und zu molestiren, sondern in ihrem bisherigen Stande, in ihrer Immunität und ihren Privilegien zu erhalten.“

Aber solch' schöne Worte standen nur auf dem Papier, in Wirklichkeit war der Klerus denselben Mißhandlungen und Bedrückungen ausgesetzt wie vorher. Sogar unter den Augen der Behörde scheuten sich die Soldaten nicht, „der katholischen Geistlichkeit Häuser und Schulen um die Stifter zu ruiniren und einzureißen“. Wir ersehen dieses aus einem Schreiben, welches die Stiftspersonen an den Appellationsrath Dr. Thiel richteten, damit er „doch nochmals zu fügsamer Gelegenheit dem Herrn Residenten die augenscheinliche Demolirung der geistlichen Wohnungen unterthänigst vortrage“, indem sie sagen: „Obgleich wir zum öftern um hülfliche Handbietung und gute Zucht unter der Soldatesca unterthänigst schriftlich und mündlich gebeten haben, so ist doch auch nach geschehenem öffentlichen Anschlage dem Demoliren nicht ge-

[1]) Damals legte man die großen Stauschleußen zwischen dem Löber- und Brühlerthor an; außerdem war man mit der Aufführung des großen „Hornwerks“ beschäftigt, an dem Monate lang 600 Mann arbeiteten.

steuert, sondern es sind auch seitdem die Stiftskirchen erbrochen und etliche Materialien zum Kirchenbau weggetragen worden. Wir können daher vernünftig schließen, wofern nicht schärfere Maßregeln dagegen erfolgen, werden sie bei zunehmender Winterzeit die Kirchen und die mehrentheils umliegenden geistlichen Häuser zu unserm höchsten Schaden und gemeiner Stadt Ungestalt devastiren und einreißen." [1])

Fast nur noch zur Klage öffnete der Erfurter Klerus seinen Mund. Aber alle Bittgesuche und Schutzbriefe blieben ohne den gewünschten Nachdruck. Offenbar war die Doppelstellung des Schwedenkönigs, der einerseits die Katholiken mit der Majestät seiner Person zu schützen versprach, anderseits aber den böswilligen Verfolgungen von Seiten der ihm untergebenen Behörden und ihrer Soldaten thatenlos zusah, die traurige Quelle der namenlosen Leiden, von denen die Katholiken so tief daniedergedrückt wurden.

3. Die „Donation".

„Die katholische Geistlichkeit Erfurt's" [2]), sagt Alfred Kirchhoff, „tritt uns in jenen Tagen ehrenwerther entgegen als in den voraufgegangenen Zeiten des friedlichen Genusses von Zins und Pfründe. Martyrerhelden nicht unähnlich, schließen diese Priester, als kaum die wildeste Hochfluth der Ueberschwemmung Erfurt's mit dem gewaltigen Siegerheer von Breitenfeld sich verzogen, die Kirchenpforten wieder auf, weil sie Gewissenspflicht mahnt, dem hl. Sacramente zu dienen. An Sonn- und Festtagen dingen sie durch volle Spenden aus dem Weinkrug die fremden Soldaten, daß sie Schutzwache halten an der Thüre des Domes, ja vor dem Hochchor." Wie eine einmüthige Brüderschaar standen die katholischen Geistlichen in jenen drohenden Gefahren fest zusammen und handelten gemeinsam nach den Grundsätzen, welche der gelehrte Domscholasticus Dr. Marx und sein Freund, der umsichtige Jesuitenpater Bettingen, im Anfange des Jahres 1632 aufgestellt hatten. Hiernach sollten alle Katholiken fleißig darauf bedacht sein, daß die Rechte der katholischen Kirche und die freie Ausübung der Religion gewahrt blieben. Bei allen Bündnissen und Contracten sollten sie sich „passiv und permissiv verhalten und nichts thun als dazu vi metuque gezwungen". Unter zwei Uebeln, von denen eins müsse zugelassen werden, sei allzeit das kleinste zu wählen. In allen Fällen müßten die

[1]) Erfurter Domarchiv, Protokoll V, fol. 72.
[2]) Lutherfest-Almanach S. 213.

Principien des Glaubens und der Moral streng befolgt und stets die zeitlichen Güter den geistlichen nachgesetzt werden. Insbesondere wurde den Pfarrern an's Herz gelegt, daß sie vielen Eifer auf die Seelsorge verwendeten und lieber Leib und Leben opferten, als „die ihnen anbefohlenen Seelen in die Gefahr des geistigen Ruins zu stürzen".

In der treuen Befolgung dieser Grundsätze und in dem festen Zusammenhalten mit einander fanden die katholischen Geistlichen und Laien Trost und Kraft, um den schweren Drangsalen jener Tage nicht völlig zu unterliegen. Aber was wurde im Herbst über Erfurt's Katholiken verhängt?

Am 31. Aug. / 10. Sept. schrieb der Erfurter Rath an den Klerus: „E. E. Rath hätte nach fleißiger Ueberlegung hocherheblicher Ursachen halber, sonderlich aber, damit die bevorstehende hochschädliche Neuerung betreffs des Stifts B. M. V., als der Hauptkirche allhier, unterbleiben, dieselbe vielmehr bei gemeiner Stadt desto besser erhalten und des Herrn Dekans und der Canoniker eigene Wohlfahrt hierdurch befördert werden möchte, für rathsam befunden und beschlossen, in Zukunft die Religionsübung augsburgischer Confession solchergestalt, als es im vorigen Jahrhundert darin üblich gewesen [1]), wiederum einzuführen und die Neunpredigt in derselben halten, auch geliebts Gott auf nächstkünftigen Freitag, da das Lob- und Dankfest [2]) angeordnet sei, damit den Anfang machen zu lassen. Welches zur Nachricht hiermit angezeigt würde. Und verhoffte E. E. Rath, daß sie ungeachtet der Entschuldigungen, die sie etwa hiergegen einzuwenden gedächten und ihm ohne das genugsam bekannt wären, sich gutwillig darein schicken, den Läutern, Kirchnern und Andern, so hierbei aufzuwarten hätten, es bei Zeiten andeuten würden, damit ein Jeder das seinige gehorsamlich thäte und keine Unordnung und Ungelegenheit durch Widersetzlichkeit entstehen möchte."

Bestürzt über diesen neuen Eingriff in die Rechte der Katholiken, sandte das Domcapitel den Dr. Marx und den Notar Jünemann in des Residenten Wohnung, um sich Raths zu erholen, was in dieser Angelegenheit zu thun sei. Dort fanden sie Dr. Brückner und Dr. Nörinberg, die obersten Raths-Eltisten des Jahres, anwesend, welche nun alsbald auf Esken's Ersuchen die Gründe der Rathsforderung darlegten. „Es geschähe nicht darum," so führte Dr. Brückner aus, „daß sie die Geistlichen in ihrer Religionsübung stören wollten, sondern es wäre zu befürchten, Kursachsen möchte in seinem und im schwarz-

[1]) 1525 wurde der Dom den Katholiken ebenfalls mit Gewalt auf einige Jahre weggenommen. Vgl. Kampschulte, Erfurter Universität. II, 212, 218.

[2]) Die Feier des Gedächtnisses an die Breitenfelder Schlacht und eine Art Wiederauferstehungsfest der Erfurter Universität.

burgiſchen Gebiete dem Erfurter Klerus die Einkünfte wegnehmen. Ein Ehrenveſter Rath wollte aber nicht gern zugeben, daß die in die Stadt gehörigen Zinſen nunmehr ſollten in andere Hände fallen; er wäre deshalb darauf bedacht, an Kurſachſen zu ſchreiben, es um die Belaſſung der Zinſen zu bitten und zugleich als Grund anzuführen, daß die Geiſtlichen ſeine Feinde nicht ſeien, ſondern ſie hätten ſogar ihre vornehmſte Stiftskirche zur evangeliſchen Predigt gebrauchen laſſen."

Anſtatt daß nun der Reſident die Rechte der Katholiken geſchützt hätte, gab er dem Klerus den Rath, er ſolle ſich „friedlich und freundſchaftlich" mit den Stadt-Eltiſten vergleichen, „damit ſie mit Glimpf bei der Kirche und ihren Zinſen verbleiben möchten". Er fügte hinzu, „die Forderung des Rathes widerſpräche nicht dem königlichen Worte; denn zu Mainz, Würzburg, Speier und Worms würden auch in einer Kirche die Religionsübungen beider Confeſſionen gehalten. Er wollte wahr halten, daß ihnen nichts widerfahren ſolle, wollte ſelbſt hinaufkommen; aber ſie möchten die Orgel nicht verſtellen laſſen, daß ſie heule."

Tage lang wurde verhandelt. Das Capitel wandte ſich am 3. September beſchwerdeführend und bittend an den Grafen von Löwenſtein, an den Reſidenten und den Rath der Stadt. Letzterm ſtellten ſie vor, daß ſie eben zu der Zeit, wo die Kirche begehrt würde, das „vornehmſte hohe Amt" verrichteten, zu dem die Katholiken aus allen Pfarreien zu kommen verpflichtet wären. Sie könnten es „vor Gott und der werthen Nachkommenſchaft mit gutem Gewiſſen nicht verantworten, wenn ſie es zuließen, daß die Domkirche anders als zum katholiſchen Gottesdienſte gebraucht würde". Auch wären ſie der Meinung, daß „es den augsburgiſchen Confeſſionsverwandten an Kirchen und Orten, wo ſie angeregtes Freudenfeſt mit beſſerer Commodität und Solennität halten, auch die Neunpredigt verrichten möchten, keineswegs ermangeln thäte". Schließlich bitten ſie, ein Ehrenveſter Rath möge die beigelegte Abſchrift des letzten königlichen Schutzbriefes beachten und ſie „wider königlichen Schutz und Zuſage" in ihrem Gottesdienſte nicht ſtören und beeinträchtigen; im ſchlimmſten Falle aber würden ſie an den König appelliren.

Allein was fragte der Rath nach Gewiſſen und Schutzbrief? Er ließ dem Klerus antworten, „großer befahrenden Ungelegenheiten halber könne er von ſeinem Entſchluſſe wegen begehrter Neunpredigt nicht abſtehen".

Wie bei dem Erfurter Rath, ſo wurden die Domgeiſtlichen auch bei dem Reſidenten vorſtellig, indem ſie unter anderm hervorhoben, „was Ihre Majeſtät zu Mainz, Würzburg und in andern katholiſchen Städten mit Predigt hätten thun laſſen, ſei aus Mangel an proteſtantiſchen

Kirchen, wie auch nur allein in Schloßkirchen, nicht aber in Haupt- oder Stifts-Kirchen vorgenommen; auch sei solches von Ihrer Majestät nur in solchen Städten zugelassen, welche mit Waffengewalt erobert worden wären; hier in der Stadt aber habe sich Niemand Ihrer Majestät widersetzt. Was E. E. Rath zu „seinem Glimpf und zu seiner Entschuldigung des Tertius d. i. Kursachsens halber" eingewandt, so sei das ohne Bedeutung; es gäbe ja noch einen Gustav Adolf, der habe ihnen sein Königswort für ihren Schutz verpfändet. „Ersuchen daher," so schließen sie, „Wohledlen Gestrengen ganz unterthänig, demüthig und flehentlich, Sie wollen kraft Ihres gegebenen Schutzbriefes im Namen Königl. Majestät aus Schweden uns in unserer Religion, in unsern Stiftern, Kirchen und Klöstern auf keinerlei Weise beschweren, betrüben und vergewaltigen lassen und den Rath mit eifrigem Ernste daran hindern, daß er uns in unsern Kirchen, Gebräuchen und Ceremonien störe und beunruhige. Dafern er aber etwas Thätliches mit Erbrechung der Kirchen vornehmen sollte, wollen Sie uns beschirmen und beschützen, auch bei Ihrer Majestät (im Falle wir gethane Appellation auszuführen benöthigt sind) mit Ihrem hochansehnlichen Fürbitten uns großgünstig Vorschub thun."

In einem dritten Schreiben wandte sich das Domcapitel an den Stadtcommandanten Grafen von Löwenstein mit der unterthänigen Bitte, er möge „sie vor aller gewaltthätigen Besitznahme und Vertreibung aus ihren Kirchen, Häusern und Gütern schützen und schirmen, und wofern wider königliche Parole sich ein Wohlweiser Rath unterstände, künftigen Freitag ihre Kirche einzunehmen, sie durch „einliegende Garnison vertheidigen und vor Plünderung bewahren" [1]).

Aber alle diese Hülferufe verhallten ungehört; Niemand wollte sich der Bedrängten annehmen. Eine Bittschrift an den König, welche der Klerus dem Grafen von Löwenstein und zugleich dem Residenten zur Weiterbeförderung überreichte, wurde nicht angenommen. Letzterer gab sogar zur Antwort, die Sache ließe sich nicht mehr ändern, da sie schon von den Kanzeln verkündigt wäre, auch gereichte sie Ihrer Majestät zur Ehre.

Die Aufregung der Katholiken wurde von Tag zu Tag größer, je mehr der Entscheidungstermin herannahte. Während dessen schickte der Rath am 6. September zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags ein Paar Zweiermänner, einen Achtknecht und einen Rathsknecht in das Haus des Kirchners, um die Schlüssel zur Domkirche abzuholen. „Als die Frau desselben sagte, ihr Mann wäre nicht zu Hause, haben sie schließlich die

[1]) Domarchiv, Protokoll V, fol. 83.

zwei Schlüssel zur vordern Thür mitgenommen, die Kirche selbst aufgeschlossen und die Thüren zu den beiden Orgeln erbrochen." In Folge dessen ging abermals eine Deputation des Klerus zum Residenten, zeigte den Vorgang des Rathes an und bat nochmals um Schutz, mit der Bemerkung, daß sie solches an Ihre Majestät gelangen lassen müßten. Der Resident, der früher die Bittschrift an den König zurückgewiesen hatte, bestärkte jetzt den Klerus in seinem Vorhaben und versprach dabei seine Unterstützung. Auch wollte er mit dem Rathe reden, daß er es bei diesem Acte bewenden ließe und „die begehrte Predigt an Sonn- und Feiertagen bis zu Ihrer Majestät gnädigster Resolution einstellte" [1]). Die Schlüssel zur Kirche sollten ihnen wieder zurückgegeben, der Tumult abgeschafft und nicht der geringste Schaden zugefügt werden. Dann las er ihnen ein Schreiben vor, welches der Rath in dieser Angelegenheit vor wenigen Stunden ihm zugesandt hatte, folgenden Inhalts:

Der Rath habe den Domklerus um Eröffnung der Kirche ersuchen lassen, jedoch nichts erlangt. Weil es aber dem Klerus zum Vortheil und Sr. Majestät zur höchsten Ehre gereiche, der hier Oberherr sei und deswegen wohl Macht habe, in der Hauptkirche predigen zu lassen, so wolle der Senat bis 4 Uhr Nachmittags nachsehen; würde sich das Stift nicht bequemen, so müsse er ein Mittel finden, aufzumachen, worüber Ihre Excellenz kein Mißfallen bezeigen möchten.

Da die Katholiken keine Hülfe in der Stadt fanden, so gedachten sie noch am letzten Abende einen reitenden Boten an Gustav Adolf abzuschicken; das Martinikloster erbot sich, das Pferd dazu zu stellen, die auf 90 Thlr. bemessenen Reisekosten wollten die katholischen Bürger, die Stifter Mariä und Severi und der Peter-Abt zu gleichen Theilen tragen. Gefahren halber konnte aber dieser Plan nicht ausgeführt werden.

Was man so sehr befürchtet, trat am andern Tage ein. „Zwischen 7 und 8 Uhr Morgens kamen Schlosser und Rathsknechte mit allerhand Instrumenten und bemühten sich, die Schlösser und die drei eisernen Thüren zum Thurme, sowie zur Orgel, Kanzel und h. Blutskapelle zu erbrechen, und weil es nicht abgehen wollte, haben sie endlich mit großen Hebeeisen die eisernen Thüren ganz zerkrümmt und zerbrochen, drei Mal das ganze Geläut angezogen; darauf ist die Predigt und der Gesang erfolgt." Die Predigt hielt der Pfarrer Wallenberg von der protestantischen Barfüßerkirche über Esther 9. Er verglich die Gedenkfeier an den vorjährigen Sieg mit dem Freudenfest, welches das Volk Gottes im gelobten Lande einst beging, da der Herr dem Schwerte des

[1]) Diarium des Dr. Marx, fol. 40. Magdeburger Staatsarchiv.

Mardochäus glorreichen Sieg verliehen über seine Widersacher, anknüpfend an das Bibelwort: „Eben desselben Tages, da die Feinde der Juden nach Blut dürsteten, wandte es sich, daß die Juden die Oberhand bekamen und anfingen, sich an ihren Feinden zu rächen."

Das Protokoll berichtet weiter:[1]) „Während der Predigt haben Studenten, Bürger, Kinder und allerhand muthwillige Gesellen die Thüren zum auditorium coelicum, die zur schwarzen Stube und zu den Schulen erbrochen, die Fenster und Oefen eingeschmissen, Tafeln und was im Wege gewesen, mitgenommen; solches hat von 8 bis gegen 11 Uhr gewährt, halb zwölf haben die beiden Zweiermänner dem Kirchner die Schlüssel wiedergebracht, sagend: die zerbrochenen Thüren und Schlösser wollten sie wieder machen lassen. Am 8. September Nachmittags hat sich der Schlosser beim Kirchner angemeldet und begehrt, daß er die Kirche öffne, er wolle die zerbrochenen Schlösser ausbessern. Als der Kirchner mit ihm gegangen und aufgeschlossen, sind alsobald des Raths Zweiermänner und Stadtknechte zu ihm getreten und haben ihm die Schlüssel aus den Händen gerissen. Solches ist bei dem königlichen Residenten geklagt, aber man hat nichts erlangen können, und hat gemeldeter Rath sagen lassen, sie müßten künftigen Montag das Wiederauferstehungsfest der Universität im Stift feiern, darum wollten sie ein Theater im Dome bauen und die Schlüssel behalten; ist also am Sonntag und Montag der Gottesdienst ganz gesperret gewesen."

Wirklich fand am Montag das akademische Fest statt, und zwar in derselben unwürdigen Weise, wie das Fest am vorhergehenden Freitage. Im Dome war eine Bühne errichtet, dort führte man mit astrologischen Anspielungen im Geschmacke der Zeit „die sieben Planeten" auf, und Henning Rennemann hielt im Namen der Universität die lateinische Festrede auf die nun protestantisch gewordene Hochschule in demselben Raume, in welchem die letzten Jahre über der Jesuit, P. Bettingen, als Dekan der theologischen Facultät, der nun hier unter den großen Steinen die ewige Ruhe gefunden, so manchmal zündende Worte bei den Promotionen seiner jugendlichen Zuhörer geredet hatte. Den Schluß bildete ein Festmahl[2]) in der „Hohen Lilie" und ein Umzug, den die Magister am folgenden Morgen um die Kavaten hielten mit Absingen des Liedes: „Erhalt' uns, Herr, bei Deinem Wort".

Zum Andenken an dieses Fest wurde eine Münze geprägt, auf deren einen Seite oben der Name Jehovah zu lesen war, von dem viele

[1]) Domarchiv, Protokoll V, fol. 77.

[2]) In einem eigenthümlichen Lichte erscheint hier Dr. Joh. Dresanus, der an der Feier im Dome und in der „Hohen Lilie" theilnahm, obgleich er doch Mainzer geschworener Rath war.

Strahlen ausgingen mit beigefügter Inſchrift: Dextera Tua Domine percussit inimicos. Im Umkreiſe waren dieſe Worte zu leſen: A Domino missus vivat Gustavus Adolphus. Auf der Rückſeite: Deo Ter Opt. Max. gloria et laus, qui Gustavo Adolpho Suecorum, Gothorum, Wand. que regi contra Caesareanum ac Ligisticum exercitum victoriam tribuit ad Lipsiam die VII. Sept. anno MDCXXXI. In der Peripherie war zu leſen: Dies Purim evangelicorum anno CIↃ IↃCXXXII. VII. Sept. Erfurdi celebrati.

Eine eingehende Schilderung der beiden oben erwähnten Feſte finden wir in einem Schreiben an die Herzogin Eleonore Dorothea zu Weimar, in welchem der katholiſche Klerus ſie um ihre Fürbitte beim Herzog Wilhelm und König Guſtav Adolf anruft. Es heißt darin:[1] „E. E. Rath iſt den 6. September Nachmittags dem Domkirchner in ſeine Behauſung durch Zweierleute und Stadtknechte gefallen, hat die Kirchenſchlüſſel de facto hinweggenommen, die vorderſte Kirchenthür aufgeſchloſſen, die Schlüſſel bei ſich behalten, die Kirche geſperret und folgenden Freitags, den 7. September, die Religionsübung augsburgiſcher Confeſſion mit Predigt und Geſang darin gehalten. Die Beamten haben ferner viele hölzerne und eiſerne Thüren in der Kirche und auf dem Thurme mit Hebeeiſen und andern Inſtrumenten gewaltthätiger Weiſe erbrochen, zerſchlagen und eingeriſſen, die Kirche und den katholiſchen Gottesdienſt vom Donnerstag bis auf den Dinstag, weil ſie auf den Montag einen akademiſchen Act und Tanzplatz[2] in ebenmäßigem Stifte auf dem Pfarraltar, allem Herbringen zuwider, gehalten, verſperren laſſen, und man beabſichtigt nunmehr, die Geiſtlichkeit entweder unter ſich zu bringen, oder ganz zu vertilgen, wozu allbereits genugſam Fundament gelegt iſt."

Wie überaus troſtlos überhaupt die damalige Lage der Katholiken in Erfurt war und wie ſehr dieſelben unter dem ſchweren Kreuze der Verfolgung ſeufzten, davon gibt trauriges Zeugniß das ſchon oben erwähnte Schreiben an Guſtav Adolf vom 6./16. September, das aber „allerhand Verhinderung halber" wahrſcheinlich gar nicht abgeſandt worden iſt. „Wir haben," ſo ſagen unter anderm die Erfurter Geiſtlichen, „ſchmerzlich erfahren und zuſehen müſſen, daß unſere Häuſer meiſtentheils gewaltſamer Weiſe geöffnet, und was darin geweſen, ausgeplündert und weggenommen worden iſt; daß wir ferner mit überaus ſchwerer und mehr denn dreifach höherer und ſtärkerer Einquartirung, als andere Religionsverwandte, belegt und dazu mit allerhand zugefügten Beſchimpfungen, Injurien, auch wohl mit höchſter Leibes- und Lebens-

[1]) Domarchiv, Protokoll V, fol. 76.

[2]) Damit iſt die Bühne gemeint.

gefahr angethan und moleſtirt worden ſind. Und obwohl wir an abgeforderter Contribution zur Kriegskaſſe das Unſerige, ſo viel menſchenmöglich geweſen, dermaßen in der That willig hergegeben, daß wir mit Contribution und Einquartirung über 30000 Thlr.[1]) und dabei auch das geringe Stücklein Brod, ſo zur kümmerlichen Unterhaltung unſeres bloßen Lebens noch übrig geweſen, hergeſchoſſen, ſonſt auch gegen Ew. Königl. Majeſtät und deren Abgeordneten uns jederzeit in ſchuldigem Gehorſam dermaßen gezeigt haben, daß verhoffentlich uns dabei nicht das geringſte Böſe mit Wahrheit würde nachgeſagt werden können, ſo hat doch ſolches alles zur künftigen Beſſerung ſo wenig geholfen und gefruchtet, daß es von Tag zu Tag je länger je ärger geworden iſt. Dann hat man auch einige der geiſtlichen Häuſer zur gemeinen Stadt höchſtem Schimpf und Spott bis auf den Grund hinweggeriſſen, das Holz davon an die Bürger um ein liederliches Geld verkauft und die vorigen Einwohner derſelben abermals des Ihrigen beraubt; man hat ihnen am Wall und an den Schanzen zu arbeiten befohlen und in summa alles, was zu ihrer Verhöhnung und Verſpottung immer gereichen mochte, ihnen anthun und zufügen laſſen. Und dennoch, gnädigſter König und Herr! wollten wir dieſes alles, wie bisher geſchehen, noch ferner bis zur künftigen Wiederherſtellung der alten Ordnung gern mit Geduld über uns ergehen laſſen; daß aber nunmehr noch weiter gegangen und dahin getrachtet wird, in welcher Weiſe uns die nun viele hundert Jahre in dieſer Stadt erhaltene katholiſche Religion als das höchſte Kleinod der Seelen endlich ganz und gar entzogen werden möge, das können Ew. Königlichen Majeſtät wir ohne große Beſtürzung unſeres chriſtlichen Gemüths mit weinenden Augen unterthänigſt zu klagen nicht unterlaſſen. Denn erſtlich iſt noch in Neulichkeit die Pfarrkirche St. Nicolai allhier, worin ſchon etliche hundert Jahr das katholiſche Exercitium ungeſtört gehalten worden iſt, uns verſperrt und der dazu präſentirte katholiſche Pfarrherr abgewieſen worden. Die Herren Patres societatis Jesu, die doch gleich andern aus dem Stande der Geiſtlichkeit ſowohl vom Rathe als von Ew. Königlichen Majeſtät ebenmäßig in Schutz genommen wurden, und die den Treueid neben uns, den andern Geiſtlichen, geleiſtet und den ihnen zufallenden Theil zur Contribution bereitwilligſt abgeſtattet haben, ſind ohne Urſache ihres Einkommens, beſonders durch Einziehung des in hieſiger Stadt gelegenen Reglerkloſters, woher ſie meiſtentheils ihren Unterhalt hatten, ſchmählich beraubt worden; ſchließlich ſind ſie aus ihrem Colleg gewieſen und andern Geiſtlichen und Ordensleuten, die ſelbſt

[1]) In den Bittſchriften ſind die Leiſtungen der katholiſchen Geiſtlichen nur nach einem oberflächlichen Ueberſchlag mitgetheilt, ohne Angabe deſſen, was die katholiſchen Laien zur Contribution beigetragen haben. Vgl. das Nähere oben S. 34

am nöthigen Unterhalt großen Mangel leiden müssen, ohne Rücksicht auf den Hals gelegt worden." „Denselben Proceß," heißt es weiter, „hat man auch mit den Patres der Karthäuser vorgenommen, nicht ohne daß die Bürgerschaft beider Religionen dies sehr beklagt. Ja, es ist dabei nicht verblieben; man hat über dieses alles noch in Neulichkeit nicht allein von der Klerisei die Hälfte aller Einkünfte, die doch schon guten Theils, so viele deren unter Ihrer Kurfürstlichen Gnaden zu Sachsen gelegen, ohnehin eingezogen sind, sammt allen dazu gehörigen Registern und Rechnungen abgefordert, sondern auch die Hauptkirche verlangt, obgleich die Anhänger der augsburgischen Confession mit Kirchen wohl versehen sind, so ihrer Größe und Einrichtung nach zur Ausübung ihrer Religion weit bequemer als die unserigen sind. Ja, dennoch hat obenbemeldeter Rath, und zwar unter dem Schein, als wenn sonst von einem Dritten ein Aergeres widerfahren möchte, die Hauptstiftskirche allhier, zu unserer lieben Frau genannt, zur Haltung der Sonn- und Festtagspredigten, und zwar um eben dieselbe Zeit, wo wir, Geistliche und Weltliche, mit unserm Principal-Exercitium und vornehmsten zierlichsten Gottesdienst selbst am meisten beschäftigt sind, ihnen einzuräumen uns zugemuthet, was zu nichts anderm, als zur künftigen gänzlichen Einziehung auch der andern Stifter- und Klöster-Einkünfte und schließlich zum Untergang unserer Religion nothwendig führen und ausschlagen muß. Denn einerseits hat es mit den noch übrigen katholischen Pfarrkirchen allhier diese kundbare Beschaffenheit, daß die daran angestellten Seelsorger aus der Mitte der Stifts- und Klosterpersonen (weil dieselben sonst aus dem geringen Einkommen der Pfarrei nicht unterhalten werden können) genommen werden und also durch den Untergang der Stifter und der daraus bezogenen Besoldung zugleich auch der Untergang der Pfarrkirchen erfolgen und deshalb die katholische Religion selbst nothwendig zu Grunde gehen muß. Anderseits wird auch die Jugend in der Schule, welche letztere bisher von der Gesellschaft Jesu in ihrer Existenz erhalten wurde, an den Studien ganz und gar gehindert[1]), ebenso entbehrt sie in der Kirche außer der Predigt und Beicht der nothwendigen Unterweisung im christlichen Katechismus, so daß nicht allein wir bei unserer Lebenszeit, sondern auch nach uns die noch unerzogenen kleinen Kinder unserer katholischen Bürger der Religion entfremdet werden und also dieselbe auf die Nachkommen fortzupflanzen unmöglich gemacht wird.

[1]) Außer einer Mädchenschule gründeten die Jesuiten auch eine Knabenschule. „Die tüchtigen Leistungen der jesuitischen Professoren zogen mehr und mehr Schüler heran, 1616 waren es deren bereits über hundert, und man begann zur Syntax, Poetik und Dialektik auch einen Cursus in Rhetorik einzurichten." So sagt Alfred Kirchhoff, Erfurter Alterthumskunde, Heft IV. S. 197.

Wir wollen geſchweigen, daß die von den Geiſtlichen früher hier geübte kirchliche Gerichtsbarkeit, deren man vornehmlich bei vorfallenden Ehe- und dergleichen Sachen unter den Katholiſchen gar nicht entrathen kann, bisher ganz eingezogen war und dadurch der Religion gleichfalls kein geringer Abbruch geſchehen iſt; daß die zuweilen unterlaufenen Exceſſe der Geiſtlichen und Ordensperſonen mit nicht geringem Aergerniß der Einfältigen ungeſtraft bleiben; daß auch ſonſt in Schuld- und andern dergleichen Sachen die Rechtspflege ganz hat eingeſtellt werden müſſen, dabei Ew. Königlichen Majeſtät aus Grund unſeres Herzens wir hochbetheuerlich verſichern können, daß wir lieber den Tod ſelbſt erwählen wollten, als in ſolchem Stande mit Gefahr zeitlicher und ewiger Wohlfahrt noch länger zu leben."

Zum Schluſſe erinnern die Geiſtlichen Erfurt's den König an das gegebene Wort: „Will euch Katholiſchen nicht allein dulden, ſondern auch ſchützen," und bitten, Se. Majeſtät möge in Erwägung ihrer großen Drangſal und Betrübniß die gnädige Verfügung thun, daß ſie bei ihrer hergebrachten katholiſchen Religion, bei ihrem geiſtlichen Gericht und Gottesdienſt, bei ihren Kirchen, Schulen, Klöſtern und Collegien, Einkünften, Häuſern und Immunitäten, deren ſie mehrere bei der Univerſität genoſſen, verbleiben möchten. Sie bitten ferner, daß die ausgetriebenen Geiſtlichen und Ordensperſonen wieder zurückkehren könnten, daß namentlich die Pfarrkirche ad St. Nicolaum zu vorigem Gottesdienſte wieder eröffnet und der Rath von ſeiner Forderung wegen Einräumung der genannten Stiftskirche abgemahnt würde. Kurz, der König möge ſie in dem Stande, in dem ſie früher geweſen und den Ihre Königliche Majeſtät ihnen zu erhalten gnädigſt verſprochen habe, frei, ſicher und ungeſtört laſſen, ſie mit fernerer ganz unerſchwinglichen Contribution, Servis, wirklicher Einquartirung und andern Perſonallaſten gleich den Geiſtlichen der augsburgiſchen Confeſſion verſchonen und ihnen zu ihrer beſtändigen Sicherheit einen königlichen Schutzbrief gnädigſt ausſtellen[1]).

Ein neuer Schickſalsſchlag traf den armen Erfurter Klerus, als am 19./29. October der Dechant Urbanus Heun gefänglich eingezogen wurde, weil er mit dem General Pappenheim Correſpondenz gepflogen hätte; der Bote, welcher die Rolle des Briefträgers geſpielt, wurde auf dem Anger gehängt. In Folge dieſes Ereigniſſes wurden die katholiſchen Geiſtlichen und Bürger noch härter behandelt und mit faſt doppelter Einquartirung belegt. Unter dem 24. October ſchreiben die Stiftsperſonen an den Reſidenten: Neben der ſchweren Einquartirung, Gelderpreſſung und Zerſchlagung ihrer Vermögensgegenſtände drücke ſie beſonders der

[1]) Domarchiv, Protokoll V, fol. 75.

sehr traurige Fall des Dekans Urbanus Heun. „Weil aber uns sämmtlichen," sagen sie, „der Sache umständige Beschaffenheit gründlich unbekannt, wir auch gänzlich nicht gesinnt sind, den einen oder andern in seinen Handlungen zu entschuldigen, viel weniger zu vertheidigen, sondern es in eines jeden Verantwortung stellen, so hat uns doch Standes und Gewissens halber obliegen wollen (weil Heun als Dekan der vornehmste aus dem Stande der Geistlichkeit), Ew. Excellenz unterthänigst zu bitten, ob sowohl erwähnter Herr Dekan, als sein verhafteter Vetter, Herr Magister Jacobus Heun, eine milde Disposition erlangen möchte." Zugleich fügen sie noch bei: „Und dieweil auch gleichermaßen verwichenen Samstag durch eines Ehrbaren und Hochweisen Raths Diener dem Glöckner des Stifts B. M. V. die Schlüssel zum Thurme abgenommen worden sind und wir zeither ohne Glockenklang unsern Gottesdienst haben verrichten müssen, ob es füglich geschehen könnte, daß nur täglich eine Viertelstunde vor des Gottesdienstes Anfang ein Glockenzeichen dem Volke zur Nachricht gegeben, wie auch des Morgens zum Segen und des Abends für den Frieden geläutet werden möge."

In eigener Angelegenheit schreibt Dechant Urbanus Heun am 28. November an den Reichskanzler Axel Oxenstierna, daß er sich niemals mit den Kaiserlichen „in Correspondenz oder Schriftwechselung eingelassen," sondern vielmehr von der Zeit an, da der König Gustav Adolf nach Erfurt gekommen, „die ganze Geistlichkeit nach äußerstem Vermögen mit höchster Bemühung dahin angehalten habe, daß sie beneben ihr geschehener Einquartirung über 36000 Thlr. Contribution unterthänigst und willigst erlegt und aufgewendet und sich aller schuldigen Gebühr nach erzeigt hätte". Nach mehrwöchentlicher Haft wurde er am 24. December 1632 / 3. Januar 1633 gegen Erlegung von 130 Thlr. wieder in Freiheit gesetzt.

Am 28. October kam Gustav Adolf über Arnstadt und Melchendorf abermals nach Erfurt und verweilte im Gasthause „Zur Hohen Lilie" bis zum Dinstag den 30. October, wie mit den Brodlieferungen für seinen Windhund urkundlich nachgewiesen werden kann. Obgleich nach den gemachten Erfahrungen der Klerus wenig Aussicht auf Wendung zum Bessern hatte, so wollte er seine Sache doch nicht verloren geben, so lange auch nur ein Schimmer von Hoffnung sichtbar, ein Weg noch zu beschreiten war, um aus diesem unleidlichen Zustande herauszukommen. Die „Stifts- und Ordenspersonen und sämmtliche Klerisei Erfurt's" nahten sich daher dem Könige mit einem ehrfurchtsvollen Bittschreiben, in dem sie gehorsamst an den Schutz und die Religionsfreiheit erinnerten, die er ihnen versprochen, an den Gehorsam und die Treue, mit der sie in „abgelegtem Eid und geleisteter Treue verblieben" wären. Trotzdem

seien sie mit schwerer Contribution belegt worden, so daß sie an baarem Gelde, Gold- und Silbergeschirr und richtiger Anweisung über 12000 Thlr. gezahlt hätten, abgesehen von dem erlittenen Schaden, der sich laut übergebener Liquidation auf 30000 Thlr. beliefe. Auch jetzt noch würden sie mit „beschwerlicher Einquartirung, Einreißung der Häuser, Zerschlagung und Entnehmung des Ihrigen" gequält, so daß ihnen nichts als das bloße Leben, und auch dieses noch nicht ein Mal „sicherlich übrig bliebe"[1]).

Eine Bittschrift desselben Inhalts überreichte der Klerus unter dem 30. October ebenso der Königin von Schweden. Ihre Majestät ließ dieselbe jedoch am folgenden Tage durch M. Franck, Pädagogen der Kinder in der „Hohen Lilie", wieder zurückbringen, mit der „Vermeldung, die Königin nehme keine Bittschrift an, sondern alle Beschwerniß müsse beim Herrn Residenten" angebracht werden.

Erlösung vom Joch harter Gewaltthat hoffend, richteten ferner noch besonders die gedrangsalten Priester und Brüder des Jesuiten-Collegiums unter dem 29. October einen zierlich geschriebenen lateinischen Brief[2]) an Gustav Adolf mit der schwunghaften Begrüßung: Aller Freude sei groß über die Rückkehr des gnädigsten Königs und Herrn; hieße es doch, wenn sein Antlitz dem Volke leuchte, wandele lieblicher der Tag und glänze schöner die Sonne. Sie sagen dann: Infolge des königlichen Schutzes hätten sie auf 8 Monate ruhig ihren Berufsgeschäften nachgehen können; sie hätten nichts, weder gegen den König, noch gegen den geleisteten Eid begangen, wie auch Niemand sie nur des geringsten Vergehens beschuldigen könnte. Da seien sie plötzlich am 16. Juni auf Befehl des Residenten Alexander Esken gewaltsam aus ihren Häusern vertrieben und aller ihrer Güter beraubt worden. Was sie seitdem von den Soldaten erlitten und erduldet, wollten sie mit Stillschweigen übergehen, aber den König demüthigst bitten, er möge sie doch in ihre Wohnungen und zu ihren Berufspflichten zurückkehren lassen und ihnen einen königlichen Schutzbrief ausstellen.

Die armen drangsalirten katholischen Geistlichen setzten noch immer großes Vertrauen auf des Königs „in aller Welt hochberühmte Klemenz, Milde und Gütigkeit" und hofften von ihm Befreiung aus der mit großer Härte über sie verhängten Trübsal. Die Bedauerungswürdigen wußten und ahnten nicht, daß der König gerade bei dieser Anwesenheit in Erfurt dem Rathe aufgetragen hatte, die Katholiken vor allen Andern mit Einquartirungen zu belasten[3]). Sie sollten aber bald zu ihrem großen Schmerze erfahren, daß Gustav Adolf ihnen noch weniger hold und

[1]) Erfurter Domarchiv, Protokoll V, fol. 115.
[2]) Magdeburger Staatsarchiv l. c. Vol. I, fol. 152.
[3]) Erfurter Domarchiv, Protokoll VI, fol. 7.

wohlwollend gesinnt war als der Erfurter Rath, der Resident und der Herzog von Weimar, ja, daß letztere nur nach seiner Anordnung gehandelt hatten. Bereits unter dem 9. October hatte der König die beiden Stifter, alle neun Klöster sammt den katholischen Pfarrkirchen „den Rathsmeistern, dem Rath und der gesammten Bürgerschaft der Stadt Erfurt" geschenkt. Resident und Rath hatten von diesem bevorstehenden Ereigniß schon lange vorher gewußt; denn sonst wäre letzterer am 7. und 10. September nicht mit einer so siegesgewissen Haltung aufgetreten und hätte ohne Esken's Einspruch die Einräumung der Domkirche für den protestantischen Gottesdienst erzwungen. Man würde kaum glauben, daß ein siegreicher König gegen unschuldige Besiegte, die ihm den Eid der Treue geschworen, seine Macht so hätte mißbrauchen können, wenn nicht die Schenkungsurkunde mit des Königs eigener Unterschrift noch vorhanden wäre. Dieses entscheidungsreiche, den Schwedenkönig so sehr bezeichnende Schriftstück hat folgenden Wortlaut:[1])

„Wir Gustav Adolph von Gottes Gnaden der Schweden, Gothen und Wenden König ꝛc., thun kund hiermit öffentlich bekennend, daß Wir aus sonderbaren Königlichen Hulden und Gnaden, wohlbedachtem freien Muth und eigener Bewegniß, auch um der unterthänigsten Dienste, und bei dem gemeinen evangelischen Wesen treu geleisteter Assistenz willen, so Uns, Unserer Krone Schweden und Alliirten die ehrenvesten fürsichtigen auch hochgelahrten und weisen, Unsere besonders lieben Rathsmeister, Rath und gesammte Bürgerschaft der Stadt Erfurt eine geraume Zeit hero geleistet, auch inskünftige sowohl ihre Nachkommen am Stadtregiment und dero Bürgerschaft thun und leisten sollen, können und mögen, ganz wissentlich geschenket und verehret haben:

„Schenken und verehren auch gedachten Rathsmeistern, Räthen und sämmtlicher Bürgerschaft in Erfurt und allen ihren Nachkommen um künftiger besserer Verführung des Stadtregiments und etlichermaßen Ergötzlichkeit ihres erlittenen Schadens hiermit und in Kraft dieses Briefes auf die beständigste Weise als solches immer geschehen kann, den Fuhrwerkshof zu Erfurt, der Mainzer Hof genannt, mit allen Pertinenzien Ein- und Zugehörungen, wie die immer Namen haben mögen, auch Rechten und Gerechtigkeiten. Ingleichen die fünf Dörfer Daberstädt, Dittelstädt, Melchendorf, Hochheim und Wittern mit den hohen und niedern Gerichten, allen Bußen und Gefällen, nichts davon ausgeschlossen, allermaßen solches von vorigen Inhabern, dem Erzstift zu Mainz genutzt, besessen und gebraucht.

„Ferner schenken und verehren Wir obenerwähnten Rathsmeistern, Räthen und gemeiner Bürgerschaft und allen ihren Nachkommen um

[1]) Magdeburger Staatsarchiv, Erfurt A XXI, 6.

besserer Besoldung und Versorgung des evangelischen Ministerii Kirchen- und Schuldiener, um reichlicher Auskommen dero allbereits vorhandenen Hospitalien und noch künftiger Anrichtung armer Waisen-, Findling- und Zuchthäuser, insonderheit aber zu Wiederaufrichtung der bishero daselbst fast gar zerfallenen uralten Akademie und hohen Schulen die beiden Stifter St. Mariä und St. Severi, die Klöster St. Petri, der Karthäuser, der Regler, der Marienknechte, der Schotten, zum neuen Werk, St. Cyriaci, der Weißfrauen und Martini extra und das Jesuiter Collegium, ingleichen die Pfarreien St. Laurentii, Wipperti, Aller Heiligen und St. Nicolai, auch alle übrigen gestifteten geistlichen Güter und Beneficien zu Erfurt, wie die auch genannt werden mögen, zusammt allen und jeden Pertinenzien, Renten und Gefällen, Ein- und Zugehörungen, auch Rechten und Gerechtigkeiten, gesucht und ungesucht, ganz nichts davon ausgesetzet, allermaßen dieselben von vorigen Inhabern besessen, genutzt und gebraucht, Wir aber nunmehr durch Gottes des Allmächtigen alleinige Gnade und verliehenen christlichen Sieg in Unsere rechtmäßige Gewalt gebracht und damit nach Unserm Königlichen gerechten Willen zu disponiren und zu ordnen haben, inmaßen Wir mehrermeldete Rathsmeister, Räthe und gesammte Bürgerschaft und alle ihre Nachkommen in obenerwähnten Hof, fünf Dörfer, Stifter, Klöster, Jesuiter Collegium, Pfarren und geistliche Güter und Beneficia (doch Uns das jus superioritatis in allerwege vorbehältlich) kraft dieses dergestalt würklich immittiren und einsetzen, daß von Uns und Unserer Krone Schweden sie mehrgenannte Güter als ein Gnadengeschenk in unterthänigster schuldigster Dankbarkeit empfangen, erb- und eigenthümlich haben, nutzen, genießen und besitzen, Uns auch und Unserer Krone Schweden deswegen jederzeit getreu, hold und gewärtig sein sollen, wie sie sich denn in einem ausgefertigten Revers mit mehrern verpflichtet gemacht haben, gestalt Wir sie, Rathsmeister, Räthe und gesammte Bürgerschaft und alle ihre Nachkommen bei dieser Unserer Königlichen Donation gegen Männiglichen schützen und manuteniren wollen. Urkundlich dieses mit Unserer eigenen Hand und Königlichen Secret befestigten Briefes, so geschehen in Unserm Königlichen Hauptquartier zu Nördlingen den 9. October Anno 1632."

Die Rathsmeister und der Rath zu Erfurt reversirten sich unter dem 29. October desselben Jahres dagegen in folgender Weise: „Als haben wir solche hohe königliche Gnade und Verehrung mit gebührender Reverenz und Danksagung unterthänigst angenommen, reversiren hingegen uns und versprechen bei unsern wahren Worten, Treue, Ehre und Glauben für uns und unsere Nachkommen, hochgemeldeter Königl. Majestät und der Krone Schweden getreu, hold und gewärtig zu sein,

deren Nutzen zu befördern und Schaden zu wenden, auch sonst uns dem evangelischen Wesen zum Besten ungesparten Leibes und Gutes also zu erweisen, wie unsere vorige am 13. September im verflossenen Jahre ausgestellten Reversalien mit mehrern mit sich bringen: Insonderheit unter dem Scheine dieser Begnadigung nichts zu prätendiren, noch vorzunehmen, das dem hochlöblichen Hause Sachsen, unserm gnädigsten Schutz- und Lehnsherrn und den uralten beständiger Maßen hergebrachten Rechten und Gerechtigkeiten zum Präjudiz und Nachtheil gereichen möchte: Alles getreulich sonder Gefahr" [1]).

Zu diesem folgenschweren Schritte der „Donation" mochte den König die Erwägung geführt haben, daß er zur Behauptung des Thüringer Landes das waffenstarke Erfurt nicht nur nicht aus der Hand geben dürfe, sondern dasselbe noch fester an sich ketten müsse. Dadurch nun, daß er die kirchlichen Güter der ohnehin schwedisch gesinnten Stadt schenkte, machte er diese zu seiner dauernden und ganz ergebenen Bundesgenossin im Kampfe gegen den deutschen Kaiser. So war seine Machtstellung in Thüringen gewahrt und zugleich ein bequemer Weg gefunden, um den fortwährenden Ansprüchen, welche der Kurfürst von Sachsen und der Herzog von Weimar auf Erfurt machten, für immer wirksam zu begegnen. Nebenbei erreichte Gustav Adolf auch den andern Zweck, die katholische Religion in Erfurt zwar allmälig, aber desto sicherer zu vernichten. Er konnte in dieser Hinsicht auf den Erfurter Rath vertrauen, der ja schon vorher stets bemüht gewesen war, die Katholiken in ihren religiösen Freiheiten zu beschränken.

Während nun die Stadt Erfurt sich ihrer neuen Schenkung erfreute, wurde sie am 6./16. November durch den Tod Gustav Adolf's in der Schlacht bei Lützen in tiefe Trauer versetzt. Kein Orgelton durfte den Gottesdienst begleiten, kein Saitenspiel bei Hochzeitsfeierlichkeiten erklingen. Die verwittwete Königin, welche damals in Erfurt weilte [2]), verließ in der ersten Decemberwoche in einem großen Trauerzuge die Stadt. Der Todesfall hinderte indessen den Rath nicht, sich möglichst bald in den Besitz der geistlichen Güter und der Mainzer Rechte zu setzen. Er ließ bald nach dem Tode des Königs die Klöster unter Aufsicht stellen, die Einkünfte sperren und die Register einfordern. Ende

[1]) Sächsische Provincialblätter 1823. Nro. 12.

[2]) Als König Gustav Adolf mit seinen Kriegern von Erfurt über Buttstädt und Naumburg gegen Lützen zog, blieb die Königin Marie Eleonore in der Stadt und wohnte (Anger 11) im Hause „Zum Schwarzen Löwen", wo sie in der Nacht vom 6. zum 7. November, am Todestage ihres Gemahls, eine Erscheinung gehabt haben soll. Eine große Katze — die Zofe meint, sie habe roth wie Feuer ausgesehen — fuhr plötzlich durch die Stube, sprang auf ein daselbst aufgestelltes „Handfaß", riß die Königskrone herunter, welche über ihm von den zwei schwedischen Wappenlöwen getragen wurde, und verschwand.

November bemächtigte er sich auch der Capitelstube und ließ dieselbe versiegeln. Erst bei dieser Gelegenheit erfuhr der Klerus mit Bestimmtheit das schwere Schicksal, das über ihn verhängt war. Natürlich waren alle Bitten um Abwendung desselben nutzlos. Der Rath führte ohne Schonung nach und nach alle Punkte des Schenkungsbriefes aus.

Am 24. December 1632 / 3. Januar 1633 huldigten die fünf vormals dem Erzstift Mainz gehörigen Dörfer Melchendorf, Dittelstädt, Daberstädt, Hochheim und Witterda im „Hof", der nun als städtischer Gutshof einem Bürger verpachtet wurde und in dessen Kapelle der lutherische Prediger Wallenberger Gottesdienst abhielt.

Angesichts der harten Maßregeln des Raths kamen die Stiftspersonen am 28. December 1632 / 7. Januar 1633 in der St. Kilians-Kapelle zusammen und beriethen, was zu thun sei, falls der Rath auch das Domstift sich aneignen wollte. Sie beschlossen, im schlimmsten Falle zu protestiren und sich auf des Königs Wort und die beiden Schutzbriefe zu berufen. Die Gelegenheit hierzu ließ nicht lange auf sich warten. Am 31. December 1632 / 10. Januar 1633 kam der Commissarius Bahrt mit mehrern Rathsbeamten und verlangte von den Deputirten des Klerus, dem Scholasticus Dr. Marx und dem Canonicus David Stauffert, daß ihm der Dom geöffnet werde. Als dieses geschehen, „und er bis ungefähr in die Mitte desselben vorgeschritten, begann er etwa wie folgt. Es wäre weltkundig, was maßen Ihre Königliche Majestät aus Schweden sich mit bewaffneter Hand des ganzen Erzstifts und Kurfürstenthums Mainz bemächtigt und mit selbigem nach Kriegsrecht beliebig vorzugehen Macht hätte. Dieweil nun die hiesige Klerisei und deren Güter auch mainzisch wären, so hätten Ihre Majestät die getreuen Dienste und Verdienste eines Ehrenvesten Raths hiesigens Orts allergnädigst betrachtet und gedachte geistliche Güter sämmtlich wohlermeldetem Rath geschenkt, daß er selbige zuvörderst zur Gottes Ehre und zum Nutzen der Akademie gebrauchen möge. Hätten auch deshalb Ihre Majestät ihrem hiesigen Orts verordneten Herrn Residenten anbefohlen, den Rath in den Besitz einzuführen. Weil nun das Stift B. M. V. einen Theil von der Geistlichkeit bildete, der Herr Resident aber jetzt nicht hier sei, so wäre ihm, Herrn Commissario Bahrt, vom Residenten anbefohlen, einen Ehrenvesten Rath in den Besitz (kraft habender schriftlichen Commission) einzuführen, welchen er hiermit eingeführt haben wollte, mit Andeutung, daß Klerus in Zukunft an E. E. Rath gewiesen sein sollte". Die Deputirten des Klerus legten gegen dieses Vorgehen Verwahrung ein und beriefen sich auf das Wort des Königs. Der Commissarius nahm hierauf die Kirchenschlüssel und übergab sie den vom Rathe Abgesandten. Einer derselben, Jacobus Beringer,

überreichte dann wiederum im Namen des Raths die Schlüssel dem Canonicus Dr. Marx, indem er sagte: „Der Klerus solle an seinem exercitio nicht gehindert, sondern im selbigen wie auch sonst geschützt werden. Man möchte aber auch den Rath an dem seinigen nicht hindern; denn morgen um 9 Uhr und alle Sonntage um dieselbe Zeit sollte im Stift die Neunpredigt gehalten werden." Aus dem Dome fuhr der Commissarius in's Stift St. Severi und in die Klöster und nahm von denselben ebenfalls Besitz.

Tief betrübt über diese unerhörten Vorgänge suchte der Klerus Erleichterung seines harten Schicksals durch eine Bittschrift an den Rath, den Residenten und den Herzog von Weimar. Er beklagte sich darin, daß in den beiden Stiftskirchen zu unserer lieben Frau und ad St. Severum von nun an sollte protestantischer Gottesdienst durch Predigt abgehalten werden, da doch der König bei seiner ersten Ankunft in Erfurt zum Abt von St. Peter und zu den Jesuiten in Gegenwart vieler Fürsten und Herren gesagt habe: „Sofern ihr Treue leistet und getreu seid, sollet ihr bei euern Würden bleiben, nicht allein geduldet, sondern auch geschützet werden." Der ganze Klerus hätte den Treueid geleistet und denselben niemals auch nur im Geringsten verletzt. Er sei vom Legaten, dem Herrn von Steinberg, in des Königs allergnädigsten Schutz aufgenommen und ihm versprochen worden, daß er „in dem Stande, in den Rechten und Privilegien sowohl in Stiftern und Klöstern, als in den Pfarreien, wie Ihre Majestät den Klerus gefunden, ungestört und ungeändert" bleiben solle. Der Klerus wies ferner darauf hin, wie zu den Zeiten des Erzbischofs von Mainz „den augsburgischen Confessionsverwandten die freie Religionsübung in den Kirchen, Schulen, Lectionen nicht allein niemals gestört, sondern auch vom Kurfürsten und dessen Gesandten durch einen sonderlich aufgerichteten Contract bestätigt worden sei; daß ihre Prediger niemals vom Erzbischof oder von den Katholiken der Stadt nur im Geringsten beschwert, ihnen vielmehr in den öffentlichen Disputationen hohe Ehre angethan worden sei". Als Tilly mit einer kaiserlichen Armee sich der Stadt genähert, hätten einzig und allein die Katholiken die angemuthete Einquartirung und Kriegslast von der Stadt abgewendet. Sie hofften deshalb, daß man jetzt, da sie in des Königs von Schweden Schutz und Treue ständen, ihnen gleiche Hülfe und Freundschaft erweisen, und sie namentlich in ihren Kirchen und in dem vom Könige versprochenen Stande ungestört belassen werde.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß diese Bittgesuche in keinerlei Hinsicht von Erfolg begleitet waren. Am 1./11. Januar 1633 ließ der Erfurter Rath ½9 Uhr die große Glocke zur Neunpredigt läuten.

Valentin Wallenberger that die erste Predigt; nach ihm mußten alle übrigen lutherischen Geistlichen der Reihe nach eine Predigt halten.

Am 24. Januar / 3. Februar kam Jacques de la Grange, Gesandter Ludwig's XIII., der im Namen seines Königs der Stadt Erfurt die Bundesgenossenschaft antrug. Der Rath beschenkte ihn mit 24 Stübchen Wein. Einige Tage nach seiner Ankunft am 30. Januar / 9. Februar traf P. Sebastian Lange, Prior vom Petersberge, mit ihm im Neuwerkskloster zusammen und sprach mit ihm über das Kloster St. Petri und über die Vertreibung der Mönche. Da habe der Legat gesagt: „Wenn es sich so verhält, wie man über den Klerus und sein Benehmen berichtet, so seid ihr werth, daß ihr alle aus der Stadt vertrieben werdet; denn ihr habt dem Feinde verrathen wollen, an welcher Stelle er am besten in die Stadt eindringen könne." Als der P. Prior dieses entschieden in Abrede stellte und seine und seiner Brüder Unschuld betheuerte, habe der Gesandte geantwortet: „So hat mir der Rath dieser Stadt gesagt." Uebrigens solle er am andern Tage wiederkommen, und zwar in die „Hohe Lilie".

Dieses geschah, und bei dieser Gelegenheit überreichte ihm der P. Prior „memorialsweise" einige Beschwerdepunkte sowohl in Betreff des Klerus überhaupt, als besonders in Betreff des Peterklosters. Der König von Schweden, so heißt es in diesem Schriftstück, habe nach Eroberung der Stadt dem Erfurter Klerus versprochen, daß er in seinem frühern Stande ungestört bleiben solle, wie ja auch in dem mit dem König von Frankreich abgeschlossenen Vertrage bestimmt sei, daß die katholische Religion in den eroberten Städten diejenige Freiheit behalte, die sie vordem genossen hätte. Der Klerus habe zum Zeichen seiner Unterwerfung unter den Schwedenkönig mehr als 30 000 Thaler zur Kriegskasse gezahlt. Wider alles Erwarten aber und gegen das bestimmteste Versprechen des Königs habe der Erfurter Rath sowohl die Collegiatkirchen B. M. V. und St. Severi dem protestantischen Gottesdienste übergeben, als auch einige Klöster nach Ausweisung der Mönche und Nonnen sich angeeignet. Zu letztern gehöre insbesondere das Peterkloster, das vor etwa tausend Jahren von den Königen von Frankreich gegründet und reich dotirt worden sei. Alles Getreide, mehr als 40 Fuder Wein, alle Lebensmittel, die überaus kostbare Bibliothek und alles Hausgeräth sei ihnen weggenommen. Der Rath nehme alle Einkünfte des Klosters in Anspruch und behaupte, er müsse sie zur Hebung der Studien und der Erfurter Universität verwenden. Er stütze sich hierbei auf eine gewisse „Donation" des Königs, die aber trotz vielfachen Begehrens bis jetzt noch Niemand aus dem Klerus gesehen habe. Indessen sei derselbe überzeugt, daß der König diese „Donation" nicht

gemacht haben würde, wenn man ihn nicht überredet hätte, daß der Klerus feindliche Anschläge gegen ihn im Sinne habe. Derselbe könne es aber heilig und theuer versichern, daß er niemals an dergleichen Dinge gedacht habe, und seien die Peter-Mönche dieses unerhörten Verbrechens noch nicht ein Mal jemals beschuldigt worden.

Als der Gesandte die Denkschrift in Empfang genommen hatte, stellte er die Frage, warum nicht auch der übrige Klerus sich an ihn wende. Er würde in Kürze wieder zurückkehren; wenn derselbe etwas vorzutragen habe, so möge er es aber in kluger, nicht in unbesonnener Weise thun. Die Geistlichkeit hielt es jedoch für rathsamer, beim Gesandten keine Hülfe zu suchen. Dazu bewog sie besonders der Umstand, daß der Gesandte Protestant und vom Rathe durch Geschenke für seine Interessen gewonnen war. Außerdem befürchtete man von Seiten des Rathes größere Bedrückung und Verfolgung, sobald der Gesandte wieder abgereist wäre. Wurde doch den Benedictinern und Karthäusern bedeutet, weil sie sich Hülfe suchend an den französischen Legaten gewendet, könnten sie in ihre Klöster nicht wieder eingesetzt werden. Schließlich hatte sie das Wort des Gesandten stutzig gemacht: „Habe die Geistlichkeit etwas vorzutragen, so möge sie es in kluger, nicht in unbesonnener Weise thun."

Während der französische Gesandte seine Reise zum Kurfürsten von Sachsen fortsetzte, fuhr der Erfurter Rath in seinem Zerstörungswerke fort. Zunächst wurden über die Klöster weltliche Vorsteher gesetzt und „ihnen Instructionen gegeben, wie sie deren Einkünfte einnehmen und berechnen, der Mönche und Nonnen Verpflegung besorgen, aber sonst keine mehr hineinnehmen sollten, wie sie ferner für sich selbst nebst ihren Weibern und Kindern daraus ihren Unterhalt und den gesetzten Jahresgehalt nehmen könnten". Ueber die Karthaus wurde als Verwalter Rudolph Grohmann gesetzt mit einer Besoldung von 30 Fl., über Neuwerk Florian Böttger mit 30 Fl., über das Cyriakkloster Markus Thunhose mit 20 Fl., über das Martinikloster Jacob Jünemann mit 30 Fl., über das Peterkloster Dr. Joh. Hallenhorst mit 50 Fl.

Letzterer legte 11. / 21. Februar den Benedictinern einen Revers zum Unterschreiben vor mit der Bemerkung, „sobald die Unterschrift geschehen, würden die Mönche wieder in ihr Kloster gesetzt werden". Den Patres war es aber nicht möglich, auf die Bedingungen einzugehen, welche der Rath gestellt hatte. Derselbe verlangte nämlich unter anderm, die Mönche sollten den Schenkungsbrief anerkennen und den Eid der Treue schwören, dafür aber im Kloster Wohnung und Unterhalt empfangen. Sie sollten ferner den vom Rathe verordneten Klostervorsteher in seinem Amte unterstützen und ihm bei Aufstellung des Inventars über des

Klosters unbewegliche Güter, Mobilien und briefliche Urkunden behülflich sein. Wenn der Vorsteher seine Pflicht verabsäumte und dadurch dem Rathe Schaden zugefügt würde, so sollten sie es ungesäumt anzeigen, damit auch nicht das Geringste verwahrlost, sondern alles zu Rath und Nutz angewendet werden möchte."

Als am 14./24. Februar der Reichskanzler nach Erfurt kam, überreichten ihm die Geistlichen aus den Klöstern ein Bittschreiben, worin sie ihm vorstellten, was Gustav Adolf bei seiner ersten Ankunft ihnen versprochen und zugesagt, wie sie aber seitdem mißhandelt worden seien, und was sie der schwedischen Krone an Geld und Gut geleistet hätten. Sie bitten flehentlich, er möge die „billigmäßige Verfügung thun, daß sie bei der hochbetheuerten königlichen Versprechung und Zusage geschützt und kraft derselben nach so lange ausgestandener Verbannung und Betrübniß in ihre Klöster und Collegien, vorigem Stande gemäß, wiedereingesetzt würden". Auf diese Bittschrift erfolgte keine Antwort; hingegen ward am 1./11. März desselben Jahres, wie früher den Benedictinern, so auch jetzt den übrigen Ordensleuten der schon erwähnte Revers zum Unterschreiben vorgelegt. Der Ordensklerus antwortete: daß sie nicht befugt seien, in dieser Angelegenheit eine Entscheidung zu treffen, vielmehr müßten sie dieselbe ihren Ordensobern unterbreiten und zu dem Zweck eine beglaubigte Abschrift des Schenkungsbriefes mit überschicken. Es sei daher „ihr fleißiges Bitten, daß ihnen besagter Brief im Original großgünstig vorgezeigt werde".

In gleicher Weise wie an den Reichskanzler wandten sich die Ordensgeistlichen auch an den französischen Gesandten, der am 6./16. März in Erfurt wieder eintraf, und baten um Zurückgabe ihrer Klöster. Der Gesandte versprach seine Vermittlung beim Reichskanzler und gab ihnen den Rath, daß sie vorläufig die Reversalien nicht unterschreiben möchten. Zum Abt von St. Peter sagte er: „Das sei der beste Weg, daß der Prälat wieder in sein Kloster gehe, und daß inzwischen unter dem Proteste des Raths und der Mönche keinem Theile an seinem Rechte etwas benommen werde"[1]). Sehr ungnädig fuhr er dagegen den Prior der Karthäuser an, indem er mit Beziehung auf den eingefangenen Brief sagte: „Ihr Karthäuser seid Majestätsverbrecher. Ihr seid wortbrüchige Menschen, ihr seid Verräther. Ich will mit Euch nichts zu schaffen haben; ich kann und will Euch nicht hören; denn ich kann und wage es auch nicht, mich Euerer Sache anzunehmen." Der Prior stellte ihm ruhig seine Unschuld und den ganzen Verlauf der Angelegenheit dar, worauf der Gesandte so gütig gegen ihn ward, daß er neben mehrern

[1]) Diarium von Dr. Marx, fol. 58.

Versicherungen, die er ihm gab, ihm zugleich auch anempfahl, er solle den vom Erfurter Rath überschickten Revers nicht unterschreiben.

So sehr daher letzterer auch immer wieder von neuem auf die Unterschrift drängte, so konnte der Ordensklerus sich doch nicht dazu entschließen, dieselbe zu leisten. Bestärkt wurde er in diesem Vorhaben durch Dr. Joh. Dresanus, der ihm den Rath gab, sich auf keine Verhandlungen mit dem Magistrat einzulassen und keine Milderung und Abänderung des Reverses zu versuchen. Die Folge davon war die gänzliche Ausplünderung der Klosterkirchen und Ordenshäuser und schließlich die Ausweisung der Ordensleute selbst.

Hören wir hier das weitere Schicksal der Klöster, und zwar zunächst das des Peterklosters.

Nachdem Dr. Hallenhorst die Benedictiner-Abtei in Besitz genommen, richtete er sich in derselben häuslich ein und hielt am 5. April 1633 in der Klosterkirche Kindtaufe. Zugleich veranlaßte der Rath in derselben die Abhaltung eines lutherischen Gottesdienstes. Der Pastor von der Kaufmänner-Kirche, Magister Augustin Cromayer, hielt am 28. April die erste lutherische Predigt[1]).

Wie Dr. Hallenhorst mit den Klostergütern umging, entnehmen wir aus den Notizen des Peter-Mönches Dagobert Conen[2]), welcher erzählt, Hallenhorst habe viele Kleinodien sacrilegischer Weise aus der Klosterkirche weggenommen und daraus seinen Töchtern Halsgeschmeide und sich selbst aus Meßgewändern seidene Strümpfe machen lassen. Ja, jedes Familienglied hätte von des Ordens Perlen und kostbaren Steinen in Besitz gehabt und als Schmuck um Hals und Arme getragen. Was die räuberischen Hände des Administrators nicht erreichen konnten, nahm der schwedische Resident fort, so mehrere kostbare Bücher aus der Bibliothek, im Werthe von 300 Thlrn.; selbst die in der Orgel versteckte, mit Goldschrift geschriebene Bibel, deren Werth auf 500 Thlr. geschätzt wurde, ward gefunden und entwendet. Was an Kirchenornat und andern Kostbarkeiten dem Kloster noch verblieb, verdankt man der gefälligen Hülfeleistung einer Ordensschwester Martha Heise, der Aebtissin des Klosters St. Cyriaci, welche dieselben von dem Custos Martin Henning durch ein Loch in der Klostermauer erhalten und mit Hülfe einer ihr treu ergebenen Schwester, Margaretha Reinbeck, in einem sichern Versteck auf ihrem Nonnenchor verwahrt hatte[3]).

Während Rudolph Grohmann das Karthäuserkloster für den Rath verwaltete, zog der wieder in Freiheit gesetzte Karthäuser-Prior mit

[1]) Miscellaneen Q. 175 in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

[2]) Necrologium von Gallus Staß p. 543, Lorenz-Pfarrarchiv in Erfurt.

[3]) Dagobert Conen l. c. p. 544.

seinen Conventualen in das ihm vom Canonicus Schoder überlassene Haus „Zum Schweinskopf". Da der Rath sich weigerte, ihnen Unterhalt zu reichen, weil das Kloster ganz beraubt sei und nichts von den Zinsen eingebracht würde, so versorgte sie hier mit Brod und Wein die protestantische Gräfin von Gleichen, Erdmuth Juliane, des letzten Grafen von Gleichen Hans Ludwig nachgelassene Gemahlin, und ihrem edeln Beispiele folgten mehrere, sowohl protestantische als katholische Einwohner. Auch hier beunruhigte sie der Rath wieder dadurch, daß er von ihnen, weil sie in einem geistlichen Hause wohnten und den Schutz des Rathes genössen, den Eid der Treue verlangte und die Versicherung, daß sie nichts gegen ihn, weder schriftlich noch mündlich, unternehmen wollten. Als die Mönche dieses Versprechen schriftlich überreicht hatten, gab der Rath dem Verwalter des Klosters den Auftrag, ihnen den Lebensunterhalt zu gewähren, welcher dann auch am 23. Juni 1633 zwei Gulden und ein halbes Malter Gemengkorn schickte und dieses fortsetzte. Am 17. Februar 1635 wurde jedoch die fernere Verpflegung ihnen aufgesagt unter dem Vorwande, daß nichts mehr vorhanden sei.

Während aber der Rath einerseits die Karthäuser-Mönche darben ließ, suchte er anderseits alles an sich zu ziehen, was das Kloster an Kostbarkeiten besaß. So ließ er am 10. August 1633 den Prior und Convent in die Capitelstube des Stiftes B. M. V. berufen und forderte sie auf, zu gestehen, wo sie bei Ankunft der Schweden in Erfurt „den besten Ornat, insbesondere die zwei vornehmsten Stücke, den Namen Jesus mit Perlen besetzt und die schriftlichen Documente in die Erde vergraben oder sonst versteckt" hätten. Da der Prior hierüber nichts zu berichten wußte, so mußte man die Sache auf sich beruhen lassen[1]). Ferner wurde auf Befehl des Rathes am 15. August 1634 die Klosterbibliothek in das dem Rathe gehörige Augustinerkloster gebracht und so für immer dem Orden entzogen.

Als einen für ein Karthäuserkloster eigenthümlichen Fall erzählt Falckenstein, daß die Ehefrau des Hieronymus Prätorii, den Herzog Ernst zu Sachsen zum Superintendenten nach Würzburg verordnet hatte, im März 1635 in der Kellerstube des Klosters in's Kindbett gekommen, und das Kind in der Priorstube getauft worden sei. Als dieses der Prior Arnoldi vernommen, habe er in heiligem Eifer ausgerufen: „O Zeiten, o Sitten!" In die Klosterchronik schrieb er später: „Der Name des Kindes war Johannes Hieronymus, zwei Pathen, ein lutherischer Prediger und der Verwalter Rudolph Grohmann, gaben ihm den Namen und ein Dritter eine Börse mit Geld. Wir erhielten damals

[1]) H. von Falckenstein, Thüringische Chronik S. 1103.

nicht satt Brod zu essen. Unser Eigenthum war an Unberechtigte, unser Haus an Fremde übergegangen. Gedenke, o Herr, dessen, was uns geschah und siehe an unsere Schande!“[1])

Trotzdem war das Loos der Karthäuser doch noch erträglicher als das der übrigen Mönche der Stadt. Um von diesen nicht mehr wegen der Zurückgabe ihrer Klöster belästigt zu werden, erließ der Rath die Verordnung, daß sämmtliche Klostergeistliche die Stadt verlassen sollten. Mitten im Winter, am 30. December 1633, wurden sie auf zwei Wagen gesetzt und auf den Marktplatz gebracht. Hier ließ „der Rath alle Geistliche, sowohl Benedictiner als Jesuiter und andere, zum Schimpf und Spott zuvor dreimal um den »Esel« und nachher aus der Stadt hinausfahren“ [2]). Es waren ihrer 16. Den Benedictinern und Augustinern gab man noch einen Zehrpfennig mit auf den Weg; die Jesuiten aber erhielten nichts. Als sie zum Thore hinausfuhren, riefen die Protestanten ihnen nach: „Gehet, nehmt nichts mit und kehret niemals zurück!“ Nur die wenigen Karthäuser, sowie die Nonnen durften bleiben[3]).

Obgleich nach einer Verordnung des Erfurter Raths die „Kirchen- und Schuldiener von der zum Festungsbau erforderlichen Arbeit befreiet“ sein sollten[4]), so wurde doch von demselben Rathe den Stiftsgeistlichen, wie im Jahre vorher, so auch jetzt wieder der Befehl ertheilt, Frohndienste zu thun und 60—80 Karren Erde zu fahren. Unter dem 27. März / 6. April 1633 schrieben sie deshalb an den Rath: „Für unsere Person können wir wegen hohen Alters und Leibes Unkraft bemeldete Frohndienste nicht thun, und den Fall gesetzt, daß etliche wenige Personen solches persönlich thun könnten, werden sie doch vom gemeinen Volke beschimpft, verspottet und zum Schauspiel sein, woran hoffentlich ein Hochweiser Rath kein Gefallen haben wird. Auch können die armen geistlichen Personen keine andere an ihre Stelle setzen, da wir vor Gott mit sicherm Gewissen bezeugen können, daß keiner wöchentlich so viel empfängt, als er einem Fröhner geben müßte; zu geschweigen, daß man den Einquartirten mit Essen und Trinken versehen sollte. Ersuchen derowegen einen Hochweisen Rath ganz demüthig und hochfleißig, sie wollen doch beherzigen, daß wir auch Christenmenschen sind und aus der Luft nicht leben können; und daß sie aus christlichem Mitleiden sich also gegen uns beweisen, wie sie wollen, daß an jenem großen Tage der Allmächtige sich gegen sie und nach ihrem Ableben gegen ihre Wittwen und Waisen bezeigen soll“ [5]).

---

[1]) Thüringische Chronik S. 1105.

[2]) Dagobert Conen, fol. 539.

[3]) Compendium historiae collegii societatis Jesu Erfurti, fol. 29.

[4]) Stadtarchiv XIX, 2, fol. 158, 159. — [5]) Domarchiv, Protokollbuch VI, fol. 22.

Infolge des Donationsbriefes war bald die alte Ordnung der Dinge in Erfurt umgestürzt und eine neue zum großen Nachtheile des Klerus geschaffen. Rein städtisch wurde nun das Gericht, Rathsdiener erhoben den vormals mainzischen Marktzoll im Zollhäuslein vor den Graden; in der Wawet und in dem Eichenwald von Witterda wurden viele Bäume, welche als erzstiftisches Eigenthum erwachsen waren, für den Erfurter Festungsbau gefällt. Anderseits beeilte sich der Rath, die ihm jetzt zufließenden frühern geistlichen Einnahmen für die Aufbesserung der Universität zu verwenden. Die theologische Facultätskiste, enthaltend mehrere Documente, Bücher und silberne Becher, ward vom Pedell auf Rathsgeheiß dem stiftischen Dekan Dr. Marx aus dem Hause geholt, nicht ohne daß der tüchtige Domscholasticus, der Einzige, welcher die zertretenen Rechte des Klerus in dieser schlimmen Zeit, wenn auch nicht zu wahren, so doch energisch zu vertreten wußte, beim Rector der Hochschule lauten Protest dagegen erhob [1]). Die Professoren des augsburgischen Bekenntnisses erhielten in den verlassenen Stiftshäusern Wohnung, und der Rath, nunmehr mit den früher mainzischen Vollmachten des akademischen Procanzellariats ausgestattet, berief nur protestantische Lehrkräfte und gab am 11. / 21. Juli bei einer im Dome zu diesem Zwecke angestellten Feier der Hochschule einen rein protestantischen Charakter.

Der Rath ging noch weiter, indem er auch jede Gelegenheit benutzte, um den katholischen Gottesdienst zu beeinträchtigen oder abzuschaffen. Als im April 1633 der katholische Pfarrer in Hochheim bei Erfurt starb, schickte er den Valentin Wallenberger, Pfarrer zu den Barfüßern, hin, der am 5. / 15. Mai daselbst die erste lutherische Predigt hielt. Ein katholischer Geistlicher, Joh. Schoderus, Vicar am Dome, welcher ebenfalls in diesem Orte Gottesdienst abhalten wollte, wurde durch Schwengefeld, „dem das Dorf unterthänig", und durch drei rothe Musketiere schmählich vertrieben. Dann wurde am 17. Juni, Montag nach Dreifaltigkeits-Sonntag, ein Schuldiener zu den Barfüßern, Michael Herz, als lutherischer Pfarrer von Hochheim und Schmiera in öffentlicher Versammlung „ordinirt" und eingeführt. Als die katholische Gemeinde wegen Sperrung ihrer Religionsübung sich bei Schwengefeld beklagte, antwortete dieser: „Da steht euer Pfarrer, wollt ihr ihn nicht haben in Gottes Namen, so habt ihn in Teufels Namen." Der Chronist setzt hinzu: „O Sendung, o Berufung." Nach der kirchlichen Feierlichkeit nahm der neue Pfarrer die Bauern mit sich in seine Behausung, es waren ihrer aus den beiden Dörfern zwei Tische voll. Nach der Mahlzeit sprach der älteste Hochheimer, Heinrich Nagel: Weil es ja nicht anders sein

[1]) Domarchiv, Protokollbuch VI, fol. 59. Der Rector antwortete: Er könne nichts thun, Dr. Marx sehe wohl, wie es ginge.

könnte und sie Herzen zum Pfarrer behalten müßten, so hätten sie doch den Vortheil, daß sie etwas am Lichte sparen könnten, weil er einen rothen Bart hätte[1]).

Damals starb auch der Pfarrer des katholischen Ortes Melchendorf, wohin der Rath ebenfalls einen lutherischen Prediger schickte, der am Sonntag vor Christi Himmelfahrt den ersten Gottesdienst hielt. Ein Gleiches geschah mit der katholischen Kirche St. Wigberti in Erfurt, wo der Pfarrer, ein Augustiner-Mönch, im Mai 1633 gestorben war. Trotz des ernsten Protestes, den die Altarleute am 23. Mai wegen der gewaltsamen Wegnahme der Kirchenschlüssel erließen und trotz der Bittschrift aller Katholiken wurde die Kirche doch dem protestantischen Gottesdienste übergeben und am 3. Pfingsttage durch den Diaconus Elsner zu den Barfüßern zum ersten Male protestantisch darin gepredigt. Am 21. August überließ der Rath die Kirche den in Erfurt in Garnison liegenden Schweden, und ward seitdem darin der Gottesdienst in schwedischer Sprache abgehalten.

4. Die Reversalien.

Die Kette der Leiden wurde für die Katholiken auf kurze Zeit in angenehmer Weise durch die Ankunft des französischen Gesandten Marquis de Feuquières unterbrochen, welcher der Stadt am 6. Mai 1633 einen Brief überbrachte, in welchem Ludwig XIII. seine „Freunde und Verbündete" der fortgesetzten Fürsorge für ihr Wohl versicherte. Der Gesandte war katholisch und hatte mehrere Kapläne in seinem Gefolge. Einer derselben sowie der Secretair des Gesandten gingen am folgenden Tage zum Dome, wo sie den Dekan B.M.V., den Commissar Dr. Thiel und dessen Notar Florian Müller antrafen, welche letztere in der Capitelstube inventirten. Der Secretair sprach zu den beiden Beamten: Der Gesandte habe in Erfahrung gebracht, als sollte mit Stift und Klöstern ziemlich stark vorgegangen, auch die Personen zum Unterschreiben eines Reverses durch einen Hochweisen Rath angehalten werden. So ließe hochermeldeter Gesandte hiermit andeuten (wie solches gestern auch schon dem Rathe mitgetheilt), es sei in jetziger Heilbronner Zusammenkunft beschlossen und auch von Sr. Excellenz dem Reichskanzler angenommen worden, daß in allen durch die Schweden oder der Protestirenden Armee besetzten Orten die evangelischen und katholischen Geistlichen in ihrem Stand, ihren Immunitäten, Freiheiten, Rechten und Gerechtig-

[1]) Weimarische Bibliothek Q. 176, fol. 18.

keiten, in ihrer Religion und ihrem Exercitio frei, sicher und ungehindert verbleiben, und so etliche ausgesetzt, wiederum in ihren vorigen Stand wieder eingesetzt werden sollten. Dem Weltklerus und den Mönchen aller Orden gab er den Rath, sie sollten Treue schwören, aber die „Donation" nicht unterschreiben. Demgemäß überreichten sämmtliche Geistliche des Dom- und Severistifts am 1./11. Mai einen Revers, daß sie den Eid, den sie früher dem Könige von Schweden und der Stadt Erfurt geschworen, getreu halten und beobachten wollten. Für den vom Rath versprochenen Schutz seien sie bereit, anstatt der Schutzgelder, der Contribution und wirklichen Einquartirung, demselben ihre jährlichen Einkünfte zu überlassen, wofern ihnen, sowie den Kirchen und deren Dienern, nur das Nothwendige davon gegeben würde.

Diesen Revers nahm aber der Rath nicht an. Die Versicherung der Treue und Ergebenheit genügte ihm nicht, er verlangte vor allen Dingen, daß die „Donation" von dem Klerus genehmigt werde. Hierzu hatten jedoch die Stiftspersonen keine Vollmacht. Sie waren ja nicht „die eigenthümlichen Herren der Kirchengüter und Kirchen (bonorum ecclesiasticorum et ecclesiarum), sondern nur allein die Nutznießer". Sie baten daher, der Rath möge mit dem oben ausgestellten Revers zufrieden sein und mit ihnen „als bedrängten, verlassenen geistlichen Leuten ein christliches Mitleid haben und als Schirmherr sich ihrer väterlich annehmen."

Um nichts zu versäumen, wandten sich die Geistlichen um diese Zeit zugleich in einer Denkschrift an den Reichskanzler, in welcher sie den ganzen Kummer ihres Herzens ausschütteten und eine genaue Darstellung ihrer Lage gaben. Sie sagen:

1. Als Ihre Königliche Majestät zum ersten Male nach Erfurt kam, ist die ganze Klerisei nach abgelegtem Treueid in königlichen Schutz aufgenommen und ihr Schutz, Sicherheit und Verbleibung in ihrem befundenen Stande aus königlicher Milde, wie auch gemäß dem mit der Krone Frankreichs getroffenen Bündniß allergnädigst versprochen worden.

2. Hierauf hat die Klerisei in schuldiger Unterwürfigkeit Ihrer Königlichen Majestät eine große Summe Geld und Geldes Werth über Vermögen erlegt, harte Einquartirung, Beraubung und Zerstörung ihres Eigenthums mehr als alle andern hiesigen Unterthanen ausgestanden.

3. Ist solche königliche Gnade und versprochener Schutz von Ihrer Fürstlichen Durchlaucht, Herzog Wilhelm von Weimar, Ihrer Gräflichen Gnaden, Herrn Grafen von Löwenstein sowohl als auch von Ihrer Excellenz dem Herrn Residenten durch neue Schutzbriefe bestätigt worden.

4. Hat sich die Klerisei in allewege mit Worten und Werken bisher unterthänigst, getreu und gehorsam verhalten und deswegen des erwähnten

öniglichen Schutzes, der versprochenen Immunität, Sicherheit und Standes Verbleibung sicherlich vertröstet.

5. Unterdessen hat aber die arme Klerisei erfahren müssen, daß hr ziemlich hart zugesetzt worden ist:

a) Die Ordenspersonen sind aus ihren Klöstern verjagt, deren Vorräthe weggefahren und sie selbst gleichsam als Verbannte in Privathäusern n Hunger und Noth verlassen worden.

b) Die Zinsen und Einkünfte für die Stifter, Klöster und katholischen Pfarrherren sind zu liefern verboten worden, weshalb die geistlichen Personen eine Zeit lang in Hunger und Kummer haben leben müssen, so daß einige derselben sowohl aus Betrübniß, als auch aus Mangel an Lebensmitteln verstorben sind.

c) Die Stifter und Klöster sind wider königliches Versprechen und Frankreichs Bündniß in ihrem von erster Stiftung herrührenden Besitzstande gestört und geschmälert und die darin begriffenen Briefe, Register und Documente unter andere Gewalt und Verfügung gebracht worden.

d) Der katholische Gottesdienst ist im Stifte B. M. V. um die Stunde, wo alle Katholiken der Stadt aus ihren Pfarreien dahin zusammen zu kommen pflegten, durch Uebung der augsburgischen Confessions-Neunpredigt seit Neujahr an allen Sonn- und Feiertagen bisher erheblich gestört worden.

e) Dem katholischen Dorfe Hochheim ist nach dem Absterben seines Pfarrers wider der Einwohner Willen und Gewissen die Religionsübung versperrt und ein augsburgischer Confessionsprediger daselbst eingeführt worden.

f) Im Kloster St. Petri wird durch Predigt das Exercitium der augsburgischen Confession geübt; auch sind die Ordenspersonen bisher aus demselben ausgesetzt geblieben und müssen sich dieselben in einem Privathause aufhalten.

g) Dem Kirchendiener der katholischen Pfarrkirche von St. Wigberti sind durch Herrn Dr. Georg Thiel mit Bedrohung des Gefängnisses die Schlüssel zur Kirche abgefordert, und ist der Gottesdienst in derselben den Katholiken verboten worden.

h) Den Stifts- und Klosterpersonen sind wider Gewissen, Religion und königliches Versprechen laufende Reversales zu unterschreiben vorgelegt worden.

i) Die Wohnungen, Möbel und Weinberge der verstorbenen Geistlichen werden thatsächlich vom Rath mit Beschlag belegt.

k) Dem Dekan der theologischen Facultät sind die Statuten und andere dahin gehörige Sachen abgefordert worden.

6. Als bei dem neulich hier angekommenen französischen Gesandten, Herrn Marquis de Feuquières, die Klerisei um Vermittelung zur Erhaltung freier Religionsübung und versprochener königlicher Immunität und Sicherheit anhielt, ward ihr vom Herrn Gesandten zur Antwort gegeben, es sollten sich die Katholiken, sowohl Geistliche als Weltliche, sicherlich getrösten, daß bei dem vor Kurzem gehaltenen Heilbronner Convent den Katholiken an allen von den Schweden eroberten Orten sicheres Exercitium auf's Neue versprochen sei, mit der Ermahnung, daß bei Ankunft Ew. Excellenz die Klerisei im Namen hochgedachten Herrn Gesandten solches unterthänigst erinnern und um Verwirklichung desselben bitten sollten. Auch möchten wir den vom Raths-Commissarius vorgelegten Revers nicht unterschreiben und uns zu nichts mehr verpflichten, als was der Treueid verlange.

7. Bittet Ew. Excellenz die Klerisei unterthänigst, es wollen dieselben sich unseres armseligen Standes und höchster Bedrängniß gnädigst annehmen, uns bei der versprochenen königl. Gnade, zugesagten Sicherheit und Standes Verbleibung gnädigst schützen und des Heilbronner Bündnisses genießen lassen.

8. Können auch nicht unterlassen, unterthänigst zu erinnern, wie bei vorigem Stande, da diese Stadt noch unter der Gewalt des Erzbischofs von Mainz gewesen, die Katholiken sich freundlich gegen die augsburgischen Confessionsverwandten verhalten haben; wie auch der Erzbischof solche Ordnung getroffen, daß der eine Theil mit dem andern freundlich lebte, jeder seine besondern Kirchen und seinen eigenen Gottesdienst hatte, keiner den andern störte oder mit Worten auf der Kanzel angriff. Dieses alles ist auf katholischer Seite dermaßen in Acht genommen, daß auch bei der Ankunft des Generals Tilly die Katholiken einzig und allein auf Begehren der augsburgischen Confessionsverwandten die kaiserliche Garnison von hiesiger Stadt abgehalten haben. Sie hofften daher auch jetzt auf gleichen Gegendienst, besonders in Religions- und Gewissenssachen. [1])

Daß diese Vorstellung keinen Erfolg haben, sondern die Dornenkrone dem Klerus noch tiefer in's Haupt drücken würde, war vorauszusehen. Ein Vierteljahr später, am 13./23. September, berief Dr. Thiel im Namen des Raths wiederum die Geistlichen des Domstifts in die Capitelstube und stellte ihnen vor:

Der Rath habe Ursache, „alle Verdächtigkeit, gefährliche Praktiken und schädliche Correspondenzen zu verhüten und die Stadtbewohner zur Ablegung des Treueides anzuhalten". Er habe deswegen einen neuen

[1]) Domarchiv, Protokoll VI, fol. 47 ff.

Revers entworfen, den sie beschwören und unterschreiben sollten; wofern dieses nicht geschähe, müßten alle auswandern; sie dürften nichts mitnehmen und auch nicht wieder zurückkommen.

Der Inhalt dieser Eidesformel war folgender:

Jeder einzelne Geistliche sollte geloben und schwören, daß er der Krone Schweden, deren Verbündeten und vor allem der Stadt Erfurt treu, hold und gehorsam sein und deren Nutzen nach bestem Vermögen suchen wollte. Sollte Jemand etwas unternehmen wollen gegen die schwedische Krone, den Rath und die Stadt Erfurt, oder gegen „alles, was derselben von Gustav Adolf glorwürdigsten Andenkens gnädigst versprochen sei", so wolle er nicht unterlassen, vor solchem Beginnen zu warnen, oder es unverzüglich dem Rathe mitzutheilen. Er wolle sich bemühen, alle Gefahr und allen Schaden von seiner ihm gesetzten Obrigkeit fernzuhalten, auch sich nie zu dem Grundsatze bekennen, als ob Geistliche den Eid nicht zu halten brauchten, den sie der weltlichen Obrigkeit oder Andersgläubigen geleistet hätten. [1])

Die Stiftsgeistlichen baten um Bedenkzeit bis auf den folgenden Montag, wo sie einen etwas anders abgefaßten Revers überreichten. Sie betonten im Eingange, daß sie Einem Hochweisen Rath „als katholische geistliche Personen" gehorsam sein wollten, „denn wir können unsern Stand", so sagen sie, „welchen wir vor Gott und der Welt tragen, nicht verleugnen, sondern nur selbigem gemäß ad distinctionem subditi laici uns unterwerfen". Dann verlangten sie freie Religionsübung, Unterhalt und Schutz, was sie als Grundlage ihres Standes und Gewissens nothwendig fordern müßten. Schließlich wollten sie jedes Wort vermieden wissen, in dem irgend eine Anerkennung der „Donation" enthalten wäre.

Der Commissar Dr. Thiel war mit diesem Revers wiederum nicht zufrieden und ließ den Domdekan am folgenden Tage nochmals in die Capitelstube rufen. Er verlangte, der Klerus solle den vom Rath entworfenen Revers einfach und unverändert unterschreiben, oder seinen Stab fürder setzen. Der Dekan erbat sich eine neue Frist, „um die Sache beim Rathe selbst zu suchen".

Unterdessen wurden verschiedene geistliche Häuser besichtigt, woraus man den Schluß zog, die Geistlichen des Stifts sollten wie die Benedictiner, Karthäuser und Augustiner aus ihren Wohnungen ausgesetzt werden. Dieser Gedanke lag um so näher, als schon in dieser Beziehung ein guter Anfang gemacht war: Es wurde ja im Dome die lutherische Neunpredigt, in der Kilians-Kapelle lutherische Vorlesungen gehalten;

[1]) Erfurter Domarchiv, Acta betreffend ꝛc. Vol. I, 5. fol. 29.

die Capitelstube war besetzt, alle brieflichen Documente mit Beschlag belegt und Herr Dr. Valentin Herdegen, Canonicus St. Severi, aus seiner Wohnung ausgewiesen worden. Es berichteten auch die mit einer Bittschrift an Dr. Thiel Abgesandten von St. Severi, daß der Commissar sie scharf angefahren und gesagt habe, sie sollten sich nichts einbilden, entweder müßten sie „subscribiren oder migriren".

Noch am 17./27. September verfaßten die Geistlichen des Domes eine Bittschrift an den Residenten und an den Rath, worin sie sich erboten, den Eid der Treue und der Unterwerfung willig zu leisten, aber begehrten, man möge sie mit dem Unterschreiben der „Donation" oder des königlichen Versprechens verschonen. Selbst der König habe ja nicht mehr als Treue gefordert und sie in seinen Schutz genommen. Man möge daher mit diesem Anerbieten zufrieden sein und nichts verlangen, was sie Standes und Gewissens halber nicht leisten könnten. Sie hofften um so mehr auf den Schutz des Rathes, da die meisten von ihnen Bürgerkinder und ihre Eltern noch am Leben seien.

In gleicher Weise lautete die Bittschrift an „Meister und Vier": Obwohl ihnen die Ausweisung aus der Stadt, was „leibliche Ergötzlichkeit" beträfe, leicht und anmuthig vorkommen könnte, indem sie in der Stadt ganz ausgesogen in Armuth lebten und anderswo leichter ein ruhiges Leben haben würden, so sei ihnen dieselbe doch schmerzlich und schimpflich, weil sie ihren ehrlichen Namen höher schätzten, als alles andere. Sie könnten nicht begreifen, wodurch sie eine solche Ausweisung verschuldet haben sollten. Daß sie die „Donation" nicht unterschreiben, also in Sachen, welche zur Unterthanentreue nicht gehörten, sich nicht mischen wollten, könnte der Rath doch nicht als ein solches Verbrechen ansehen, daß er deshalb beabsichtige, ehrliche Leute aus dem Ihrigen zu jagen und ihres Vaterlandes zu verweisen.

Am Freitag den 20./30. September berief Dr. Thiel die Geistlichen beider Stifter noch ein Mal in die Capitelstube und begehrte nochmals, sie sollten den neulich vom Rath ausgestellten Revers einzeln unterschreiben. Im Falle dieses nicht geschähe, hätte der Rath Ursache, in diesen „widrigen Kriegsläuften" in ihre Person Mißtrauen zu setzen und sie aus der Stadt zu weisen. Er habe den Auftrag, ihnen hiermit die Ausweisung anzuzeigen.

Die Stiftsherren gingen nun ernstlich mit sich zu Rathe, sie baten in der Kirche und in Privatgebeten Gott um Erleuchtung, beriethen sich mit ihren Beichtvätern und besonders mit dem gelehrten Jesuitenpater Colinus und kamen zu folgendem Entschlusse:

Da die Sache ein Mal so läge und alles mit Gewalt, Furcht und Schrecken bisher gegangen sei und noch ginge, da sie ferner mit Kriegs-

macht des Ihrigen beraubt seien, den kleinsten Theil unter den Einwohnern bildeten und unter der Herrschaft der schwedischen Krone und besonders unter der Macht des Erfurter Raths ständen, auch bereits bei der ersten Ankunft des Königs demselben mit dem ganzen Klerus und allen Orden ohne jegliche Klausel Treue und Unterwürfigkeit geschworen hätten, und da jetzt nochmals dasselbe gefordert würde, so hielten sie es für gut, daß sie zur sichern Religionsübung, zur Erhaltung der Kirchen und Häuser, auch zur Abwendung der bisherigen Bedrükkungen und Kriegspressionen Treue und eine begrenzte Unterwerfung, vorbehaltlich ihrer Immunität, ihres Standes und ihrer Religion sowie unter der vernünftigen Voraussetzung stillschweigender Zustimmung des Erzbischofs von Mainz, eidlich versprächen, aber in die „Donation" keineswegs einwilligten. Wofern man aber dieses nicht annehmen wollte, so seien sie bereit, sämmtlich in die Verbannung zu wandern, auch Blut und Leben zu opfern. Der Chronist setzt dann hinzu: „O Herr Gott, Du siehst, in welchen Bedrängnissen wir uns befinden. Da Du nun für uns nicht nur die Freiheit, sondern auch Dich vollständig unterworfen, ausgesetzt, hingegeben hast, so wollen wir für Dich und die Erhaltung Deiner Gottesdienst-Uebung etwas Freiheit und zeitliche Immunität preisgeben, eingedenk der Stelle bei Paulus 2. Cor. 11, 20."

Die Stiftsherren gaben also zur Antwort, sie wollten den Revers unterschreiben, wenn folgende 3 Punkte geändert würden:

1. Man möchte beifügen, daß sie standesgemäß als „katholische geistliche Personen" und vorbehaltlich der Immunität gehorsam sein, freie Religionsübung, Schutz und den Genuß ihrer Zinsen haben sollten, denn sie befürchteten, daß sie hernach wie Laien gehalten, mit Real- und Personallasten, als Wachen, Schanzen und Fröhnen, belegt würden. Dr. Thiel antwortete: Dieses solle keineswegs geschehen, sie sollten als „geistliche Leute" sich unterwerfen; das Wörtchen „gehorsam" beziehe sich durchaus nicht auf geistliche und liturgische Dinge. Er setzte dann mit eigener Hand in den vom Rathe entworfenen Revers: „Ich N. N. Canonicus, dem E. E. Hochw. Rath allhier die Freiheit und die Religionsübung, auch den Schutz und den Empfang meiner Pfründe und Beneficien zugesagt, gelobe" ꝛc.

2. Begehrten sie, daß die Worte gestrichen würden: „Was Ihre Königl. Majestät gnädigst versprochen", weil dieselben einerseits mit dem Treueid in keiner Beziehung ständen, anderseits aber „die Donation rührten", in welche sie (da sie allmälig die Religion beseitigen würde, auch dem Rechte der Kirche, des Papstes und des Mainzer Erzbischofs zuwiderlaufe und wider ihren Stiftseid gehe) sich nicht „einmischen, auch selbige gewissenshalber nicht rühren, viel weniger billigen" könnten. Sie

ließen solches auf sich beruhen, ob und wie Ihre Majestät dazu Macht gehabt habe. Dr. Thiel disputirte lange und wollte diesen Passus nicht aufgeben. Als aber die Geistlichen darauf bestanden, strich er endlich diesen Paragraphen und nahm die „exculpationes neben den angeführten rationes“ zu Protokoll.

3) Baten sie, ob der Satz „da mir dergleichen zu Ohren kommen und ich vernehmen sollte, solches unverzüglich E. E. Rath anmelden“, nicht könnte ausgelassen werden, weil solches für eine geistliche Person nicht passend, sondern vielmehr schimpflich sei. Dr. Thiel wollte darauf nicht eingehen, sondern setzte das Wort „mit Bestand“ [1]) hinzu und erklärte, daß dieser Paragraph nur „legaliter et in causa perduellionis, nicht aber in quovis casu“ zu verstehen sei.

In dieser veränderten Form unterschrieben die Stiftsgeistlichen den Revers und übergaben ihn am 21. Sept. / 1. October in der Capitelstube dem Commissarius Dr. Thiel. Dieser war aber auch jetzt noch nicht damit zufrieden, sondern beanstandete denselben wegen des Ausdrucks als eine „katholische geistliche Person“. Als die Stiftsherren erwiderten, daß sie ihren Stand nicht verleugnen, sondern selbigem gemäß und in keiner andern Weise sich unterwerfen könnten, antwortete Dr. Thiel, dieser Ausdruck wäre nicht des Standes und der Religion wegen bedenklich, sondern „wegen der spanischen Herrschaft“. Weil mit diesem Könige die katholische Liga in Verbindung stände und er sich den katholischsten nännte, also nach dem Buchstaben katholisch, so könnte es scheinen, als ob die Erfurter Geistlichkeit mit der spanischen Liga in Correspondenz stände. Da die Stiftsgeistlichen bald merkten, daß man nur Ursache suchte, um sie gänzlich zu „depossessioniren“ und auszuweisen, so willigten sie ein, daß statt als eine „katholische geistliche Person“ die Worte in den Anfang gesetzt wurden: „benebst bishero in usu gehabter Immunität verbleiben zu lassen“ [2]).

Der Revers begann also mit folgenden Worten:

„Wir endesbenannte, beider unser l. Frauen und St. Severi Stiftspersonen (denen E. E. Hochweiser Rath allhier die Freiheit und das exercitium religionis, auch die Protection und Perception unserer Wohnungen, Präbenden und Beneficien und resp. Pfarrgefälle benebst bishero in usu gehabter Immunität verbleiben zu lassen zugesagt) geloben und schwören zu Gott dem Allmächtigen“ u. s. w. wie oben.

So war nach vielen Mühen und Kämpfen die Gefahr der Ausweisung für die Stiftsgeistlichen beseitigt und der Fortbestand der katholischen Religion in Erfurt für die nächste Zeit gesichert. Der Stifts-

[1]) „Auch da mir dergleichen mit Bestand zu Ohren kommen sollte.“

[2]) Diarium von Dr. Marx, fol. 80.

klerus wurde aber wegen dieſes ſeines Vorgehens vielfach angegriffen, namentlich Dr. Joh. Dreſanus ſetzte ſich trotz ſeines eigenen incorrecten Verfahrens im Verkehr mit den Schweden über die Stiftsgeiſtlichen zu Gerichte und ſprach allerlei ehrenrührige Worte gegen dieſelben aus. Um dieſen Angriffen zu begegnen und auch der Nachwelt zu zeigen, daß ſie „der Sache genugſam nachgedacht", verfaßten ſie eine Vertheidigungsſchrift, „in der augenſcheinlich bewieſen wurde, daß die von den beiden unſer lieben Frau und St. Severi Stiftsperſonen Einem Hochw. Rath hieſigen Orts gethane begrenzte Treu- und Unterwerfungsunterſchreibung nicht allein dem römiſch-katholiſchen Glauben und den theologiſchen Grundſätzen, ſondern auch den natürlichen und ethiſchen Principiis gemäß geſchehen ſei."

Dieſe Apologie war in fünf Theile getheilt:

1. Sind zwei Reverſe, den einen, welchen Ihrer Königlichen Majeſtät der ſämmtliche Klerus unterſchrieben, den andern, welchen beide Stifter Einem Hochweiſen Rath überreicht haben.

2. Erinnerung an den Leſer, klug ohne Leidenſchaft zu urtheilen.

3. Wird umſtändlich gezeigt, Art, Zeit und Nothwendigkeit der Unterſchreibung.

4. Werden die Principien und Grundlagen geſetzt.

5. Wird Einwürfen und Verleumdungen Genüge gethan.

Während die Stiftsgeiſtlichen ſo ſich bemühten, ihren Glaubensgenoſſen gegenüber ihr Verfahren zu rechtfertigen, beſtrebte ſich anderſeits der Rath, dieſelben immer mehr aus ihrem Beſitzthum herauszudrängen und daſſelbe dem Proteſtantismus zuzuwenden. So verordnete er unter dem 22. Sept. / 2. October, daß an den Sonntagen um 2 und 4 Uhr Nachmittags in St. Severi proteſtantiſcher Gottesdienſt abgehalten würde, wodurch die katholiſche Chriſtenlehre und Vesper ganz und gar verhindert wurde. Er ging noch weiter, indem er am 2. / 12. Juli 1634 auch den katholiſchen Morgengottesdienſt um ½ 6 Uhr ſtörte und an deſſen Stelle die proteſtantiſche Predigt verlegte. Den Katholiken blieb zur Abhaltung des Pfarramtes nur die Zeit übrig, welche die Proteſtanten nicht gebrauchen konnten oder wollten. Die katholiſchen Geiſtlichen ſelbſt wurden vielfach beim Predigen beobachtet und belauſcht und oft über mißverſtandene Worte denuncirt. So wurde der Pfarrer St. Laurentii, Magiſter Martin Lotz, auf das Rathhaus in Arreſt gebracht, weil er „etliche Worte auf der Kanzel geredet" hatte. Wer dagegen zum Proteſtantismus abfiel, wurde bei wirklich begangenen Verbrechen nicht beſtraft. Georg Lasphe, Vicarius St. Severi, ſollte die Stadt verlaſſen und auswandern, weil er einen Mann, deſſen Frau noch lebte, heimlich mit einer andern Perſon getraut und falſche Papiere

über dieſen Act ausgeſtellt hatte. Als er aber erklärte, er wolle zum Proteſtantismus übertreten und am 6. Juli 1634 um „einen geringen Dienſt evangliſcher Religion“ anhielt [1]), wurde er nicht weiter behelligt und durfte am heimiſchen Herde verbleiben.

Die Bedrückungen der Katholiken und namentlich der Geiſtlichen dauerten aber auch nach Ausſtellung des Reverſes ununterbrochen fort. Am 3. September 1634 ſchrieb der Klerus St. Severi an den Rath zu Erfurt: Die über das Einkommen der Stifter verordneten Collectores hätten einem Canoniker nicht mehr als viertehalb Malter allerlei Getreidig, einen Duckethaler [2]) an Geld und etwas Holz, den Vicaren dreiviertel Korn, etwas Geld und etlich Holz folgen laſſen, davon nicht das trockene Brod zu beſchaffen wäre, anderer Nothwendigkeiten zu geſchweigen. Es betrübe ſie ſehr, daß ihnen gegen das Verſprechen Eines Hochweiſen Raths die noch übrige Wenigkeit, ſo ſie zu leben hätten, die Alimentation verweigert und abgeſchnitten würde, zumal der größte Theil von ihnen an die 60, 70 und 80 Jahre erreicht und gegen E. E. und Hochw. Rath und gemeine Bürgerſchaft ſich alſo erwieſen, daß man mit Beſtand ſich über ſie nicht beſchweren könne. Wollte der Rath nicht aus Rechtsgefühl und wegen des gegebenen Verſprechens ſich ihrer erbarmen, da ſie ihr Erbtheil zur Erhaltung und Verbeſſerung der Stifter verwendet hätten, ſo möchte er wenigſtens aus Barmherzigkeit ſich ihrer annehmen, denn ihre Armuth ſei ſo groß, daß keiner ein Paar Schuhe, Hemd und andere nothwendige Kleidungsſtücke, deren ſie beraubt ſeien, ſich wieder ſchaffen möge [3]). Der Rath gewährte auf dieſes Geſuch keine Hülfe, ſondern hoffte, wie er noch kurz vorher an den Reichskanzler Oxenſtierna berichtet hatte, daß unter ſolchen Umſtänden der katholiſche Glaube in der Stadt bald erlöſchen werde, indem die katholiſchen Prieſter ſich entweder zum Proteſtantismus „bekehren“ oder allmälig ausſterben würden [4]).

Wie rückſichtslos man gegen die Katholiken und ihre Heiligthümer vorging, zeigt auch folgender Vorfall.

Am 15./25. October 1633 kamen ſchwediſche Reichsräthe nebſt dem Kurbrandenburger Kanzler in Erfurt an und wurden im „Stolzen Knecht“ einlogirt. Sie beſahen alle Merkwürdigkeiten der Stadt, insbeſondere die Klöſter, Stifter, die große Glocke und die „gebackenen Biſchöfe“, d. i. die in Statuen von Holz und Gyps eingeſchloſſenen Reliquien des h. Adolarius und Eobanus. Weil man ihnen in der Stadt geſagt

[1]) Erfurter Stadtarchiv XI, A. 6. — [2]) Nach jetzigem Gelde 3 Mk. 30 Pfg.

[3]) Magdeb. Staatsarchiv, Acta betreffend die Beſetzung der Stadt Erfurt durch die Schweden von 1634—1635, Vol. III

[4]) Magdeb. Staatsarchiv l. c. Vol. III, fol. 135.

hatte, es wären „vollständige Leiber" vorhanden, so brach einer von den Herren einen Fußzehen ab, und da derselbe aus Holz war, so gab das Veranlassung zu allerlei Angriffen und Auseinandersetzungen. Die Stiftsgeistlichen hielten es schließlich für gut, in einem schriftlichen Berichte die wahre Bewandtniß mit den Reliquien den Reichsräthen kurz und bündig darzulegen. Wahrscheinlich auf Veranlassung der letztern verlangte auch der schwedische Reichskanzler bei seiner Ankunft in Erfurt am 11. / 21. Januar des folgenden Jahres die „gebackenen Bischöfe" zu sehen und brachte, um die Sache näher zu untersuchen, mit sich Doctoren der Medicin, Barbiere, seinen Prediger, einige Herren vom Rath und den Herzog Wilhelm von Weimar. Eine protestantische Chronik [1]) erzählt nun: „Als er in die Marienkirche kam und die »gebackenen Bischöfe« sah, berichteten ihn die Katholiken, daß sie bei 200 Jahre allda gelegen hätten. Der Reichskanzler antwortete darauf, daß ein gebackenes Fleisch unmöglich so lange Zeit unvermodert bleiben könnte. Zudem würden sie sich auch wohl zu entsinnen wissen, daß, als früher die Reichsräthe aus Schweden gekommen und die Bischöfe auch gesehen, der eine von ihnen einen großen Zehen angegriffen und aus dem Fuße gezogen hätte. Alle wären damals Zeugen gewesen, daß er von Holz und eingeleimt gewesen wäre. Damit aber die Katholiken aus dem falschen Wahn gebracht werden möchten, so wolle er sie sehen und im Falle sie an Gebein, Adern und Haut als gewesene Menschen erkannt werden möchten, wolle er widerrufen und seinen vorher ausgesprochenen Hohn zurücknehmen. Er ließ also den einen Bischof, nämlich St. Adolarium, mit einer Säge zerschneiden und da er nur Holz fand, sagte er, was sie doch für Aberglauben hätten. Die Katholiken antworteten, sie wären von ihren Vorfahren nicht anders berichtet worden."

Offenbar ist in dieser Mittheilung die Thatsache zum Nachtheil der Katholiken ganz entstellt worden. Letztere haben niemals geglaubt, daß in Erfurt die vollständigen Leiber der beiden Heiligen vorhanden seien und wußten recht gut, daß nur einige Ueberreste in den Statuen derselben eingeschlossen waren. Auch so unwissend, wie der Chronist sie im Schlußsatze hinstellt, haben sie sich nicht gezeigt. Der gelehrte Scholasticus Dr. Marx „gab Ihrer Excellenz allen Bericht, wie es um der Reliquien Verehrung und zweifache Uebertragung bewendet". Dann sagt das Tagebuch weiter, was allerdings die protestantische Chronik verschweigt [2]): „War eine große Menge Volkes in der Kirche. Als der Herr Reichskanzler hinweggegangen war, überfielen die Leute das Grab, darinnen die Reliquien waren und warfen selbige mit Ungestüm heraus,

[1]) Erfurter Stadtarchiv, Chronik II, B. 8. fol. 649 ff.

[2]) Diarium von Dr. Marx, fol. 87.

ſo daß ich den andern Tag fürnämlich damit zu thun hatte, die Gebeine St. Adolarii zuſammen zu leſen. Sie zerbrachen einen eiſernen Haken mit einem ziemlichen Stein aus dem Grabe, ſtahlen dann einen ſilbernen, mit Ringen beſetzten Biſchofshut, wie auch etliche andere Ringe. Und wofern auf Anordnung des Herrn Dr. Thiel durch des Raths Diener dem Unfug nicht wäre geſteuert, ſo wäre das ganze Grab mit den Reliquien verdorben worden."

Das Ende des Jahres 1634 brachte für Erfurt neue Kriegsunruhen, wodurch auch den Katholiken wiederum ſchwere Laſten aufgelegt wurden. Als die Schreckensbotſchaft von der für die Schweden ſo unglücklichen Schlacht von Nördlingen ſich verbreitete, zog der ſchwediſche Feldmarſchall Baner mit ſeinem Heere von Magdeburg und Halle zur Behauptung von Thüringen heran und machte Erfurt Monate lang zum Sitze ſeines Generalſtabes. Für die Vergünſtigung, daß er die Stadt mit Einquartirungen verſchonte, forderte er am 30. September / 10. October 5000 Baarſcheine und 30000 Thlr. Geld. Am 29. November / 9. December begehrte er nochmals 15000 Thlr. oder er würde die Stadt mit Einquartirungen belegen. Beſonders ſchwer und eiſern laſtete Baner's Fauſt auf Stadt und-Land in den Wintermonaten. Die Soldaten trieben die größten Exceſſe, ſie beraubten und mordeten die Bürger auf offener Straße und ritten mit ihren Pferden ſogar in die Kirchen während des Gottesdienſtes [1]). Die Offiziere betrugen ſich nicht beſſer, indem ſie „ohne Rückſicht in tumultuariſcher Weiſe" in die Rathsſtube eindrangen und auf dem Rathhauſe vielen Schrecken verbreiteten.

Eine harte Plage für Erfurt wurde um dieſe Zeit auch das Bettelvolk. Am 20./30. December und ebenſo im Februar 1635 kamen nämlich „theils Hungers, theils Kriegspreſſuren halber viele arme Leute aus dem Lande zu Franken hierher, welche theils vor dem Löberthore in den Schießhütten, theils in der Stadt auf der Jüdenſchule und ſonſt hin und her auf den Gaſſen, wie auch in den verwüſteten Häuſern und in den Kellern unter der St. Severi-Kirche ſich erbärmlich aufhielten". Am 13./23. Juni wurde von den Kanzeln verleſen, daß diejenigen der armen Leute, welche arbeiten könnten, täglich einige Stunden an der Schanz [2]) arbeiten, hernach zur Vermeidung des großen Bettelns von

---

[1]) Diarium von Dr. Marx, fol. 90.

[2]) So lange die Schweden im Beſitz von Erfurt waren, arbeiteten ſie unausgeſetzt an der Inſtandſetzung und Verſtärkung der Feſtungswerke. Um das Material zur Aufmauerung derſelben ſich in bequemer Weiſe zu verſchaffen, brachen ſie mehrere Kirchen und Klöſter ab, ſo die Georgenkirche 1632, die Moritzkirche 1633, die Albanskirche 1634 oder 1647, das Servitenkloſter 1647 und das Franciscanerkloſter 1642—1648 (zum Aufbau der ſogenannten Schwedenſchanz). Auch das katholiſche Dörfchen Daberſtädt wurde aus

einem Viertel der Stadt zum andern insgemein umgehen und sich ein Stückchen Brod ersingen sollten.

5. Die Restitution.

Mit dem Anfange des Jahres 1635 brach für die Katholiken Erfurt's die Morgenröthe einer bessern Zeit an. Schon längst wurde zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen über die Friedensbedingungen verhandelt. Während am 7. / 17. Juni in allen protestantischen Kirchen das Te Deum gesungen wurde zum Danke für den Sieg, den die Schweden und Franzosen bei Namur an der Sambre errungen, verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, daß „zwischen Ihrer Kaiserlichen Majestät und Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen am 20. / 30. Mai zu Prag unter gewissen Bedingungen Frieden geschlossen sei". Die Niederlage der schwedischen Hauptmacht in Oberdeutschland hatte die Politik der Bundesgenossen geändert, sie suchten sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Am Donnerstage den 9. / 19. Juli ward dieser Friedensschluß dem Erfurter Rath durch den Bevollmächtigten Kursachsens, Ernst Ludwig Marschall, Oberaufseher der Grafschaft Henneberg, zur Kenntniß gebracht, welcher auf der Hofestadt in Adam Schwindt's vormaliger Behausung seine Wohnung hatte [1]). Es wurde dem Rathe versprochen, falls sich die Stadt bequeme, die schwedische Besatzung zu entlassen, so sollte sie von Kurmainz bei allen Privilegien und Verträgen, Rechten und Gerechtigkeiten belassen werden, nur die schwedischen Vergünstigungen und die von Gustav Adolf erlangten Privilegien sollten aufhören. Hierauf kamen die fünf Stadträthe

militairischen Rücksichten zerstört. Am 18. April 1632 wurde den Bauern befohlen, ihre Häuser und Scheunen abzubrechen und in die Stadt zu ziehen, wo ihnen Platz angewiesen und auf 3 Jahre Freiheit zugestanden wurde. Die armen Daberstädter flehten umsonst um Erhaltung ihrer Hütten. Selbst mochten sie nicht Hand an das traurige Zerstörungswerk ihrer Habe legen; so schickte man anfangs März 1633 des Raths Werkleute auf die Dorfhöhe hinauf; alles wurde niedergerissen, die Balken und Thüren verkauft. Unter dem 12. Juli sagt der Rath, daß die Einwohner des auf Gustav Adolf's Befehl abgebrochenen Dorfes Daberstädt sammt ihren Häusern nach Erfurt versetzt und zu Bürgern aufgenommen seien. Weil sie willfährig gewesen, habe er den neun Personen gestattet, die 314 Fl. Capital jährlichen Einkommens von ihrer frühern Kirche unter sich zu theilen. 1647 brachen die Schweden auch die Kirche zu Daberstädt ab, man schlug an die Glocken, daß sie das Dörflein zu Grabe läuteten. Vgl. Magdeb. Staatsarchiv, Acten betreffend die schwed. Occupation. Vol. II, fol. 163.

[1]) Marschall überreichte zugleich dem Erfurter Rath ein Exemplar von dem „Abdruck des Friedensschlusses, von der Röm. Kaiserl. Majestät und Kurfürstl. Durchlaucht zu Sachsen zu Prag aufgerichtet, den 20./30. Maji anno 1635. Gedruckt zu Dresden durch Gimel Bergen."

auf dem Rathhause zusammen und nahmen einstimmig den Friedensschluß an. Die Verwirrung in der Stadt war so allgemein, die Bedrückung seitens der Schweden so groß, daß sie lieber in die Cassation der großen Schenkung Gustav Adolf's vom 9. October 1632 einwilligten, als daß sie diesen unerhörten Zustand noch länger ertragen wollten. Umsonst gab sich der schwedische Reichskanzler Oxenstierna alle Mühe, daß die Stadt ein schwedisches Regiment aufnehmen sollte. Er drückte „sein großes Befremden aus, daß Erfurt allen Respect und alle Verpflichtung gegen die Krone Schwedens so hintenansetze und sich gegen die ausgegebenen Reversalien in ein weit aussehendes und präjudicirliches Werk eingelassen" habe[1]). Allein der Rath blieb bei seinem Entschlusse und ließ dem schwedischen Commandanten andeuten, er möge die Stadt verlassen. Umsonst bemühte sich auch der Herzog Wilhelm von Weimar, die Stadt noch in letzter Stunde für sich zu gewinnen. Es war sicher eine wissentliche Unwahrheit, die er gegenüber den Abgeordneten des Raths in Weimar aussprach: Erfurt sei nicht mit in den Prager Frieden aufgenommen, er wolle darum mit seinem Volke in die Vorstädte sich legen und die Stadt vor Gewalt vertheidigen, damit sie mit einem „reputierlichen Accord" davon käme[2]).

Am 5. / 15. September ließ der Rath durch seine Soldaten dem schwedischen Commandanten Arfwed Grabbe die Fahne abholen, worauf derselbe am folgenden Tage mit seinen 70 Schweden die Stadt verließ. Nachdem schon anfangs September in allen lutherischen Kirchen Dankgottesdienst für die Wiederherstellung des Friedens abgehalten, wurde auch am 6. / 16. September auf Verordnung der geistlichen Behörde im Stifte B. M. V. Danksagung gehalten und zugleich durch Litaneien und andere Gebete günstiger Erfolg, besonders bezüglich der Restitutionen erfleht. Acht Tage später hielten die übrigen Kirchen Danksagung.

Dinstag den 15. / 25. September zeigte der kursächsische Commissarius den beiden Stiftern an, „daß, nachdem verwichenen Sonntag den 13. / 23. September der Schluß des augsburgischen Confessions-Exercitiums in den Stiftern gemacht, nunmehr solche Stifter den Katholiken zurückgestellt seien, zu welchem Ende auch gestrigen Tags mit der Beseitigung dessen begonnen sei, was die Protestanten an Stühlen, Emporkirchen und dergleichen hineingebaut hätten". Zugleich geschah an demselben Tage in Gegenwart des kursächsischen Commissarius, der Stiftsabgeordneten und der Raths-Commissarien die Rückgabe der Capitelstube, der Stiftshäuser, der Kilians-Kapelle und des theologischen Auditoriums.

---

[1]) Erfurter Stadtarchiv, Liber dominorum 1633—1637, fol. 109.

[2]) Diarium von Dr. Marx, fol. 95.

Der Rath bat den Klerus, er möge sich in Betreff der Stiftshäuser und des Auditoriums noch einige Zeit gedulden, bis für die Professoren andere Häuser und ein anderes Auditorium beschafft sei. Auf letzteres ließ man sich jedoch nicht ein, da es dem Friedensschluß nicht entspreche. Nachdem der Klerus gegen die Ausantwortung der früher ausgestellten Reversalien ein Anerkenntniß, daß selbige zurückgegeben seien, dem Rathe zugestellt hatte, ward vielmehr am folgenden Tage vom Domdekan und dem Scholasticus St. Severi beim sächsischen Bevollmächtigten um Ausführung folgender Punkte angehalten:

1) Das Inventar, so über die Capitelstube von Herrn Dr. Thiel und Herrn Florian Möller angefertigt, zu überreichen.

2) Daß die Amtleute durch Rathszwang die Register, Rechnungen und Urkunden in die Capitelstube liefern möchten.

3) Die Register der hl. Brunnskapelle vom Collector des Raths abzufordern.

4) Die St. Kilians-Kapelle und das auditorium coelicum von den Professoren der augsburgischen Confessionsverwandten zu befreien.

5) Den Professoren und andern Besitzern der Stiftshäuser zu kündigen.

6) Die Schlüssel zur Pfarrkirche St. Nicolai abzugeben.

Ferner das Folgende ohne Präjudiz gegen den Erzbischof von Mainz:

7) Die Pröpste in den jungfräulichen Klöstern ihrer Pflicht zu entbinden.

8) Die Kirchenschlüssel auf den katholischen Dörfern wieder auszuhändigen.

9) Die Schlüssel zu den verschlossenen katholischen Stadt-Pfarrkirchen abzuliefern.

10) Die Accisen bei dem katholischen Klerus und den Klöstern fallen zu lassen[1]).

Am 17./27. September kam der kurmainzische Vicedom nach Erfurt, um dem Rath und den Stiftsgeistlichen den Friedensschluß im Namen des Erzbischofes anzukündigen und die Mainzer Stadtgerechtsame neu zu ordnen. Der Rath beschenkte ihn mit Wein und versprach, er wolle in allen Punkten dem Friedensschlusse ganz gemäß handeln.

Die vom Rathe zu Melchendorf, Witterda, Hochheim und Dittelstädt eingesetzten protestantischen Pfarrer mußten ihr Amt niederlegen und dasselbe den Katholiken wieder einräumen. In Melchendorf und in der St. Nicolaikirche wurde am 18./28. September zum ersten Male wieder

[1]) Diarium von Dr. Marx, fol. 108.

katholischer Gottesdienst gehalten, während in Hochheim schon am 14./24. desselben Monats nach katholischem Ritus die hl. Taufe gespendet worden war. Die Jesuiten und die Mönche nahmen von ihren verlassenen Klöstern wieder Besitz. Auch Dr. Marx, der muthige und unerschrockene Vorkämpfer für die katholische Sache, erlebte noch die Genugthuung der Wiedereinsetzung in's theologische Dekanat, welche am 4. October erfolgte[1]).

In manchen Punkten jedoch unterblieb die sofortige Restitution, weshalb sich der Klerus um Hülfe und Beistand an den Kaiser wandte. Dieser erließ unter dem 1. Februar 1636 den ernstlichen Befehl, daß jeder, der dem gedachten Friedenschluß zuwider noch einige dem Klerus zustehende Güter, Gefälle und Intraden genieße oder aufhalte, dieselben ohne längere Verweigerung insgesammt wieder abtreten und die Eigenthümer „ruhiglich besitzen, nutzen, nießen und gebrauchen lassen sollte".

Nochmalige Bedrängnisse. Schluß.

Der Friede war nur von kurzer Dauer. In Folge der Niederlage der kaiserlichen Armee bei Wittstock erschien der schwedische Feldmarschall Baner wieder vor den Thoren Erfurt's und forderte dasselbe auf, sich zu ergeben. Der Rath lehnte dies ab, zog aber dadurch am 19. Dec. 1636 der Stadt eine schwere Belagerung zu. Am 22. December mußte sich dieselbe ergeben und mit Baner eine Capitulation schließen. Sie machte sich verbindlich, einen schwedischen Commandanten aufzunehmen, wozu Oberst von der Goltz ernannt wurde, für die Verschonung schwedischer Garnison 30 000 Thlr. baar zu zahlen und für 16000 Thlr. Tuch zu Uniformen zu liefern. Die Cyriaxburg sollte den Schweden gänzlich überlassen und auch der Durchzug durch die Stadt im Nothfall ihnen gestattet sein. Dagegen verpflichtete sich Baner, alle, auch die Mainz zustehenden Rechte in Erfurt unangetastet zu lassen, die katholische Geist-

[1]) Die völlige Wiedereinsetzung der katholischen Theologen in die Facultät geschah erst 1649, da die kaiserliche Executions-Commission in diesen bisher streitig gewesenen Punkten folgenden Schluß faßte: „Die theologische Professur solle den katholischen Professoren im auditorio coelico, den protestantischen im auditorio, wo sie früher docirt, in dem Stande, wie sie 1624 gewesen, jedem Theile auch künftig verbleiben. Das officium decanatus theologicae facultatis, welches die Katholiken vor dem Kriege inne gehabt hätten, solle denselben auch ferner verbleiben. Alle Aenderungen des Raths sollten hierdurch abgeschafft und aufgehoben sein." Der Domcanoniker Magister Joh. Lamb. Winter wurde zum Dekan der theologischen Facultät ernannt und ihm vom Rathe die mehrmals erwähnte Facultätskiste wieder zurückgestellt. Motschmann, Erfordia lit. continuata p. 33, 34.

lichkeit bei ihren Würden, Gütern und Freiheiten zu schützen und die Stadt nach erfolgtem Friedensschluß sofort zu räumen.

Die Schweden machten nun Erfurt zum Mittelpunkt ihrer Operationen in Thüringen; die Stadt wurde noch mehr befestigt und trotz des ausdrücklichen Versprechens doch mit einer Garnison belegt. Mehrmals machten der Kaiser, die Kurfürsten von Mainz und Sachsen den Versuch, die Stadt wieder an sich zu reißen, aber vergebens. Der Erfurter Rath stand treu auf Seite der Schweden, obgleich er von diesen nichts anderes als die Auferlegung schwerer Kriegssteuern zu erwarten hatte. Denn Baner war ein grimmiger Geldforderer für seine Soldaten. Unter dem Namen „Service" hatte die Stadt der schwedischen Garnison, neben der doch die Bürgerschaft nach wie vor Wachdienst leisten mußte, auf seinen Befehl monatlich 2100 Thlr. zu zahlen.

Am schlimmsten wurde die katholische Geistlichkeit wieder heimgesucht. Sogleich nach der Besitznahme Erfurt's durch Baner wurde der Benedictiner P. Adam Kand von den Schweden mit der größten Grausamkeit hingemordet. Kand hatte als tüchtiger Mathematiker und Feuerwerker die Bürger bei der Vertheidigung unterstützt und das Defensionswerk geleitet, daher wurde er von den Schweden gefangen genommen und nach Göttingen gebracht. Hier nagelte man ihn auf einen Tisch [1]) (clavo per virilia adacto), schnitt aus seiner Haut Riemen und häutete ihn auf diese Weise vollständig ab, worauf er unter furchtbaren Schmerzen seinen Geist aufgab.

Auch bei den Einquartirungen und Geldzahlungen war es wiederum der katholische Klerus, den man besonders zu finden wußte. Am 5./15. Februar 1637 ließ der Commandant von der Goltz den Mainzer Siegler zu sich zu Tische laden, um ihn bei dieser Gelegenheit auszuforschen, wie der Klerus gegen die Schweden gesinnt sei. Er fragte unter anderm, ob die katholische Geistlichkeit sich freue, daß der Kaiser mit einer Armee heranrücke, und weshalb sie Betstunde hielten. Der Siegler antwortete: Sie beteten überhaupt um Erlangung des allgemeinen Friedens. Der Commandant erwiderte: Wenn die Kaiserlichen nahe an die Stadt herankämen, so wüßte er keinen andern Rath, als die Stiftshäuser und Klöster in Brand zu stecken.

---

[1]) H. v. Falckenstein, Thüring. Chronik S. 1055. Ein schreckliches Schicksal hatte auch der Franciscaner-Mönch Wilhelmus Vorden in Halle. Nach der Niederlage der Kaiserlichen im Anfange des Krieges wurde er von den Schweden gefangen genommen. Nach vielem ausgestandenen Spott und Weh wurde er zuletzt von einem Soldaten an den Schweif seines Pferdes gebunden und mit nach Erfurt geschleppt. Hier befiel ihn das Fieber; er wurde zuerst in einen Stall geworfen, dann auf die Cyriaxburg gebracht, wo er in einem elenden Kerker starb. Woker, Franziskaner-Missionen S. 151. Freiburg 1880.

Er fuhr fort: Weil die kaiserlichen Soldaten an Erfurt vorbei marschirten, so müsse er seine Mannschaften, welche bisher auf den Dörfern gelegen, in die Stadt ziehen. Da aber die Bürgerschaft schon gegen 1100 Mann Einquartirung aufgenommen hätte, so möchte doch die Geistlichkeit wenigstens 100 Mann in's Quartier nehmen, ohne zu andern Leistungen verpflichtet zu sein. Der Siegler erwiderte: Die einquartirten Soldaten würden sich mit einem bloßen Quartier nicht begnügen, sie wollten auch stets „warme Stube und Wartung" haben. Der Geistliche hätte nur ein Bett, das müßte er ohne Zweifel an den Soldaten abtreten, während er sich selbst auf die Bank legen könnte. Würde der Tisch gedeckt, so würde der Soldat schwerlich am Ofen sitzen bleiben. Wollten sie Predigt studiren oder beten, so würden die Soldaten spielen, raufen und mit Weib und Kindern „Unmuth anstellen". Auch könnten sie wegen „Einbrechens und Feuersgefahr" die Soldaten nicht allein im Hause lassen, der Gottesdienst müßte daher unterbleiben. Schließlich erinnerte er daran, daß der Rath ihnen Freiheit von aller Einquartirung zugesichert habe. Der Commandant verlangte nun drei geistliche Häuser, welche nicht bewohnt wären. Auf allgemeinen Beschluß des ganzen Klerus bat man den Rath, er möge sie im ruhigen Besitze ihres Eigenthums schützen und die begehrte Einquartirung abwenden. Einer Gesandtschaft des Klerus und des Raths antwortete aber der Oberst, er habe es „gutwillig gesucht", er könne die Soldaten nicht auf der Gasse liegen lassen, er müsse deshalb mit Gewalt Quartier machen.

Am Freitag den 20. Februar kamen 60 Soldaten sammt dem Quartiermeister des Regiments vor das Haus des Domdechanten und forderten von diesem „Bluthunde" Einquartirung. Obgleich der Rath sich auf die Seite der Schweden stellte und erklärte, es wäre nicht gegen die Capitulationsbedingungen, einige leere Häuser dem Commandanten zu überlassen, so blieben die Geistlichen doch bei ihrem Entschlusse, keine Wohnung abzutreten, und es nutzte nichts, daß noch zwei Mal große Abtheilungen von Soldaten vor dem Hause des Dekans erschienen. Dies war kein Eigensinn, sondern eine Nothwendigkeit zur Wahrung ihrer Rechte. Schließlich ließ der Commandant mit Gewalt den Mainzer Hof erbrechen und den Küchenmeister in's Gefängniß werfen. Als dem Klerus weiter gedroht wurde, man würde ihm das ganze Regiment von 800 Mann in die Häuser legen, wurden dem Commandanten vier Häuser als solche bezeichnet. Damit war aber derselbe jetzt nicht mehr zufrieden und deshalb wurden ihm sechs übergeben. Weil aber der Raum noch immer nicht hinreichte, so mußte man es sich gefallen lassen, daß gegen hundert Soldaten bis zum August in den Mainzer Hof einquartirt wurden.

Die Katholiken konnten damals eigentlich niemals froh werden, war die eine Nothlage vorüber, so kam die andere. So wurde dem Erfurter Klerus am 1./11. Mai 1640 wieder eine schwere Abgabe aufgebürdet, indem der Rath demselben vortrug, der General-Feldzeugmeister verlange die Auszahlung der 1000 Thlr., die er „nach Kriegsbrauch wegen der Glocken" fordern könne und die damals bei der Uebergabe der Stadt auch versprochen seien; den Evangelischen sei die diesbezügliche Zahlung nachgelassen.

Die katholische Geistlichkeit erwiderte: Sie hätten bei der Belagerung keine Feindschaft gezeigt, die Glocken gehörten Gott. Es läge nicht in ihrer Macht, über die Capitalien zu verfügen, sie hätten nur den Genuß der Zinsen. Sie bäten daher den Rath um Hülfe und Beistand. Als dieser wirklich zu Gunsten der katholischen Geistlichkeit vorstellig wurde, erklärte der General-Feldzeugmeister: Weil die Zahlung bis in's dritte Jahr verschoben sei, so verlange er jetzt 2000 Thlr.; im Uebrigen begehre er diese Summe nicht von dem katholischen Klerus, der weder auf dem Walle gewesen, noch einen Schuß gethan habe, sondern von „gemeiner Stadt". Aber diese Erklärung wurde vom Rath nicht weiter beachtet. Er leistete allerdings die verlangte Zahlung, ruhte aber nicht, bis der Klerus einwilligte, daß 2000 Thlr. an den Capitalien, die er bei der Raths-Kämmerei stehen hatte, abgerechnet und abgekürzt wurden[1]).

Ein zweiter finanzieller Aderlaß wurde über den Erfurter Klerus am 31. Januar 1643 verhängt. An diesem Tage ließ ihm der Oberst Caspar Ermes, Goltz' Nachfolger, ein Schreiben des Generals Torstenson überreichen, in dem mitgetheilt wurde, daß verschiedene Munitionsfuhren nach Leipzig noch nicht bezahlt seien. Der Oberst Ermes solle verfügen, daß „die päpstliche Geistlichkeit in Erfurt solchen Fuhrlohn im Betrage von 2031 Thlrn. ohne Zuthun des Raths richtig mache".

Der Klerus stellte in bescheidener Weise vor: Man wüßte gewiß, daß der in Frage stehende Fuhrlohn beinahe ganz bezahlt sei. Böse Leute hätten dem General den Vorschlag gemacht, er möge die Bestreitung dieser Kosten dem katholischen Klerus auferlegen. Wenn sie aber alle Zinsen vom ganzen Jahre zusammennähmen, so hätten sie noch nicht ein Mal über 2000 Thlr. zu verfügen. Außerdem widerstreite eine solche Zumuthung auch der Vereinbarung, wonach der Klerus von Kriegslasten frei sein und seine Zinsen für sich behalten solle. Nach langen Verhandlungen gelang es endlich, die Summe von 2000 Thlrn. auf 1649 Thlr. herunterzuhandeln, welche der Klerus insgesammt bezahlen mußte.

---

[1]) Erfurter Domarchiv Protok. 1638—1649, fol. 66.

Nur der Prior der Karthäuser genoß eine besondere Vergünstigung. Durch einen Erlaß des Commandanten Ermes vom 7. Juli 1643 wurde er ausdrücklich von der Erlegung dieses Fuhrgeldes ausgenommen, und nicht allein „von diesem, sondern auch von dergleichen Lasten, welche in Zukunft obengenannter Klerisei aufgetragen würden". Schon im Jahre vorher hatte er in einem Streite mit dem Mainzer Gerichte Schutz bei dem schwedischen Commandanten gefunden. Wenn nämlich alljährlich am Mittwoch nach Mariä Heimsuchung die Hauptfege der Gera gehalten war, mußte das Karthäuserkloster dem Mainzer Schultheißen und Gerichte „das große Mahl" geben[1]). Als nun im Jahre 1642 der Prior Vitus Herbst dasselbe anzurichten verweigerte, verschloß ihm das Mainzer Gericht die Klostermühle. In Folge dessen wandte sich der Prior um Hülfe an den schwedischen Commandanten und dieser ließ die Mühle durch Soldaten öffnen und wieder in Gang setzen. Nun wurde der Prior in Mainz verklagt: er halte zu den Landesfeinden, verhetze die Soldaten gegen die Mainzer Beamten und verrathe die erzbischöflichen Rechte.

Die Antwort, welche der Prior darauf gab, enthält manche Hinweise auf die damaligen traurigen Zeitverhältnisse. Er sagt: Er habe allerdings das Glück, sich mit dem Commandanten gut zu stehen, er benutze das aber zu seines Klosters und des Erzstiftes Besten. Er habe vor zwei Jahren die Pferde des Küchenmeisters und des Neuwerksklosters, welche von den Soldaten gesucht worden seien, in Sicherheit gebracht und habe jenem Kloster Freiheit von der Getreide-Contribution erwirkt. Den Canonicus Müller zu St. Marien habe er von den eingelegten Soldaten und den übrigen Kriegslasten erlöst und beim Obersten ausgewirkt, daß dem Weihbischof die Freipfennige wieder gezahlt worden seien. Er habe 28 kaiserlichen Gefangenen wieder die Freiheit verschafft, ebenso einem katholischen Geistlichen, der geschimpft und großes Unglück über den ganzen Klerus hätte bringen können.

Wie die Karthäuser, so genossen auch die Jesuiten bei Ermes manche Vergünstigungen, weil sie ihm ihren Garten zum Spazierengehen überlassen hatten.

Die übrigen Ordensleute hatten dagegen auch in dieser Periode wieder viel zu leiden. Im Jahre 1644, den 18./28. Januar, schrieben die Nonnen des Cyriakklosters an den Erfurter Rath: Sie seien abermals mit einer unerträglichen Einquartirung überfallen. Im Kloster befänden

[1]) Ebenso mußte das Neuwerkskloster um St. Bartholomäi und die Schmiedezunft auf St. Jacobi ein köstliches Mahl geben. Die kurfürstlichen Beamten gingen dann in feierlicher Procession mit Vortragung des Gerichtsschwertes durch die Stadt. Stadtarchiv X. D. Nr. 16.

sich gegen 32 Personen, Frauen und Kinder mitgerechnet, und auf dem Ackerhofe 10 Personen mit Pferden. Täglich mehre sich die Einquartirung, als wenn das Kloster freigegeben sei. Länger könnten sie es nicht mehr bei dem „leichtfertigen Gesinde" aushalten. Wirklich mußten die Nonnen schließlich ihr Kloster verlassen und fanden bis zum Friedensschlusse Aufnahme bei den Augustinerinnen im Neuwerkskloster [1]).

Auch die Cisterzienserinnen im Martinskloster waren durch die Bedrückungen der Schweden in gänzliche Armuth verfallen. Am 21. Juni 1644 bewilligte der Erzbischof Anselm Casimir dem Kloster die Aufnahme eines Capitals von 100 Florin, um die 20 Personen vor dem Hungertode zu schützen. Schließlich wurden auch sie verjagt und im Kloster zum Neuwerk aufgenommen.

In das Weißfrauenkloster drangen die schwedischen Offiziere mit Gewalt ein und legten im großen Garten eine Kegelbahn an. Hier verbrachten sie viele Zeit unter Lärmen und Zechen und erlaubten sich solche Ausschreitungen, daß die Nonnen im eigenen Hause oft in Leibes- und Lebensgefahr waren. Die traurige Lage des Klosters besserte sich jedoch in einiger Hinsicht, als die Schwestern die Klosterkirche dem Commandanten Ermes zur Abhaltung des Gottesdienstes überließen. In Folge dessen verfiel aber der Convent der Ungnade des eigenen Landesherrn. Im Juni 1638 erschien daher ein Rescript des Kurfürsten Anselm Casimir, in welchem dem Mainzer Siegler zu Erfurt in scharfen Ausdrücken bemerkt wurde, wie es möglich wäre, daß das Weißfrauenkloster lediglich für Brod, Geld und andere Unterstützung seine Kirche den Schweden zu ihrem Gottesdienst hätte einräumen können. In der Antwort, welche die Priorin Catharina Unterdörfer dem Siegler zu ihrer Rechtfertigung ertheilte, finden wir ein neues Zeugniß für die harten Bedrückungen der Erfurter Katholiken. Sie klagt unter anderm: Ihr Gut zu Haßleben sei gänzlich ruinirt und verwüstet, Haus, Hof und alle Gebäude seien eingerissen und weggetragen. Während der Kriegszeit hätten sie von den Sächsischen und Erfurter Untergebenen keine Zinsen erhalten. Die Pferde seien ihnen ausgespannt und weggenommen, so daß sie noch nicht einmal die wenigen Aecker in der Nähe der Stadt hätten bestellen können und jetzt das Brod zu ihres Leibes Unterhalt erbetteln müßten. Wollten sie dem Commandanten den Gebrauch der Kirche, die er nur für seine Person und Hofhaltung begehrt habe, jetzt wieder entziehen, so wäre es sehr leicht möglich, daß er das Kloster, in dessen Nähe er wohne, zu seinem Quartier nähme und mit Soldaten voll lege. Während der Erfurter Rath, um die Bürger zu schonen, ihren Convent mit harter Einquartirung

[1]) Erfurter Stadtarchiv X. D. Nr. 21.

und Contribution belegt, habe der Commandant sie davon befreit und ihnen noch mit Geld ausgeholfen. Von zwei Uebeln hätten sie daher das kleinste gewählt und die Kirche nur auf die Sonn- und Feiertage vormittags nach 9 Uhr anderthalb Stunden dem Commandanten überlassen. Die Schlüssel hätten sie selbst in Verwahrung und Niemand dürfe durch das Kloster, sondern Jeder müsse durch die äußere Thür von der Straße her in die Kirche gehen. Zudem sei es ja bekannt, daß der Commandant die einmal gefaßten Pläne doch ausführe und Widerstand nichts nutze. Das Karthäuserkloster sei mit zwei Compagnien Soldaten, das jungfräuliche Kloster St. Cyriaci mit ebenmäßiger Nachtwache belegt, und als die Stiftsherren ihm nicht drei Häuser in Güte hätten bewilligen wollen, hätten sie nachher sechs geben müssen. Wie er dieselben, nachdem er sie mit Unwillen erlangt hätte, zurichten lasse, beweise der Augenschein[1]).

Der Erzbischof ließ auf diese eindringliche Vorstellung seine Ungnade fallen, gestattete den schwedischen Gottesdienst, so lange er nicht zu vermeiden wäre, und erlaubte auch am 24. Juli 1638, daß das Kloster zur Abhülfe seiner großen Noth einige Grundstücke verkaufte.

Aehnliche Klagen, wie wir sie hier aus dem Munde der Weißfrauen vernehmen, hören wir auch von dem Stadtklerus. Am 24. Juni 1644 schrieb derselbe an den Kurfürsten von Mainz: Obgleich durch den Prager Friedensschluß die Restitution zum Theil erfolgt sei, so suche der Rath seitdem doch allerhand Mittel und Wege, um den Klerus gänzlich zu verderben und die Religion zu vernichten. Nicht allein die jährlichen Zinsen und Renten, wovon sie ihren Unterhalt bestreiten müßten, würden ihnen gesperrt und aufgehalten, sondern sie würden auch mit allerlei Lasten und Gelderpressungen beängstigt. In Folge dessen hätten sie sich genöthigt gesehen, Güter zu verkaufen, Capitalgelder anzugreifen und den Kirchenornat wegzugeben, so daß bei den meisten Stifts- und Klosterpersonen nichts als das bloße Leben und die Wohnungen noch übrig seien. Damit sie nun auch aus diesen vertrieben, oder dieselben doch so ruinirt würden, daß sie künftig nicht mehr zu bewohnen wären, hätte der Erfurter Rath die „undisciplinirte Soldatesca“ compagnieweise in die Stiftshäuser und Klöster einlogirt. Die Besitzer wären so mißhandelt, daß sie geflohen und ihr Eigenthum den Soldaten zu Raub und Plünderung überlassen hätten. Die Geistlichen könnten sich kaum noch länger in der Stadt aufhalten, von den Stiftscanonikern seien nur noch drei in ihren Häusern. Als die Mainzer Beamten beim Rath und dem Herrn Commandanten darüber Klage geführt, hätte man sich zwar höflichst entschuldigt, gleichwohl hätten aber einige Rathsverwandten an solchem

[1]) Stadtarchiv X. D. Nr. 27.

Ruin „Belieben und Gefallen“ gehabt und die Bemerkung gemacht, „wenn man den Vögeln die Nester verstöret, können sie nicht mehr wohnen“ [1]). Daraus sei zu schließen, daß der Rath mit der Absicht umginge, durch dergleichen unaufhörliche Bedrängnisse die katholischen Geistlichen um ihre Freiheit und Privilegien und endlich selbst um ihre Religion zu bringen.

Ebenso sagen sie in einem Schreiben an den Rath: Ihre Häuser seien voll Soldaten gelegt, sie würden verhindert in der Abhaltung des Gottesdienstes und in der Ausübung sonstiger Obliegenheiten. Der größte und vornehmste Theil der Bürgerschaft sei von der Einquartirung verschont geblieben, ebenso die protestantischen Prediger, während alle katholischen Geistlichen und mainzischen Beamten in „keiner Weise übergangen“ seien.

Aber die Erfurter Katholiken sollten noch mehr Ursache zu Klagen bekommen.

Obgleich die Schweden bei der Uebernahme der Stadt im Jahre 1636 sich verpflichtet hatten, alle Mainzer Rechte unangetastet zu lassen, so schenkte doch die jugendliche Königin Christina von Schweden auf Veranlassung ihrer Kronräthe am 12. September 1646 dem Landgrafen Friedrich von Hessen zur Belohnung für „seine nützlichen Kriegsdienste“ das Eichsfeld und den Mainzer Hof mit allem Zubehör. Das war für die katholische Kirche in Erfurt ein harter Schlag. Als der Landgraf am 6. December den Mainzer Hof durch seinen Mandatar in Besitz nehmen ließ, schrieb der Klerus an die Bevollmächtigten der Krone Frankreichs: Durch die Besitznahme des Mainzer Hofes sei den Erfurter Katholiken eine tiefe Wunde geschlagen. Dem Mainzer Gerichte werde dadurch der Gehalt entzogen, dem Jesuitencolleg und den Schulen der erste und älteste Antheil zur Unterhaltung, der erzbischöflichen Regierung der stete Sitz und endlich der katholischen Sache in der Stadt der feste Stützpunkt. Damit sie durch eigenes Schweigen nicht zu Grunde gingen, so bäten sie die Krone Frankreichs um Hülfe und Schutz, damit ihnen der Mainzer Hof wieder zurückgegeben werde [2])

Die vielen Leiden und Bedrängnisse, von denen die Katholiken Erfurt's fortwährend heimgesucht wurden, waren um so drückender, als überhaupt durch den langen Krieg alle Verhältnisse gänzlich zerrüttet und nirgends Erleichterung zu finden war. Der Ackerbau lag überall

[1]) Ebenso bezeugt der Pfarrer zu Hochheim, Magister Joh. Heun, mit mehrern Zeugen, daß die Rathsbeamten Schwengefeld und Hallenhorst auf offenem Markte stehend den Soldaten befohlen hätten, das mainzische Dorf Hochheim und die Kirche St. Bonifatii gänzlich einzureißen. Erfurter Domarchiv, Protokoll 1638—1649, S. 209.

[2]) Erfurter Domarchiv, Protokoll 1638—1649 fol. 183.

darnieder; der Bauernsohn ließ sich lieber anwerben, als daheim zu hungern, zeitweise von Gras und Baumlaub elend zu leben und dem eingelagerten Kriegsknecht beim endlichen Aufbruch noch die Schuhe von den Füßen auf barsches Heischen dahinzugeben. Und wenn auch der Landmann seinen Acker hätte bestellen wollen, es fehlten ihm die Spannthiere vor dem Pflug, weil die Schweden sie ihm geraubt hatten. Manche vom Lande zogen darum in die Stadt und vermehrten hier nur das Proletariat. Auch die Bürger der Stadt, welche der Mehrzahl nach aus Ackerbürgern bestanden, waren nicht mehr in der Lage, den Anbau des Getreides erfolgreich zu betreiben. Mit dem Vermögensstande derselben sah es daher nicht günstig aus, die Kriegsabgaben konnte die Stadt oft nur dadurch leisten, daß sie von den noch Geld oder Geschmeide besitzenden Bürgern lieh. Zuletzt war auch das Bürgergut dahin und die Stadtkasse wurde reichlich gefüllt mit „Zetteln", d. i. mit den früher an die Bürger ausgegebenen Schuldscheinen. Man denke sich nun die Noth der Katholiken, welche stets mit mehr als doppelter Contribution und Einquartirung belegt wurden.

Dieses Elend der Stadt wurde noch vermehrt durch die maßlose Sittenverwilderung, welche in Folge des Soldatenunfugs von Tag zu Tag zunahm. Neben dem Durchgehen von Bürgersfrauen mit schmucken Cavalieren begegnen auch arge Gewaltthaten von Offizieren, an ganz jugendlichen Bürgertöchtern verübt. Wie fein die Sitte bis hinauf in den Fürstenadel damals war, zeigt der Scandal, den der junge Landgraf von Hessen eines Tages verursachte. Den Sohn Oxenstierna's an der Seite, reitet er abenteuerlustig durch die Gassen; da hört er Hochzeitsjubel aus einem Hause erklingen und bald ist er mit dem jungen „Oxenstiern" mir nichts dir nichts als ungeladener Gast neben der Braut bei Tafel. Wie noch heute in den deutschen Gauen Siebenbürgens, war Sauerkraut ein Hauptgericht damals bei jeder Erfurter Hochzeit, und wenn das aufgetragen, so wurde zum Tanz aufgespielt, die Braut natürlich zuerst „aufgeführt"; letzteres that denn der weinselige Landgraf mit solchem zotenhaften Benehmen, daß allgemeiner Tumult in der Festgesellschaft ausbrach, worauf der edele Graf Schüssel und Teller, und was er sonst greifen konnte, zum Fenster hinauswarf, der erschrocken fliehenden Braut aber in's Schlafzimmer nachjagte, daß diese sich unter das Bett verkroch [1]).

Es war hohe Zeit einen Krieg zu beendigen, der nicht bloß unser ganzes Vaterland verödet hatte, sondern auch am sittlichen Lebensmark der wenigen Ueberlebenden gefährlich zehrte.

---

[1]) Vgl. Kirchhoff l. c. S. 244 ff.

Wenn man auf dem Grün der Maien, mit welchem man zu Pfingsten die Kirchen zu schmücken pflegte, rothe Blutströpfchen gewahrte, so glaubte man an Fortsetzung des Krieges. Das war nur zu oft eingetroffen. Endlich aber erblickte kein angstvoll spähendes Auge mehr das traurige Vorzeichen. Und wirklich zog der Friede durch deutsche Landen, wo ihn die meisten der Lebenden noch nie gesehen, nur die Alten ihn aus ihrer Jugend kannten. Am 12./22 November 1648 hielten die Katholiken auf Anordnung der geistlichen Behörde in allen Kirchen feierlichen Dankgottesdienst für den lang ersehnten Frieden. Wie viel freudiger erklang jetzt die „große Glocke" Maria gloriosa vom hohen Domthurme, als damals, wo Gustav Adolf zum ersten Male in die Stadt einzog. Die Protestanten feierten ihr Dankfest am 6. Januar des folgenden Jahres, wozu der Rath eine Denkmünze prägen ließ.

Die Schweden blieben jedoch noch fast zwei Jahre in der Stadt. Am 19. August 1650 endlich marschirte die schwedische Garnison nach neunzehnjähriger Dauer von Erfurt ab: sie bestand in 690 Musketieren mit 655 Weibern und 916 Kindern, zu deren Fortschaffung 84 Wagen gebraucht wurden.

Der Rath verordnete darauf am 8. September ein Friedens-, Freuden- und Dankfest, welches die ganze Woche hindurch in den Kirchen und auf öffentlichen Plätzen mit Gottesdienst und Concert-Aufführungen gefeiert wurde. Nach Beendigung des Festes zahlte der Rath allen Geistlichen und Lehrern in Stadt und Land eine Friedensgabe; jedes Schulkind erhielt einen für den Zweck der Festfeier geprägten Friedensgroschen.

So war die von Gustav Adolf eingeleitete Aera der Geschichte Erfurt's vorüber. Die Katholiken konnten sich wieder in den frühern Besitz ihrer Rechte und Güter setzen. Zwar wurde die Bürgerschaft noch längere Zeit durch innere Zwistigkeiten beunruhigt, aber zum Glück kam im Jahre 1664 der Kurfürst Johann Philipp von Schönborn und unterwarf die Stadt wieder der Mainzer Herrschaft. Seitdem galt ganz allgemein unter den Protestanten wie unter den Katholiken das Wort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen." Als aber die Mainzer Regierung in Erfurt ein Ende nahm, mußten auch die Katholiken öfters wieder das Kreuz der Bedrückung und Verfolgung tragen. Doch fanden sie stets Kraft und Rettung im treuen Festhalten am Glauben und im engen Zusammenstehen zu einander. Darum soll auch in Zukunft der Wahlspruch gelten:

Mit vereinten Kräften für Glaube und Wahrheit!

Joſeph von Eichendorff.

Von

Heinrich Keiter.

Joſeph von Eichendorff.

ſein Leben und ſeine Dichtungen

dargeſtellt von

Heinrich Keiter.

Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier am 10. März 1888.

Köln, 1887.

Druck und Commiſſions-Verlag von J. P. Bachem.

21307

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Die Kindes- und Jugendjahre bis zum Abgang zur Universität	1
II.	In Halle. Erste Berührung mit der Romantik	6
III.	In Heidelberg. Bekanntschaft mit Görres, Brentano, Arnim und Löben. Erste Veröffentlichung von Liedern. Reise nach Paris und durch Süddeutschland	16
IV.	Wieder in der Heimath. Reiche dichterische Thätigkeit. Verlobung. Reise nach Berlin und Wien	23
V.	Der Feldzug von 1813. Rückkehr und Verheirathung. „Ahnung und Gegenwart“	32
VI.	Der Feldzug von 1815. Eintritt in den preußischen Staatsdienst. Amtliche Thätigkeit in Breslau. „Das Marmorbild.“ Tod des Vaters. Große Staatsprüfung	42
VII.	Berufung nach Danzig Thätigkeit für Wiederherstellung des Schlosses Marienburg. „Krieg den Philistern.“ „Aus dem Leben eines Taugenichts.“ Versetzung nach Königsberg. „Meierbeth's Glück und Ende.“ „Ezzelino von Romano.“ „Der letzte Held von Marienburg“. „Die Freier“	51
VIII.	Berufung in die katholische Abtheilung 1831. Litterarischer Verkehr. Politische Schriftstellerei. „Auch ich war in Arkadien.“ „Viel Lärmen um nichts.“	64
IX.	„Dichter und ihre Gesellen.“ Allgemeine Charakteristik der Novellen und Romane Eichendorff's	74
X.	Erste Ausgabe von Eichendorff's gesammelten Gedichten. Eichendorff's Lyrik. „Schloß Dürande.“ „Die Entführung.“ „Die Glücksritter.“ Uebersetzungen aus dem Spanischen	83
XI.	Historische Arbeit über das Schloß zu Marienburg. Austritt aus dem Staatsdienst. Litteratur-historische Studien. Reise nach Wien. Die Ereignisse von 1848. „Libertas und ihre Freier.“ Eichendorff als Litteraturhistoriker	93
XII.	Letzte Gaben: „Julian“, „Robert und Guiscard“, „Lucius“. Tod der Gattin. „Leben der hl. Hedwig.“ Pläne zu dichterischen Arbeiten. Erkrankung. Tod.	106

Vorwort.

Der Verfaſſer vorliegenden Schriftchens tritt an die Oeffentlichkeit mit dem Bewußtſein, den Freunden unſeres großen Liederdichters nicht das bieten zu können, was ſie vielleicht erwarten. Neue Aufſchlüſſe über das Leben Eichendorff's zu erlangen, war nicht möglich, da auf den dringenden Wunſch des Dichters noch vor ſeinem Tode der größte Theil ſeiner noch vorhandenen litterariſchen Arbeiten ſowie ſein geſammter Briefwechſel verbrannt werden mußte. Was ſich dagegen an gedrucktem Material über Eichendorff in unſerer Litteratur vorfand — auch das iſt nur wenig — iſt, ſoweit es von Bedeutung war, benutzt worden. Etwas Neues kann Verfaſſer nur bieten in der äſthetiſch-kritiſchen Beſprechung der einzelnen Werke Eichendorff's und in der Charakteriſtik ſeiner Dicht- und Denkweiſe. Ob er darin das Richtige getroffen, überläßt er der nachſichtigen Beurtheilung der Leſer.

Münſter i. W., Auguſt 1887.

Heinrich Keiter.

I.

Die Heimath des letzten Ritters der Romantik ist das schöne, sangeslustige Schlesien, dessen Kinder nach Gustav Freytag's Autorität zu den geborenen Dichtern gerechnet werden müssen. Unweit Ratibor, der hier schiffbar werdenden Oder nahe, liegt auf einem anmuthigen Hügel Schloß Lubowitz, welches jetzt dem Herzog von Ratibor gehört und sich bis zum Jahre 1822 im Besitz der freiherrlichen Familie von Eichendorff befand. „Weiß und schlank emporstrebend aus den Wipfeln und Blüthen eines reizenden Gartens," sagt die Biographie Eichendorff's, welche den sämmtlichen poetischen Werken beigegeben ist, „der sich mehrere Hügel hinab bis zum nahen Strome zieht, und in dessen Schattenkühle Nachtigallen und Wasserkünste wetteifernd jeden neuen Frühling begrüßen, hebt es weithin sichtbar seine lichten Formen malerisch gegen den dunkeln Hintergrund der nahen Karpathen und Sudetenberge ab"[1]). Groß ist der landschaftliche Zauber dieser Gegend, so groß, daß ihr Reiz immer wieder in den Gedichten Eichendorff's wiederkehrt, und sie häufig den romantischen Schauplatz für seine Romane und Novellen abgeben mußte. „Du weißt's, dort in den Bäumen schlummert ein Zauberbann," sagt er in einem „Heimweh" überschriebenen Gedichte, welches er an seinen Bruder richtete[2]), und das bekannte, viel gesungene Lied: „O Thäler weit, o Höhen" verdankt der Erinnerung an die engere Heimath seine Entstehung. In Lubowitz wurde der Dichter am 10. März 1788 geboren. Er war der Sprosse eines sehr alten Geschlechtes, der zweite Sohn des Freiherrn Adolf von Eichendorff, dessen Gattin eine geborene Freiin von Kloch war, und erhielt in der Taufe den Namen Joseph Karl Benedict.

Der Vater Eichendorff's war eine in jeder Hinsicht tüchtige Natur und ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle. Er war ein Charakter, und er hat in zielbewußter Erziehung es verstanden, auch seinen Söhnen

[1]) IV 426. — [2]) I 89.

eine mannhafte und ſtets offene Geſinnung einzuflößen. Obgleich er, der die Univerſität beſucht und einige Jahre Bildungsreiſen gemacht hatte, durch große wiſſenſchaftliche Kenntniſſe nicht glänzte, übertraf er doch manchen an Bildung über ihm Stehenden durch die Schärfe ſeines Urtheils und einen ungemein praktiſchen Blick. Sein Hausweſen war durchdrungen von einer innigen Frömmigkeit, welche den unbekümmerten Lebensgenuß nicht im mindeſten beeinträchtigte. Er hielt ein offenes Haus und liebte frohe, glänzende Feſte und luſtige Geſellſchaft, obgleich er ſelbſt ein Mann von den beſcheidenſten Anſprüchen war. Von den ſchönen Künſten und namentlich von der Poeſie hielt er nicht viel; ſich für die Schöpfung eines genialen Dichters zu begeiſtern, wäre ihm nicht möglich geweſen. Nun müßte von Rechtswegen nach Goethe's bekanntem Spruch es die Mutter geweſen ſein, welche als gütige Fee unſerm Dichter die Kunſt zu fabuliren in die Wiege legte; leider trifft aber auch das nicht zu, denn Eichendorff's Mutter war zwar eine lebhafte und frohe Natur, aber eine „eigentlich poetiſche idealiſtiſche Richtung" war auch ihr verſagt [1]). Sie war eine ſchöne, geiſtvolle Dame, der Mittelpunkt der heitern Geſelligkeit, welche auf Schloß Lubowitz nach altem Herkommen in großem Maßſtabe gepflegt wurde, und eine muſterhafte Gattin und Mutter. Das feſte Band der gegenſeitigen Liebe und Achtung, eine ſeltene Harmonie der Seelen verband die beiden Gatten und geſtaltete ihr Leben zu einer ununterbrochenen Kette reinen Glücks.

In dieſer wohlthuenden, geſunden Atmoſphäre wuchs Eichendorff, welcher noch einen Bruder und eine Schweſter hatte, heran und genoß eine Jugend, wie ſie nur wenigen großen Geiſtern beſchieden iſt. Geiſt und Körper fanden eine harmoniſche Ausbildung, und alle ſchädlichen Einflüſſe wurden der kindlichen Seele ſorgfältig ferngehalten. Schon der rege Verkehr im elterlichen Hauſe, wo viele durch Rang und Kenntniſſe hervorragende Männer ſich allwöchentlich ein Stelldichein gaben, mußte auf den lebhaften, lernbegierigen Knaben bildend einwirken. Da vernahm er, wie man im fernen Frankreich die Monarchie geſtürzt und den König ſelbſt auf das Schaffot geführt hatte; er hörte von dem ſiegreichen Anrücken der fanatiſchen franzöſiſchen Freiheitshelden, bald auch von den fabelhaften Kriegserfolgen des kleinen Corporals, und die Schrecken des Krieges lernte er kennen aus den Schilderungen manches vornehmen Flüchtlings, der auf Lubowitz theilnahmvolle Aufnahme fand. In all' dieſe Erzählungen und Schilderungen aber fielen häufig genug leidenſchaftliche Erörterungen über die Berechtigung der neuen von jenſeits des Rheines herübergekommenen Ideen, über die Grundlagen eines geordneten

[1]) IV 426.

Staatswesens, über die beste aller möglichen Regierungsformen, über die Sonderung und die Rechte der Stände und so weiter — und weckten in dem Knaben Gedanken und Vorstellungen, welche seinem Alter sonst fern liegen. Wenn er in spätern Jahren, wie wir sehen werden, sich scharf gegen die freiheitlichen Bewegungen wandte, so haben wir den Keim dieser Gesinnung schon hier zu suchen.

Gewiß lag die Gefahr der Frühreife nahe, indessen lenkte eine sorgfältige Erziehung den Knaben auf den rechten Weg. Ein Geistlicher, der spätere Pfarrer Heinke, war es, welchem der Vater das Seelenheil seiner beiden Söhne anvertraut hatte; ein kenntnißreicher, milder Mann, welchem Eichendorff stets ein dankbares Andenken bewahrt hat. Heinke mußte seine Freude an dem aufmerksamen Schüler haben, der mit einer selten leichten Auffassungsgabe eine beharrliche Ausdauer verband. Die Unterrichtsstunden genügten dem Knaben nicht, um seinen Wissensdurst zu stillen; er las in der freien Zeit Reisebeschreibungen und eine große Anzahl von Uebersetzungen französischer und englischer Romane, von welchen Deutschland damals überschwemmt wurde, alte deutsche Volksbücher u. a. Der Lectüre dieser Romane, welche für die Jugend gewiß nicht bestimmt aber dem Knaben in der Bibliothek seines Vaters allzu leicht zugänglich waren, haben wir es auch wohl mit zuzuschreiben, wenn in manchen seiner Novellen eine ziemlich leichtfertige Auffassung von Liebes-Angelegenheiten vorherrschend ist. Seiner Seele brachte die Lectüre keinen größern Schaden; die wahre Frömmigkeit, welche ihn von Kindheit an beseelte und von den Eltern wie von dem würdigen Erzieher gestärkt wurde, war ein festes Bollwerk gegen die Angriffe seiner lebhaften Phantasie. Ein Lieblingsschriftsteller des Knaben war Matthias Claudius, nach dessen Wohnort Wandsbeck er sogar ein lauschiges Plätzchen im Nußbaumwäldchen des Schloßparkes benannte, wo er sich heimlich der Lectüre von allerlei Dichtwerken hinzugeben pflegte. Als ihm jedoch das neue Testament in einer Uebersetzung in die Hände fiel, entsagte er den bis dahin so heiß geliebten Büchern. Er selbst erzählt über diesen Zeitpunkt in dem Roman: „Ahnung und Gegenwart", welcher vielfach Erinnerungen aus seiner Jugend enthält: „Bald aber machte eine neue Epoche, die entscheidende für mein ganzes Leben, dieser Spielerei ein Ende. Mein Hofmeister fing nämlich an, mir alle Sonntage aus der Leidensgeschichte Jesu vorzulesen. Ich hörte sehr aufmerksam zu. Bald wurde mir das periodische, immer wieder abgebrochene Vorlesen zu langweilig. Ich nahm das Buch und las es für mich ganz aus. Ich kann es nicht mit Worten beschreiben, was ich dabei empfand. Ich weinte aus Herzensgrunde, daß ich schluchzte. Mein ganzes Wesen war davon erfüllt und durchdrungen, und ich begriff nicht, wie mein Hofmeister und alle Leute im Hause, die doch das alles schon

lange wußten, nicht eben so gerührt waren und auf ihre alte Weise so ruhig fortleben konnten“ [1]).

Bald regte sich in dem rastlos thätigen Knaben auch die Schaffenslust. Er zeichnete Abbildungen von Pflanzen und Thieren und schmückte sie selbst mit Farben aus; auch entwarf er, im Anschluß an seine Lectüre, „die künstlichsten Schlachtenpläne“, welche von ungewöhnlichem Nachdenken Zeugniß gaben, und endlich verfaßte er, zehn Jahre alt, ein mehractiges Trauerspiel, dessen Stoff der römischen Geschichte entnommen war [2]). Ohne Zweifel hat er in diesen Jahren auch bereits Lieder und Balladen gedichtet, indessen ist von all' diesen litterarischen Jugendsünden nichts erhalten geblieben. Daß er sich zum Drama wendete, hat seinen Grund nicht allein in der bekannten Thatsache, daß dichterisch veranlagte Geister sich beim ersten Regen ihres Genius gerade derjenigen Gattung der Poesie zuwenden, in welcher sie vorläufig am wenigsten zu leisten vermögen, sondern auch in der Anregung, welche ihm durch den häufigen Besuch von Theater-Vorstellungen in den benachbarten Städten Ratibor und Troppau geboten wurde. Nebenbei hatte das romantische und regellose Leben der wandernden Schauspieler so viel Anziehendes für Eichendorff, daß es sich seiner jugendlichen Phantasie unauslöschlich einprägte und ihm werthvollen Stoff für seine spätern Novellen lieferte. Fraglich ist allerdings wohl, ob die Jünger und Jüngerinnen Thaliens, die er in jenen Städten sah, so interessante Gestalten waren, wie er sie später in „Ahnung und Gegenwart“ sowie in „Dichter und ihre Gesellen“ geschildert hat.

Wenn somit das geistige Leben des Knaben ein ungemein reges und vielseitiges war, so blieb doch seine körperliche Ausbildung in keiner Weise zurück. Er selbst liebte körperliche Uebungen aller Art in hohem Grade, und sein feueriges Temperament trieb ihn oft genug zu allerhand *wag*halsigen Unternehmungen. So wenig wie Uhland, der gleich ihm in seinen Gedichten als eine sinnige, träumerische Natur erscheint, war er in seiner Jugend ein Stubenhocker und in sich versenkter Grübler; das Wandern in Gottes schöner Natur, das kecke Versuchen der eigenen Kraft und Gewandtheit war Beiden in gleichem Maße eigen, ja, eine Nothwendigkeit. Eichendorff wurde ein fertiger Schwimmer und sattelfester Reiter, der vor keinem feuerigen Pferde zurückschreckte. Er ritt sehr gern und hat seiner Vorliebe für die edele Reitkunst häufig genug Ausdruck gegeben in seinen Romanen und Novellen, wo all' die Helden sich uns als tüchtige Reiter zeigen, die mit ihren Pferden fast verwachsen scheinen. Mit seinem Vater machte er weite Jagdausflüge und lernte so die landschaft-

[1]) III 285. — [2]) IV 427.

lichen Reize seiner Heimath und namentlich den unvergänglichen Zauber des Waldes in vollstem Maße empfinden. Das angeborene lebhafte Naturgefühl des Knaben wurde durch diese ausgedehnten Streifzüge mächtig gehoben und äußerte sich in überwallender Begeisterung. Er lebte mit und in der Natur und ward nicht müde, sie zu allen Tages- und Nachtzeiten in ihrem geheimnißvollen Zauber zu beobachten. Wie er empfand, bis zu welchem Grade seine Naturtrunkenheit sich steigerte, das zeigen uns seine Gedichte und Novellen.

Im Herbst 1801 wurde unser Dichter mit seinem Bruder Wilhelm dem Convicte in Breslau anvertraut, um das dortige katholische Magdalenen-Gymnasium zu besuchen. Die Schüler des Convicts standen unter beständiger Aufsicht der Lehrer und führten ein Zusammenleben, welches nur von gedeihlichem Einfluß sein konnte. Alljährlich fanden mehrere Musik-Aufführungen und zu Weihnachten und Fastnacht theatralische Vorstellungen von Seiten der Convictsschüler statt, an welchen sich Eichendorff vielfach betheiligte. Einige Male trat er in weiblichen Rollen auf und spielte, mächtig unterstützt durch sein anmuthiges Aeußere, so ausgezeichnet und mit so viel Grazie, daß er die Zuschauer zu lebhaften Beifalls-Aeußerungen hinriß. Für die Musik hatte Eichendorff viel Neigung und Verständniß und förderte lebhaft alle Bestrebungen, welche auf die Vorführung großer Tonschöpfungen abzielten; zur praktischen Ausübung der Musik gelangte er jedoch nicht. Die Liebe für das Theater und die dramatische Kunst, welche schon in frühester Jugend in dem Knaben erwacht war, wurde in Breslau gehoben und in mancher Beziehung veredelt durch den häufigen Besuch des dortigen Theaters, welcher seltsamer Weise den Schülern des Convicts in ausgedehntem Maße gestattet wurde. Hier lernte Eichendorff neben einer Menge von jetzt vergessenen Opern und Schauspielen auch die Dramen Goethe's und Schiller's kennen, von denen namentlich die letztern eine bedeutende Wirkung auf ihn ausübten. Später urtheilte er über Schiller recht kühl und wurde dessen Schöpfungen in seinem Buche „Zur Geschichte des Drama's" keineswegs gerecht.

Wie im elterlichen Hause, so war Eichendorff auch in Breslau unermüdlich fleißig und zählte am Gymnasium zu den besten Schülern. Sein Eifer, sich Kenntnisse zu erwerben und namentlich die alten Klassiker — allen voran den Dichter der Ilias und Odyssee — kennen zu lernen, war so groß, daß er mit seinem Stubenkameraden im Winter 1803/4 häufig ganze Nächte hindurch im ungeheizten Zimmer seinen Studien oblag. Glücklicher Weise war seine Gesundheit eine so gute und sein Körper durch Turnen und Baden so gestählt, daß dergleichen Ueberanstrengungen ohne schädlichen Einfluß auf ihn blieben; sein Stubenkamerad

erlag indessen den angestrengten Nachtwachen und häufigen Erkältungen. Eichendorff ward durch den Tod des treuen Studiengenossen auf das tiefste erschüttert und klagte sich selbst an, die Ursache seines frühen Hinscheidens zu sein. Selbstverständlich blieb Eichendorff trotz seines eifrigen Studiums den Musen treu und verfaßte viele kleine Gedichte, welche meist heitern Inhalts waren. Eine gleiche Richtung verfolgte auch eine sogenannte „Wochenzeitung", an der Eichendorff mit andern jungen Kameraden arbeitete, und die durch Abschriften im Convict verbreitet wurde. Unter angenommenen Namen wurden hier verhaßte oder lächerliche Persönlichkeiten und Convictszustände in Form von Correspondenzen aus fremden Orten und Welttheilen mit Witz und Laune gegeißelt. Der magere Convictstisch und dessen karger Verwalter spielten darin keine unwichtige Rolle.

Im Frühjahr 1804 hatten die beiden Brüder das Gymnasium absolvirt, indessen waren sie — 16 und 17 Jahre alt — nach Ansicht des Vaters doch noch zu jung, um eine ferne Universität besuchen zu können. Sie blieben daher in Gesellschaft ihres ehemaligen Erziehers Heinke noch ein Jahr in Breslau, und hörten dort akademische Vorlesungen. Es war eine Zeit, die in eifrigem Studium ohne besondere innere oder äußere Erlebnisse verlief.

II.

Im folgenden Frühjahr ging es nach Halle, wo beide Brüder die Rechte zu studiren wünschten. Hoffnungsfreudig, ein neues Leben voll seltener Genüsse und jugendfrischer Begeisterung ahnend, zogen die Brüder dem Musensitz an der Saale entgegen.

Die damaligen Zustände an den deutschen Universitäten rechtfertigten solche Erwartungen, denn sie hatten neben manchen Spuren von Rohheit und Wildheit doch noch viel Romantisches und Poetisches an sich. Das lag zum großen Theil in den Zeitverhältnissen begründet. „Man konnte kaum," sagt Eichendorff, „etwas Malerischeres sehen, als diese phantastischen Studententrachten, ihre sangreichen Wanderzüge in der Umgebung, die nächtlichen Ständchen unter den Fenstern imaginärer Liebchen; dazu das beständige Klirren von Sporen und Rappieren auf allen Straßen, die schönen jugendlichen Gestalten zu Roß und alles bewaffnet und kampfbereit wie ein lustiges Kriegslager oder ein permanenter Mummenschanz" [1]). „Stets schlagfertige Tapferkeit war die Cardinaltugend

[1]) Verm. Schriften. V 295.

des Studenten; die Muſe, die er oft gar nicht kannte, war ſeine Dame; der Philiſter der tauſendköpfige Drache, der ſie ſchmählich gebunden hielt, und gegen den er daher, wie die Malteſer gegen die Ungläubigen, mit Fauſt, Liſt und Spott beſtändig zu Felde lag“ [1]). In Halle blühte das ſtudentiſche Leben beſonders, und Eichendorff gab ſich ihm innerhalb vernünftiger Grenzen gern hin. Seinen Umgang ſuchte er nur unter ſeinen ſchleſiſchen Landsleuten und bildete mit ihnen eine keckluſtige Geſellſchaft in dem Wirthshaus zu den drei Königen in der Ulrichsgaſſe. Mit ihnen machte er weite Ausflüge, theils zu Fuß, theils zu Pferde, und lernte ſo die nahe und weitere Umgebung von Halle aus eigener Anſchauung kennen. Den Landsmannſchaften, welche ſich durch ein wüſtes Treiben auszeichneten, hielt er ſich fern, und ohne ein Kopfhänger zu ſein, widmete er ſich eifrig ſeinem Berufsſtudium, wie auch ſeinen litterariſchen Neigungen. Beides konnte er in Halle in genügender Weiſe, weil die dortige Univerſität zu jener Zeit zu den beſuchteſten in Deutſchland gehörte und weil an ihr ſehr hervorragende Gelehrte, wie Friedrich Auguſt Wolf, der ſcharfſinnige Philologe, der Philoſoph Schleiermacher und der vergötterte Naturphiloſoph Steffens, thätig waren. Wolf wurde Eichendorff's beliebteſter Lehrer, von deſſen Vorträgen er keinen verſäumte. Ebenſo beſuchte er häufig die Vorleſungen des Philologen Schütz und des Philoſophen Kayßler, ohne jedoch ſein Hauptſtudium zu vernachläſſigen.

Von beſonderer Bedeutung für Eichendorff's Entwickelung als Dichter war der Beſuch der Vorleſungen von Hendrik Steffens, indem er von den Lippen dieſes bedeutenden und merkwürdigen Mannes die erſte begeiſterte Aufklärung über den neuen Geiſterfrühling, die Romantik, empfing.

Die Romantik war eine naturnothwendige Reaction des deutſchen Geiſtes gegen die Ueberſchätzung der Antike, den ſeichten Rationalismus der Aufklärung und das Kosmopolitenthum, wie ſie das letzte Viertel des 18. und noch den Beginn unſeres Jahrhunderts auf allen Gebieten beherrſchten. Der politiſche und geiſtige Zuſtand Deutſchlands war ein durchaus unerfreulicher. Deutſchlands Machtſtellung war gebrochen, es zählte kaum noch zu den europäiſchen Großſtaaten. Die Begeiſterung für Deutſchland und deutſches Weſen, welche Klopſtock hervorgerufen und Goethe durch ſeinen Götz von Berlichingen genährt hatte, war bald verſchwunden; die großen Geiſter der Nation und an ihrer Spitze die größten Dichter, die berufenen Wahrer der echten Vaterlandsliebe, huldigten einem allumfaſſenden Weltbürgerthum, deſſen am wenigſten rühmlicher Vertreter der größte deutſche Dichter war. Dann tauchte Napoleon's

[1]) Verm. Schriften, V 294.

Riesengestalt auf. Er setzte seinen gewaltigen Fuß auf das geängstigte Deutschland, änderte mit einem Schlage dessen ganze territoriale Gestaltung und brach Oesterreichs Machtstellung. Nur wenige Patrioten hegten die Hoffnung, daß einst der Tag kommen werde, den übermüthigen Eroberer zu demüthigen.

Gingen aber die edeln Geister der Nation auf das innere Leben zurück, so fanden sie dort eine ebenso trostlose Oede. Seit Immanuel Kant mit seiner Philosophie aufgetreten war, hatte der Rationalismus in Norddeutschland den Thron bestiegen. Es vertraten ihn in Theologie, Philosophie und Pädagogik Leute, welche nicht werth waren, dem großen Weisen von Königsberg die Schuhriemen aufzulösen. „Sie setzten ihren lichtseligen Verstand ganz allgemein als alleinigen Weltherrscher ein; es sollte fortan nur noch einen Vernunftstaat, nur Vernunftreligion, Vernunftpoesie u. s. w. geben“ [1]). Die Gebildeten hielten es für ihre Pflicht, zu den Aufgeklärten gezählt zu werden, d. h. zu den Leuten, welche von der Kant'schen Philosophie nur das annahmen, was die Grundlagen des Christenthums verneinte. „Man suchte der alten Religion,“ sagt Novalis, „einen neuern, vernünftigern, gemeinern Sinn zu geben, indem man alles Wunderbare und Geheimnißvolle sorgfältig von ihr abwusch; alle Gelehrsamkeit ward aufgeboten, um die Zuflucht zur Geschichte abzuschneiden, indem man die Geschichte zu einem häuslichen und bürgerlichen Sitten- und Familiengemälde zu veredeln sich bemühte; Gott wurde zum müßigen Zuschauer des großen rührenden Schauspiels, das die Gelehrten aufführten, gemacht, welcher am Ende die Dichter und Spieler feierlich bewirthen und bewundern sollte. Das gemeine Volk wurde recht mit Vorliebe aufgeklärt, und zu jenem gebildeten Enthusiasmus erzogen, und so entstand eine neue europäische Zunft, die Philanthropen und Aufklärer.“ Plattheit und Nüchternheit der Gesinnung und Einseitigkeit im Urtheil waren die Folgen dieser Anschauungsweise; das Gemüthsleben vertrocknete. Unsere größten deutschen Dichter beförderten durch ihre Werke den Rationalismus und schufen eine Heerde von Nachtretern, welche, ohne deren Freunde zu sein, plump und alles Schwunges baar dasselbe Evangelium predigten, wie die Heroen der deutschen Litteratur.

Und gerade diese Leute waren die gelesensten Schriftsteller ihrer Zeit. Vor unsern Augen stehen zwar riesengroß die Gestalten Goethe's und Schiller's; Niemand bestreitet ihnen, daß sie unsere hervorragendsten Dichter sind; beide stehen für uns bereits in historischer Entfernung, und die Entfernung zeigt sie uns in einem reinern Lichte. Anders aber war es zu ihren Lebzeiten. Da waren sie keineswegs Größen, denen Niemand

---

[1]) Eichendorff, Verm. Schriften, V 291.

ihren Ruhm streitig zu machen wagte. Sie mußten im Gegentheil um ihre Geltung kämpfen. Ihre Werke übten auf die große Masse der Lesenden lange nicht den Einfluß aus, den wir ihnen, ausgehend von unsern Tagen, wo sie bereits in Millionen von Exemplaren verbreitet sind, beimessen. Das Volk in weitestem Umfange, die ungeheuere Mehrzahl der Gebildeten mit einbegriffen, holte sich seine geistige Nahrung aus ganz andern Küchen, wie aus denen der Halbgötter von Weimar. Wenn wir den Zustand der deutschen Litteratur in jenen Jahrzehnten betrachten, so müssen unsere Klagen über das Darniederliegen der Poesie in unsern Tagen verstummen. Den Büchermarkt beherrschte eine Leihbibliotheks-Litteratur schlimmsten Schlages: Ritter-, Geister- und Räuber-Romane. Reckenhafte Helden und minnigliche Fräulein, leidende Nonnen, edele Räuber und kühne Räubermädchen, teuflische Pfaffen, schauerliche Burgverließe und Todtengrüfte, Geistererscheinungen, Gift, Mord, Entführung, Feuertod, Zwicken mit glühenden Zangen — das waren die Requisite dieser allenthalben in Schloß und Hütte, in Salon und Küche mit Leidenschaft gelesenen Romane, welche „eine Welt der idealen Rohheit" enthüllten[1]). So groß war die Nachfrage nach solchen Producten einer krankhaften Phantasie, daß sogar Tieck im Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn sich mißbrauchen ließ, ebenfalls in Ritter- und Räubergeschichten zu „machen".

Unsere Klassiker aber huldigten der Antike, und als Goethe im reifern Mannesalter stand, hatte sie bei dem bessern Theile der Nation, sowohl bei dem producirenden wie nur genießenden die Herrschaft errungen. „Deutschland und Europa wurden der klassischen Mode unterworfen. Man darf sagen, der Geist Winkelmann's regierte den allgemeinen Geschmack. Die französischen Demagogen ahmten die römischen Republicaner, Napoleon die römischen Cäsaren nach; die Kirchen wurden antike Tempel, das Kunstgewerbe strebte nach klassischen Formen, und die Frauen wollten sich wie Griechinnen tragen. Im Anschluß an die Antike hatten auch die Häupter unserer Poesie auf dem Gipfel ihres gemeinsamen Wirkens Befriedigung gefunden"[2]). Nur die alten Dichter und von den neuern nur diejenigen, welche ihnen nachzueifern strebten, galten für echte Jünger Apolls. Die Ueberschätzung der Antike hatte unsere beiden größten Dichter bereits dahin gebracht, daß sie die französischen Dramatiker, die angeblichen Erben der altklassischen Dramatiker, welche Lessing längst auf ihren rechten Werth zurückgeführt hatte, als Vorbilder für Schauspieldichter in Uebersetzungen darboten. Ein dem Wesen der deutschen Nation fremder Geist übte eine gewaltige und schwer empfundene Macht

[1]) Goedeke, Grundriß, I 1136. — [2]) Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur, 3. Aufl. 615.

aus. Das deutsche Volk mochte sich den fremden Gewalthabern nicht unterwerfen und wandte sich mit unverhüllter Theilnahme jenen seltsamen Helden von fragwürdiger Größe zu, welche ihnen von weit weniger begabten Schriftstellern präsentirt wurden. Beide Richtungen liefen unvermittelt neben einander und boten, jede in ihrer Weise, einen befremdenden Anblick.

Das waren ungesunde Zustände, welche unaufhaltsam eine Gegenströmung hervorrufen mußten. Der deutsche Geist fühlte sich unbefriedigt, er „verlangte nach einer nahrhaftern Speise", nach einem wesentlichern Inhalt. Angeekelt von dem unerquicklichen Anblick, wie ihn das deutsche Vaterland eben bot, wandte er sich der glorreichen Vergangenheit zu. Diese war natürlich das Mittelalter. Mit Feuereifer warf sich das junge Geschlecht auf die Erforschung, Ausbeutung und poetische Verwerthung jener großen Zeit. Die Schätze unserer Litteratur wurden ausgegraben, gereinigt und erstrahlten bald in neuem Glanze. Mittelalterliche Stoffe aus Geschichte, Sage und Legende wurden der Poesie zugeführt und von den Dichtern mit Vorliebe behandelt.

Die Beschäftigung mit der deutschen Vergangenheit hatte aber eine weitere bedeutsame Folge. Das neue Geschlecht, abgestoßen von dem seichten, unfruchtbaren Rationalismus, sehnsüchtig nach einer neuen Vermittelung zwischen dem Irdischen und Unsichtbaren strebend, traf im Mittelalter auf die katholische Kirche als beste und berufenste Mittlerin zwischen Himmel und Erde, als Schutzherrin eines echten Idealismus, als Pflegerin der edelsten Anlagen der menschlichen Natur. Es erkannte die Hoheit und unvergängliche Schönheit der Braut Christi und huldigte ihr. Noch mehr, es fand in der katholischen Kirche eine Mittlerin zwischen Leben und Kunst, welche sie wie einen neuen Messias ersehnt hatte. Die Vertreter der neuen Richtung sahen, wie unter dem Schutze der Kirche im Mittelalter die Künste geblüht und wie Dichter, Maler, Bildhauer, Baumeister ihre beste Kraft der Religion gewidmet hatten, und erkannten, wie einer ihrer berufensten Vertreter, Wackenroder sagt, „daß nur aus den zusammenfließenden Strömen von Kunst und Religion sich der schönste Lebensstrom ergieße". Nun führte man alle Künstlerbegeisterung auf Gott und göttlichen Beistand zurück und verlangte, daß „Bildersäle Tempel" seien. Damit wurde das religiöse Element, welches seit so langer Zeit verbannt gewesen war, wieder in die Kunst aufgenommen. Man fand, daß es den bildenden Künsten eine Bedingung schönen Gelingens sei, und dann führte man es als neuen Gehalt in die Poesie ein.

Wir wollen uns darüber keiner Täuschung hingeben: Zunächst war das Bedürfniß nach den vollern Lebensformen der Religion bei diesen Dichtern ein rein ästhetisches. „Die Poesie hatte sie vor die

Thüren der katholischen Kirche, vor das im Walddickicht versteckte und längst vergessene Heiligthum hingeführt; kein Wunder daher, wenn sie ihre Aufgabe, die zur guten Hälfte eine ethische war, vorzüglich als eine ästhetische nahmen, und statt der sichtbaren lebendigen Kirche sich nicht selten in einem träumerischen Halbdunkel mit einer bloßen poetischen Symbolik dieser Kirche, einer neuen christlichen Mythologie abzufinden suchten" [1]). Eichendorff nennt es geradezu ein dilettantisches Katholisiren, das die Kirche fast als grandiose Kunstausstellung betrachte [2]). Die Vertreter der neuen Richtung fanden für die vorhandenen Formen keinen würdigern Gehalt als den nationalen, der mit dem religiösen auf das engste verknüpft war. Indessen erwuchs hieraus, aus dem Bedürfniß nach einem idealen Gehalt und dem Bewußtsein, daß er im Christenthum bezw. im Katholicismus gefunden werde, der erbitterte Kampf gegen den seichten Rationalismus und dessen Vertreter, die ingrimmig gehaßten Philister, auf welche nunmehr mit schmetternden Hörnern eine lustige Jagd begann. Es war ganz folgerichtig, wenn die jungen Männer den Keim des Rationalismus in der Kirchenspaltung, in der Lostrennung vom blühenden Baume des Katholicismus fanden und demgemäß gegen die Reformation eiferten. Die Reformation, sagte Tieck, habe, statt der Fülle einer göttlichen Religion, eine dürre, vernünftige Leere erzeugt, die alle Herzen schmachtend zurücklasse. Ein tieferer Geist als Tieck, der hochbegabte sittlich ernste Novalis sprach mit voller Ueberzeugung den Satz aus, daß nur die Religion Europa wieder auferwecken und die Völker versöhnen könne. Die Reformation habe den Weg dahin nicht gebahnt, der Katholicismus aber bedeute das volle, ungetrübte Christenthum. Später wurden manche hervorragende Vertreter der neuen Richtung, nachdem der dilettantische Katholicismus überwunden war, zu treuen Söhnen der Mutterkirche.

Die Philosophen der neuen Richtung gewannen diesen Weg nicht, sie wurden aber von großem Einfluß auf die Dichter, indem sie, namentlich Schelling, der Phantasie eine dominirende Stellung einräumten und ihr bewußtloses Schaffen, welches angeblich dem der Natur vollkommen entsprach, als das höchste im Geistesleben bezeichneten. Diese Philosophie mußte auf die Dichter, weil sie in ihr den schroffsten Gegensatz gegen den Rationalismus fanden, den größten Einfluß ausüben. Mit Jubel nahmen die jungen Stürmer die neue Weltanschauung auf und bezeichneten consequenterweise die Phantasie „als die eigenthümliche Handlungsweise des menschlichen Geistes". Daraus ergab sich von selbst die Opposition gegen die antikisirende Richtung. Die antike Poesie wird charakterisirt durch strengste Geschlossenheit der Form, stetes Reguliren der

[1]) Eichendorff, Gesch. d. poet. Litteratur, II 4. — [2]) Das. 31.

Phantasiethätigkeit durch den prüfenden, scheidenden und mäßigenden Verstand, sowie durch völliges Zurücktreten der Persönlichkeit des Dichters, durch höchste Objectivität. Sobald aber die bewußtlose Thätigkeit als das Höchste angesehen wird, gewinnt die Subjectivität des Dichters wieder ihr Recht. Und davon machten die jungen Poeten denn auch ausgiebigen Gebrauch. Ihnen war es das Höchste, nicht die Welt darzustellen wie sie ist, sondern wie sie in ihrer Phantasie sich widerspiegelte; auch das Unbedeutendste und Kleinste sollte übergossen werden von dem Schimmer der Poesie, wie sie in ihrer Phantasie in so reichem Maße verborgen lag. Die Welt ward als verächtliche Schale zu dem Kern des allein gültigen Phantasie- und Gefühlslebens aufgefaßt[1]). Sie legten in die Welt, was nicht in ihr verborgen lag: die unermeßlich reichen Schätze ihres Geistes. Dadurch entstand ein Mißverhältniß zwischen Leben und Kunst, welches sie in ihrem heißen Drange anfangs bitter genug empfanden, und das erst dann seine befriedigende Lösung fand, als sie sich mit ernstem Suchen gläubig der katholischen Kirche zuwandten, welcher sie als Künstler schon angehörten.

Seltsamer Weise gingen die jungen Dichter von dem alten Goethe aus, mit welchem sie ihrer geistigen Richtung nach möglichst wenig Berührungspunkte hatten. Viel näher hätte ihnen der Dichter des „Götz von Berlichingen" gelegen. Aber der alte Goethe hatte eine Dichtung geschaffen, in welcher sie das Ideal der Dichtkunst überhaupt zu erblicken glaubten: „Wilhelm Meister". Dieser wunderbare Roman, der ein volles Bild des Lebens gibt, dargestellt in den schönsten Farben, ohne je den Boden der Wirklichkeit zu verlassen, wurde ihnen der Roman schlechtweg. Friedrich Schlegel bezeichnete ihn als die Summe alles Poetischen und zog aus ihm den Begriff des Romantischen, welcher jedoch später noch manche Wandlungen durchzumachen hatte. Anfangs bedeutete er bei Schlegel und Novalis nichts anderes als Romanpoesie, denn der Roman stand ihnen, angesichts einer so grandiosen Schöpfung wie Wilhelm Meister, am höchsten. Der Roman, sagte Ersterer, berühre die ganze moderne Poesie; keine andere Form sei dazu gemacht, den Geist des Autors völlig auszudrücken, so daß mancher der vortrefflichsten Romane ein Compendium des ganzen geistigen Lebens eines genialischen Individuums sei[2]). Später spricht er sich bestimmter aus: nur die romantische Poesie könne gleich dem Epos — weil sie eben liebevoll alles Seiende umfasse — ein Spiegel der ganzen umgebenden Welt, ein Bild des Zeitalters werden. Damit war selbstredend der sich so sehr beschränkenden antikisirenden Poesie der Krieg erklärt. Die romantische Poesie, fährt er fort, „umfaßt alles,

[1]) Haym, a. a. O. 137. — [2]) Ebendas. 253.

was poetisch ist, vom größten wieder mehrere Systeme in sich enthaltenden Systeme der Kunst bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Kind aushaucht in bewußtlosem Gesange." „Die romantische Poesie ist Universalpoesie."

Ohne Zweifel, die Romantiker hatten sich ein hohes Ziel gesetzt: Versöhnung des Zwiespalts zwischen dem Endlichen und Unendlichen durch die Poesie, Vergeistigung des Stoffes, Erweckung eines echt nationalen Sinnes, und Verherrlichung der christlichen Ideen in Leben und Kunst. Ein hohes Ziel, aber vielleicht kein erreichbares. „Das eigentliche Wesen aller romantischen Kunst ist das tiefe Gefühl der Wehmuth über die Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit der irdischen Schönheit, und daher eine stets unbefriedigte, ahnungsreiche Sehnsucht und unendliche Perfectibilität. Ihr ernster Geist ist am deutlichsten in der sogenannten gothischen Baukunst ausgeprägt, wo die Gedanken mit allem irdischen Blüthenschmuck aus der Tiefe sehnsüchtig zum Kreuz emporpfeilern in kühnen Bogen und Münstern, die fast niemals fertig geworden" [1]). Die Romantik wirkte nicht allein auf Philosophie, Kunst und Poesie, sondern auf alle Zweige menschlichen Wissens und Könnens, ja, sogar auf die Politik. Aber es ist unmöglich und auch nicht die Aufgabe dieses Schriftchens, all' diesen Einflüssen bis in ihre vielfachen Irrwege nachzugehen.

So war das Allgemeinbild der deutschen Romantik, als Eichendorff nach Halle kam. Sie stand in hoher Blüthe. Novalis, als Dichter ihr erster und bedeutendster Vertreter, war schon gestorben, im jugendlichen Alter dahingeschieden. Er hatte mit vollem Bewußtsein und zweifelloser Bestimmtheit ausgesprochen, daß nur in der Rückkehr der Völker zur Religion die einzige Rettung liege. Er verwarf entschieden die Reformation und pries die katholische Kirche. In seinem Roman „Heinrich von Ofterdingen" verherrlichte er als echter Romantiker die Macht der Poesie und dichtete geistliche Lieder von großer Innigkeit und Tiefe. Wackenroder und Tieck versenkten sich in die christliche Kunst, in mittelalterliche Sage und Legende und brachten sie in ihren vielgelesenen Dichtungen in schwärmerischer Begeisterung zur Darstellung. Die beiden Schlegel, weniger Dichter als feinsinnige Kritiker und Aesthetiker, versuchten die neue Richtung zu einem System auszubilden und entfalteten eine ungemeine Thätigkeit in Litteraturgeschichte und Kritik. Begabt mit einem feinen Anpassungsvermögen und im Besitz großer Sprachkenntnisse vermittelten sie dem deutschen Publicum in meisterhaften Uebersetzungen die Dichtungen fremdländischer Poeten, welche sie mit Recht oder Unrecht zu den ihrigen zählten. Sogar auf den Lehrstühlen

[1]) Eichendorff, Gesch. d. poetischen Litteratur, I 44.

der Universitäten saßen Vertreter der neuen Richtung und weihten ahnungsreiche Neophyten in die Geheimnisse der romantischen Philosophie ein.

Eichendorff, dem streng gläubigen Katholiken, dem für alles Schöne und Ideale begeisterten Jüngling, dem warmen Patrioten und angehenden Dichter mußte die neue Bewegung als eine Wiedergeburt des christlichen deutschen Geistes erscheinen und frohe Hoffnungen entzünden. Ein verwandter Geist muthete ihn aus den Dichtungen der Romantiker an, welche ihm als katholische Poeten gelten mußten. Und nun traf er mit einem Manne zusammen, der mit zündenden Worten sich als einen Anhänger der Romantik bekannte und deren Philosophie in dichterischem Schwunge vortrug, mit Hendrik Steffens. „Jung, schlank, von edeler Gesichtsbildung und feuerigem Auge, in begeisterter Rede kühn und wunderbar mit der ihm noch fremden Sprache ringend, so war seine Persönlichkeit selbst schon eine romantische Erscheinung und zum Führer einer begeisterungsfähigen Jugend vorzüglich geeignet. Sein freier Vortrag hatte durchaus etwas Hinreißendes durch die dichterische Improvisation, womit er in allen Erscheinungen des Lebens die verhüllte Poesie mehr divinirte als wirklich nachwies“ [1]). Steffens' Einfluß auf seine Zeitgenossen war ein bedeutender und wirksam anregender. Das Elementarische seines Wesens riß die Jugend mit sich fort; die Naturphilosophie hat ihm mehr zu danken als Schelling, und unser ganzes geistiges Leben erhielt durch ihn bedeutende Anstöße [2]). Als Dichter war er nicht hervorragend, obgleich seine, durch prächtige Naturschilderungen sich auszeichnenden Novellen viel gelesen wurden. Steffens' Vorträge wurden, wie Eichendorff's Biograph versichert, für den jungen Dichter eine Vorschule der Romantik; sein lebhaftes Naturgefühl fand durch Steffens Erweiterung und Vertiefung, und der Kreis seiner poetischen Anschauung wurde schier in's Unendliche ausgedehnt.

Daneben lief eine eingehende liebevolle Beschäftigung mit den Werken der romantischen Dichter, von denen die hervorragendsten bereits die deutsche Leserwelt entzückten. Außer Novalis' Dichtungen, welche ihn besonders anmuthen mußten, zogen ihn Tieck's Roman: „Sternbald's Wanderungen“, in welchem er die christliche Kunst in schwärmerischer Darstellung verherrlicht, sowie dessen „Genovefa“, das Hohelied der Romantik, mit seiner durchaus katholischen Weltanschauung in hervorragendem Maße an. Tieck's glänzendes Talent, Natur- und Menschenleben in märchenhaft scheinender Weise in einander zu verweben, sein witzsprühender Kampf gegen die aufgeblasene Weltprosa, das sinnbe-

[1]) Eichendorff, Verm. Schriften, V 300. [2]) Haym, a. a. O. 629.

thörende Funkeln und Schimmern von Poesie und Geist in dessen Dichtungen hat auf Eichendorff's spätere Schöpfungen entschieden eingewirkt. Leider ist von den meist lyrischen Gedichten, welche während des Aufenthaltes in Halle entstanden, nichts erhalten geblieben, so daß sich directe Spuren Tieck'scher Anschauungs- und Dichtweise nicht feststellen lassen.

Goethe blieb ihm aber immer, wenn er auch dessen Abneigung gegen jede positive Religion verwarf, der Heros der deutschen Dichtkunst, und er ist in seiner Treue gegen ihn bis an sein Lebensende nicht wankend geworden. Wie der Altmeister auf sein Dichten einwirkte, werden wir später sehen. Seltsamerweise war auch Jean Paul, der directe Gegenfüßler Goethe's in poetischer Hinsicht, sein Freund. Der sittliche Ernst des Humors, die unerschrockene Kampfeslust gegen alles Lügnerische und Gemeine zogen den gleichgesinnten Jüngling mächtig an. Er nannte Jean Paul's Poesie eine Poesie der Zukunft, welche die Veredelung des Menschengeschlechts von dem wiedererweckten Glauben an eine höhere Welt erwartet.

Auch im Theater kam Eichendorff mit den Gedichten der Romantiker in Berührung und lernte namentlich hier zuerst den König der romantischen Dichter, Calderon, in seiner ganzen Herrlichkeit kennen und lieben. Im benachbarten Bade Lauchstädt gaben die Mitglieder des Weimarischen Hoftheaters im Sommer Vorstellungen. Sobald dort die Aufführung eines klassischen Stückes angezeigt war, begann eine wahre Völkerwanderung nach dem kleinen Badeorte, wo man sogar die beiden Olympier Goethe und Schiller ganz wie andere gewöhnliche Menschenkinder promeniren sehen konnte.

Im Herbst 1805 machten die beiden Brüder von Halle aus eine größere Reise durch Norddeutschland, besuchten den Harz und Thüringen, hielten sich in Hamburg, Bremen und Lübeck sowie an der Nordsee einige Zeit lang auf und verfehlten nicht, in Wandsbeck dem Lieblingsdichter ihrer Kinderjahre, dem wackern Wandsbecker Boten, ihre Verehrung zu bezeugen. Daß die stille Majestät des Meeres auf Eichendorff einen besondern Eindruck gemacht habe, finden wir in seinen Dichtungen nicht; der Anblick der weiten Wasserfläche scheint an seiner idyllisch gestimmten, frohem Naturgenuß zugeneigten Seele spurlos vorüber gegangen zu sein.

Im August des folgenden Jahres, des für Preußen und mit ihm für Deutschland so verhängnißvollen Jahres 1806, verließen die Brüder die Universität, welche einige Wochen darauf von Napoleon geschlossen wurde. Preußen hatte sich nach langer, wenig rühmlicher Neutralität endlich zum Kriege entschlossen. Das Ende desselben war bei dem

Mangel an geübten Soldaten und besonders an thatkräftiger Führerschaft vorauszusehen. Am 14. October wurden die Schlachten bei Jena und Auerstädt geschlagen, am 27. zog Napoleon in Berlin ein; es fielen in rascher Reihenfolge Erfurt, Spandau, Stettin, Magdeburg. Am 16. October wurde auch Halle nach heftigem Straßenkampf von Bernadotte eingenommen, und die Universität, deren Studenten geplant hatten, ein bewaffnetes Freicorps gegen Napoleon zu bilden, aufgehoben.

Wie Donnerschläge fielen diese traurigen Nachrichten in die lustige Gesellschaft von Lubowitz, wo Eichendorff mit seinem Bruder und einigen mitgereisten Commilitonen ihr keckes studentisches Treiben fortsetzten. Auf den Sieg Preußens hatte man nach der entsetzlichen Demüthigung Oesterreichs allerdings nicht gerechnet, aber auf die Tüchtigkeit des preußischen Heeres, eingedenk der Erfolge im siebenjährigen Kriege, doch zu viel Hoffnung gesetzt. Nun war die Hauptstadt Preußens in der Hand Napoleons, seine Heere drangen in Schlesien ein, eroberten zu Anfang des Jahres 1807 Breslau und in raschem Siegesflug die übrigen Festungen des Landes. Die Einwohner litten entsetzlich durch Einquartirungen und maßlose Contributionen. Man hoffte von Tag zu Tag auf Siege Rußlands — sie blieben aus. Die beiden Commilitonen, welche die Gebrüder Eichendorff nach Lubowitz begleitet hatten, traten in österreichische Dienste, um dort gegen den gemeinsamen Feind zu kämpfen. Gewiß sind in dieser Zeit Einflüsse geltend gewesen, welche unsern Dichter von einem gleichen Schritt zurückhielten, zumal er, der feuerige Patriot, später eine geliebte Braut verließ und eine glänzende Laufbahn in Frage stellte, um sich in das Heer einreihen zu lassen. Davon war augenblicklich nicht die Rede, im Gegentheil wurde die Frage erwogen, ob es nicht besser sei, die Brüder zur Fortsetzung ihrer Studien nach Dorpat zu senden, wo sie sicher sein konnten, vom Kriegslärm nicht berührt zu werden. Glücklicherweise kam es nicht dazu; man entschloß sich, zum Segen für die weitere Entwickelung Eichendorff's, für Heidelberg.

III.

In Heidelberg, der anmuthigen Musenstadt, welche er selbst in Vers und Prosa verherrlicht hat, verlebte Eichendorff die schönste Zeit seiner schönen Jugend, eine Zeit voll ungebundener Jugendlust, voll Anregung und ernsten Strebens. Die Natur, welche, wie er selbst so schön sagt, in Heidelberg mitdichtet, weckte seine poetische Begabung weit mächtiger, als die Umgebung der Saalestadt es vermocht hatte; die Männer,

welche er hier vorfand, die Görres, Achim von Arnim und Brentano, sollten auf seinen geistigen Entwickelungsgang von entscheidendem Einfluß sein. War Halle für ihn eine Vorschule der Romantik gewesen, so sollte ihm die Ruperto-Carolina die Hochschule der Romantik werden.

Görres, Arnim und Brentano, drei Feuergeister und bei aller innern Verwandtschaft doch grundverschiedene Charaktere, wurden Eichendorff's Freunde. Jene zum Theil schon angesehene Männer, welche von den Koryphäen der deutschen Litteratur beachtet und ermuntert wurden, übersahen den Unterschied des Alters — Görres war 1776, Brentano 1778, Arnim 1781 geboren —, nahmen den wacker strebenden, enthusiastischen und echt deutschen Jüngling gern in ihren Bund auf und weihten ihn in ihre Bestrebungen ein. Mit Bewunderung, in welche sich ohne Zweifel auch ein Stück geheimen Grauens mischte, blickte Eichendorff auf Clemens Brentano, der ihm wie das Ideal eines Dichters erscheinen mußte. Offenkundig vor Aller Augen lag die reiche Begabung des seltenen Mannes; mit tiefem Schmerz sah Eichendorff in ein verwildertes, durch bittere Lebenserfahrungen zerrissenes Gemüth, welches den Glauben verloren hatte und mit toller Ironie die innere Zerfahrenheit zu verdecken suchte. Er vereinigte in sich die ungeheuersten Widersprüche und stürzte sich von einem Extrem in das andere. Brentano, sagt Eichendorff so schön [1]), erschien „wie ein Gedicht, das, nach Art der Volkslieder, oft unbeschreiblich rührend, plötzlich und ohne sichtbaren Uebergang in sein Gegentheil umschlug und sich beständig in überraschenden Sprüngen bewegte. Der Grundton war eigentlich eine tiefe, fast weiche Sentimentalität, die er aber gründlich verachtete, eine eingeborene Genialität, die er selbst keineswegs respectirte und auch von Andern nicht respectirt wissen wollte. Und dieser unversöhnliche Kampf mit dem eigenen Dämon war die eigentliche Geschichte seines Lebens und Dichtens und erzeugte in ihm jenen unbändigen Witz, der jede verborgene Narrheit der Welt instinctartig aufspürte und niemals unterlassen konnte, jedem Thoren, der sich weise dünkte, die ihm gebührende Schellenkappe aufzustülpen und sich somit überall ingrimmige Feinde zu erwecken." Dazu kam der wunderbare Zauber, welcher Brentano's Persönlichkeit umgab, namentlich der jedes Ausdrucks fähige, mächtige Blick seines Auges. Er schien in der That die verkörperte Romantik zu sein und er trug sie auch ohne Bedenken in sein eigenes Leben hinüber. Als Dichter war er bereits aufgetreten durch das Lustspiel „Ponce de Leon" und den Roman „Godwi". Arnim dagegen gehörte zu den seltenen Dichter-Naturen, die, wie Goethe, ihre poetische Weltansicht jederzeit von der Wirklichkeit zu sondern wissen

[1]) Eichendorff, Verm. Schriften, V 308.

und daher besonnen über dem Leben stehen und dieses frei als ein Kunstwerk behandeln“ [1]). Arnim's männlich schöne Erscheinung, die Unabhängigkeit und Wahrhaftigkeit seiner Gesinnung, die glänzende Begabung seines Geistes und der sittliche Ernst, welcher ihn beseelte, machten auf Eichendorff den tiefsten Eindruck, obgleich Arnim als Dichter bis dahin mit nur wenig bedeutenden Sachen hervorgetreten war. Noch in der „Geschichte der deutschen poetischen Litteratur“, welche Eichendorff doch erst fast vierzig Jahre später schrieb, finden wir eine jugendliche Begeisterung für den Dichter der „Gräfin Dolores“.

Beide, Brentano und Arnim, waren eng befreundet und führten in einer einfachen Kneipe, dem „Faulpelz“, ein genialisches Dasein. Eichendorff sagt, beide hätten sich zu einander wie ein seltsames Ehepaar verhalten, wovon der ruhige, mild-ernste Arnim den Mann und Brentano, der ewig bewegliche, den weiblichen Theil darstellte. Ueber Beiden aber, „wie ein Meister über fahrenden Schülern,“ stand ein Mann, älter als sie alle und doch ein jugendlicher Feuerkopf, kein producirender Poet, aber doch ein Dichter von Gottes Gnaden, ein Held des Geistes und der Feder, ein kampflustiger Patriot und enthusiastischer Verehrer der bürgerlichen und religiösen Freiheit — Joseph von Görres. Der nunmehr einunddreißigjährige Mann hatte bereits ein bewegtes Leben hinter sich. Mit Begeisterung hatte er die weltbewegenden Ideen, welche von Frankreich in das deutsche Land herüberwehten und einen neuen Völkerfrühling versprachen, in sich aufgenommen und war in Wort und Schrift ihr eifriger Vertreter geworden. Er eilte nach Mainz, dem damaligen Hauptquartier der deutschen Revolutionaire — wenn man sie so nennen darf, denn sie waren um vieles zahmer als ihre Gesinnungsgenossen an der Seine — wo er in Clubs und Volksversammlungen als ein bald hoch gefeierter Redner auftrat [2]). Er war ein populärer Mann in einem Alter, wo andere noch auf den Lehrbänken der Universitäten sitzen und aufmerksam horchend die Weisheit des Katheders in sich aufnehmen. Bald trat er auch als Journalist hervor und bezauberte die Leser mit seinem witzreichen, geistsprühenden Stil ebenso wie seine Zuhörer mit seiner ungestümen, einem unaufhaltsam niederstürzenden Bergstrom ähnelnden Beredtsamkeit. Die Ernüchterung blieb allerdings nicht aus. Er sah von einer rohen, jedes höhern Aufschwungs baren Menge seine Freiheitsideale entehrt; er sah ein, zu welchen Verirrungen der Genuß schrankenloser Freiheit, für welche keine Nation geschaffen ist, führen mußte, und begrüßte es als ein Zeichen des Herannahens einer bessern Zukunft, als Napoleon die Zügel der Herrschaft an sich nahm. Aber

[1]) Verm. Schriften, V 307. — [2]) Siehe Galland, Görres, 40.

auch hier erlitt er eine Enttäuschung. Als er im Auftrag seiner Mitbürger im November des Jahres 1799 nach Paris gesandt wurde, um hier die Zurücknahme einer drückenden Maßregel zu erwirken, lernte er den neuen Gewalthaber genugsam kennen, um von ihm keine Unterstützung der Sache der Freiheit mehr zu erwarten. Unbefriedigt von der ganzen Entwickelung der so froh begrüßten Bewegung, zog er sich nach Koblenz zurück und lebte als Lehrer an der dortigen Secundairschule nur der Wissenschaft. Lange hielt er es auch in dieser Stellung nicht aus, denn nach wenigen Monaten schon brach er nach Heidelberg auf, wo er philosophische und physiologische Vorlesungen ankündigte. Eichendorff sagt über ihn als den Lehrer der Jugend: „Es ist unglaublich, welche Gewalt dieser Mann, damals selbst noch jung und unberühmt, über alle Jugend, die irgend geistig mit ihm in Berührung kam, nach allen Richtungen hin ausübte. Und diese geheimnißvolle Gewalt lag lediglich in der Großartigkeit seines Charakters, in der wahrhaft brennenden Liebe zur Wahrheit und einem unverwüstlichen Freiheitsgefühl, womit er die ein Mal erkannte Wahrheit gegen offene und verkappte Feinde und falsche Freunde rücksichtslos auf Tod und Leben vertheidigte; denn alles Halbe war ihm tödtlich verhaßt, ja unmöglich, er wollte die ganze Wahrheit. Wenn Gott noch in unserer Zeit Einzelne mit prophetischer Gabe begnadigt, so war Görres ein Prophet, in Bildern denkend und überall auf den höchsten Zinnen der wildbewegten Zeit weissagend, mahnend und züchtigend; auch darin den Propheten vergleichbar, daß das »Steiniget ihn!« häufig genug über ihn ausgerufen wurde [1]).

Eichendorff wurde mit Görres bekannt durch den Besuch seiner Vorlesungen und schloß bald mit ihm ein enges Freundschaftsbündniß, obgleich er zu dem ältern und in mancher Beziehung höher begabten Genossen mit ehrfürchtiger Scheu emporblickte. Durch Eichendorff wiederum kam Görres mit Arnim und Brentano in Verbindung, und bald umschlang diese vier so verschiedenartig gestimmten und in ihren Endzielen doch harmonirenden Männer ein enges Band. Was sie Alle vereinte, war die Liebe zum deutschen Vaterlande und der heilige Zorn über die Schmach der Zeit, der sich oft genug in recht bittern Worten Luft machte.

Aber, sich erzürnen über so viel Niedertracht und feige Gesinnung — das war auch alles, was den patriotischen Feuerköpfen zu thun übrig blieb. Die Zeit war zu klein für ihre großen Gedanken. Und so flüchteten sie sich als echte Romantiker in die deutsche Vergangenheit, versenkten sich in die herrlichen Zeiten deutscher Größe und berauschten sich an der Poesie längst vergangener Jahrhunderte, während gleichzeitig

[1]) Verm. Schriften, V 306.

Fichte seine mächtig wirkenden „Reden an die deutsche Nation“ herausgab. Arnim und Brentano sammelten die deutschen Volkslieder und eröffneten der staunenden Mitwelt verborgene Schätze, deren Reichthum und Schönheit die Freunde gesunder Poesie entzückte; Görres aber brachte die lieblichen deutschen Volksbücher in Erinnerung, welche, in geradem Gegensatz zur antikisirenden Richtung, dem Geiste der deutschen Nation so sehr entsprachen. Eichendorff betheiligte sich auf das eifrigste an all' diesen Bestrebungen und brachte namentlich der Sammlung von Volksliedern das wärmste Interesse entgegen. Wenn wir die Gedichte betrachten, welche in dieser Zeit entstanden sind — sie wurden in den folgenden zwei Jahren in Aſt's Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst (Landshut) veröffentlicht —, so finden wir unverkennbar den Einfluß der Beschäftigung mit unserer großen Vergangenheit sowie unserer ältern und neuern Volkspoesie. Wir finden da Minnelieder, Lieder im Volkston und Romanzen aus mittelalterlichen Stoffen. Und die Liebe für die deutsche Vergangenheit, für jene Zeit, wo unsere Nation eins war im Fühlen und Glauben, diese Liebe, welche, wenn sie auch in Heidelberg nicht geboren wurde, doch dort ihre kräftigste Nahrung fand, hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet und ist in den trübsten Tagen sein Trost geblieben. Auch an den Studien über die deutschen Volksbücher, welche Görres mit Begeisterung betrieb, betheiligte sich Eichendorff und lieferte Ersterm häufig schätzbares Material.

Die liebsten Stunden des jungen Dichters waren die Abende, welche er mit Görres, Arnim und Brentano zubrachte. Brentano sang in Görres' einsamer Klause selbstcomponirte Lieder zur Guitarre. „Man könnte,“ sagt Eichendorff[1]), „schwerlich einen ergötzlichern Gegensatz der damals florirenden ästhetischen Thees ersinnen, als diese Abendunterhaltungen, häufig ohne Licht und brauchbare Stühle bis tief in die Nacht hinein: und wie da die Drei alles Große und Bedeutende, das je die Welt bewegt hat, in ihre belebenden Kreise zogen, und mitten in dem Wetterleuchten tiefsinniger Gespräche Brentano mit seinem witzsprühenden Feuerwerk dazwischen fuhr, das dann gewöhnlich in ein schallendes Gelächter zerplatzte.“ Das schallende Gelächter galt vornehmlich dem deutschen Philister, den zu hassen Eichendorff in diesem übermüthigen Kreise gelernt hat. Er selbst begann den Kampf gegen das Musterbild nüchterner Oberflächlichkeit und prosaischer Aufgeblasenheit erst später.

Von Romantikern auf dem Gebiete der Wissenschaft, welche in der schönen Musenstadt genugsam vertreten waren, lernte Eichendorff namentlich Professor Thibaut schätzen, unter dessen Leitung er eifrig dem Stu-

[1]) Verm. Schriften, V 308.

dium der Jurisprudenz oblag. Thibaut war nicht allein ein hervorragender Rechtsgelehrter, sondern auch ein feinsinniger Kenner und begeisterter Verehrer der alten Kirchenmusik. Creuzer, mit seiner mystischen Religionslehre, und Gries, der treffliche Uebersetzer südlicher Dichter, standen Eichendorff ebenfalls nahe. Letzterer besonders, weil Eichendorff sich mit Leidenschaft dem Studium der italienischen Sprache ergab, welche er sich bald in einem so hervorragenden Maße aneignete, daß selbst Italiener in der Conversation in ihm einen Landsmann zu erkennen glaubten. Auch philosophische Vorlesungen besuchte er eifrig. In den Mußestunden, angeregt durch Brentano's meisterhaftes Spiel, übte er sich auf der Guitarre.

Noch inniger als mit den genannten Männern ward Eichendorff mit dem nur um zwei Jahre ältern Grafen Otto Heinrich von Löben befreundet, welcher, wie er selbst, noch in den Vorhallen der Göttin Poesie stand und ehrerbietig zu so berühmten Dichtern wie Arnim und Brentano, welch' Letzterer sich gar einen Schützling Goethe's nennen durfte, emporblickte. Er dichtete viel und verfügte, wie Eichendorff sagt, über eine unglaubliche Formgewandtheit, besaß jedoch weder Tiefe noch Kraft. Als er sich mit Eichendorff befreundete, war er bereits im Besitz eines stattlichen Päckchens eigener Poesieen, welche er zum Druck vorbereitete, sowie eines Romans à la Novalis, den er „Guido" zu betiteln gedachte. Löben gegenüber legte Eichendorff die seiner bescheidenen Gesinnung entspringende Zurückhaltung ab und theilte ihm einige von seinen Gedichten mit. Löben nahm sie mit einer Begeisterung auf, welche der Dichter in seinen kühnsten Träumen nicht erwartet hatte, ja, er übernahm es sogar, die Aufnahme der besten in die bereits erwähnte Zeitschrift von Ast zu vermitteln. Eichendorff stimmte dem zu, weigerte sich aber entschieden, sich als Verfasser derselben öffentlich zu bekennen, und Löben wählte das in der That sehr zutreffende Pseudonym „Florens", der Blühende, für ihn. So erschienen denn im ersten Bande der genannten Zeitschrift das schöne Sonett: „Was wollen mir vertrauen die blauen Weiten", sowie die Lieder: „Wenn trübe Schleier alles grau umweben", „Die Zauberin im Walde", „Frisch eilt der helle Strom hinunter", „Sei stark, getreues Herze" und die Romanze: „Kaiser Albrecht's I. Tod", sowie einige andere, welche der Dichter indessen später in eine andere Form umgegossen hat. Eichendorff dankte dem Freunde für sein warmes Interesse in einem schönen Sonett, in welchem die das ganze Verhältniß kennzeichnende Stelle vorkommt:

Wo Zwei sich treulich nehmen und ergänzen,
Wächst unvermerkt das freud'ge Werk der Musen.

Im Frühjahr 1808 verließen die beiden Brüder, welche ein volles Jahr in dem traulichen Heidelberg zugebracht hatten, die ihnen so lieb-

gewordene Stadt, um eine Reise nach Paris anzutreten. Es war der Eltern Wunsch, daß die Söhne nach beendeten Universitätsstudien die vielbewunderte Weltstadt kennen lernen sollten, ehe sie in die Heimath zurückkehrten. Mit welchen Gefühlen Eichendorff von Heidelberg und seinen lieben Bekannten schied, läßt sich denken; nur die Aussicht, schon bald wieder mit ihnen zusammen zu treffen, linderte den Schmerz der Trennung. Görres bat seinen jungen Freund, auf der Pariser Bibliothek für ihn einige altdeutsche Handschriften von Volksbüchern zu vergleichen: ein Auftrag, der den Dichter mit nicht geringem Stolz erfüllte; Brentano und Arnim wünschten dem scheidenden Freunde Glück, daß er dem deutschen Michel den Rücken kehren könne, und Löben verabredete mit Beiden eine längere Reise durch Süddeutschland, sobald sie zurückgekehrt sein würden.

Im April 1808 kamen sie in dem Babel an der Seine an und verfehlten nicht, es mit deutscher Gründlichkeit nach allen Richtungen zu durchstreifen. Die reichen, meist andern Ländern gestohlenen Kunstschätze des Louvre erfüllten Joseph mit Entzücken; der ungeheuere Reichthum der kaiserlichen Bibliothek reizte seine Wißbegier und veranlaßte ihn, ganze Tage im Lesezimmer zuzubringen; das ihm völlig neue, außerordentlich manchfaltige Leben der Weltstadt endlich verschaffte ihm neue Anschauungen und Aufschlüsse. Des Auftrags, welchen Görres ihm mitgegeben, entledigte er sich mit großer Gewissenhaftigkeit und er war so glücklich, dem Freunde manches neue Material mitbringen zu können. Trotz aller Herrlichkeiten in der Kaiserstadt empfand Eichendorff aber bald einen „wahren Heißhunger" nach Deutschland und brach mit dem Bruder im Mai desselben Jahres zur Heimreise auf. In Heidelberg blieben die Brüder noch einige Wochen mit den alten Freunden zusammen und trennten sich dann von der Stätte so vieler reiner Freuden und ernsten Strebens, ohne sie je wieder zu sehen.

Sie strebten nunmehr ihrer Heimath zu, reisten jedoch wie echte Touristen, denen daran gelegen ist, Land und Leute aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Keine Gegend, welche Mutter Natur mit ihren Reizen großmüthig ausgestattet, blieb unbesucht; keine Stätte, wo Wissenschaft und Kunst blühten, ward übergangen, und jeder Ort, welchen große geschichtliche Erinnerungen mit einem verklärenden Schimmer umgaben, ward in ihre Reiseroute gezogen. Sie reisten, ohne Zweifel in so urbehaglicher Weise, wie Eichendorff in seinen Novellen seine Lieblingspersonen reisen läßt, über Frankfurt und Aschaffenburg, durchstrichen den Spessart und weilten in Würzburg. In Nürnberg blieben sie mehrere Tage und erfreuten sich an den Denkmalen vergangener Herrlichkeit und

nes fein ausgebildeten Kunstsinnes. Hier schied Löben von ihnen, der ›enfalls Heidelberg für immer verlassen hatte.

Die Brüder wandten sich nun nach Regensburg, um von da die ›onau hinab nach Wien zu fahren. Wie lange sie in der Kaiserstadt n der Donau verweilten und welche Bekanntschaften sie dort anknüpften, st uns nicht mitgetheilt worden; in der Biographie Eichendorff's heißt s nur, daß sie „einige Zeit" dort zugebracht hätten.

IV.

Mit der Rückkehr in das väterliche Haus begann für Eichendorff eine neue glückliche Lebensperiode. Erfüllt von den empfangenen vielseitigen Eindrücken, welche die Universitätszeit und seine für die damaligen Zustände sehr weiten Reisen ihm gegeben, erfüllt von großen Ideen und einer schwärmerischen Begeisterung für die Kunst, vorab die Dichtkunst, erfüllt aber auch von einer frisch pulsirenden Lebenskraft, welche in einem gesundheitstrotzenden Körper ihren Wohnsitz hatte, regte sich in ihm eine erstaunliche Schaffenslust, welcher wir eine ganze Reihe seiner schönsten Gedichte und die Pläne zu vielen Novellen verdanken. In dem reizvollen, romantischen Lubowitz, seiner über alles geliebten Heimath, ging der Samen, welchen er in Heidelberg in sich aufgenommen, zu prächtigen Blumen auf. Ein wahres Kind des Glücks, ein echter Günstling der Musen, wiegte er sich in einem behaglichen, anregungsvollen Dasein, welches den Dichter in ihm mit jedem Tage mehr zur Entwickelung brachte. Er befand sich so recht in jener Stimmung, welche den Helden seines in diesen schönen Tagen entworfenen Romans „Ahnung und Gegenwart" beseelt, und die er mit den treffenden Worten schildert: „Seine Seele befand sich in einer kräftigen Ruhe, in welcher allein sie im Stande ist, gleich dem unbewegten Spiegel eines See's den Himmel in sich aufzunehmen. Das Rauschen des Waldes, der Vogelsang rings um ihn her, diese seit seiner Kindheit entbehrte grüne Abgeschiedenheit, alles rief in seiner Brust jenes ewige Gefühl wieder hervor, das uns wie in den Mittelpunkt alles Lebens versenkt, wo alle die Farbenstrahlen, gleich Radien, ausgehen und sich an der wechselnden Oberfläche zu dem schmerzlich schönen Spiel der Erscheinung gestalten. Alles Durchlebte und Vergangene geht noch ein Mal ernster und würdiger an uns vorüber, eine überschwängliche Zukunft legt sich wie ein Morgenroth blühend über die Bilder, und so entsteht aus Ahnung und Erinnerung eine neue Welt in uns, und wir erkennen wohl alle die Gegenden und Gestalten wieder, aber sie sind größer, schöner und gewaltiger und wandeln in einem

wunderbaren Lichte. Und so dichtete hier Friedrich unzählige Lieder und wunderbare Geschichten aus tiefster Herzenslust, und es waren fast die glücklichsten Stunden seines Lebens“ [1]). In dieser Zeit entstanden jene schönen, so rein und tief empfundenen Lieder, wie: „In einem kühlen Grunde“, „Sind's die Häuser, sind's die Gassen“, „Die Welt ruht still im Hafen“, „Schlafe, Liebchen, weil's auf Erden“, „O Thäler weit, o Höhen“, „Wer hat dich, du schöner Wald“, „Vergangen ist der lichte Tag“ u. a., welche zum großen Theil in den Liederschatz des deutschen Volkes übergegangen sind und immer und immer wieder gesungen werden. Indessen haben auch geistliche Lieder, welche des Dichters tieffromme Gesinnung auf das schönste bekunden, in dieser Zeit ihren Ursprung; denn auch im sorgenlosen Genuß eines reichen Glücks, im gleichsam trunkenen Schwelgen in den Schönheiten der Natur und der Poesie ging ihm der demüthig-fromme Sinn nicht verloren, welcher ihn als Kind schon beseelt hatte. Natur und Gott, das ist der Kern seines Dichtens; versenkt in die eine erhebt sich sein Geist zu der Größe des Schöpfers, und in den Preis Gottes mischt sich die begeisterte Bewunderung seiner Werke.

Wie es damals wogte und wallte in seiner jugendlichen Seele, das finden wir in seinem Roman „Ahnung und Gegenwart“, welcher in seiner überraschenden Fülle an Gefühl, Geist und Witz, aber auch an übersprudelnder Begeisterung so recht die Gährung in der Seele des jungen Dichters verräth. Als echter Romantiker hält er die Poesie für die höchste aller Künste; nicht zwar für die Beherrscherin des Lebens, wohl aber für eine Macht, mit welcher der Verstand und die vom Verstande regierte Menschheit zu rechnen haben. In dem Sonettenkranz „Der Dichter“, welchen er in dieser Zeit verfaßte, singt er das hohe Lied von der Poesie und ihrem Priester. Da sehen wir, wie hoch, mit welchem heiligen Ernst er die Dichtkunst auffaßte, und daß er in dem ihm gegebenen Talent in der That einen Ruf von oben erblickte [2]). Dieser Sonettenkranz, edelschön in der Form und getragen von hohem, sittlichem Adel, kann in der That als das poetische Glaubensbekenntniß Eichendorff's bezeichnet werden. Es ist eine seltene Erscheinung in der deutschen Litteraturgeschichte, daß ein zwanzigjähriger genialer Jüngling sich solche Ziele und, was besonders betont werden muß, sich solche Grenzen steckt. Trotz alles Ueberwallens keine kecke Verachtung von Gesetz und Sitte, kein Anstürmen gegen die sittliche Weltordnung, welche so manches romantischen Dichters Anfänge charakterisirt! Ernst nahm er das Leben und ernst die Kunst, und gestattete dem losen Witze nur, sich

[1]) II 305. — [2]) I 63—66.

als coquettes Rankenwerk um den innern Kern zu schlingen. Schon dem werdenden Dichter galt die übermüthige Ironie des Romantikers, dies Feldgeschrei der Schlegel, nicht als Selbstzweck, und sie ist auch, obgleich die Wortführer der neuen Schule einen so großen Einfluß auf ihn ausübten, nie sein in hoc signo vinces geworden.

Am stärksten prägt sich der tief sittliche Gehalt seiner Jugendpoesieen in den patriotischen Gedichten aus. Preußen lag zerschmettert am Boden; Napoleon stand auf der Höhe seiner Macht; auf dem Fürstentage zu Erfurt (17. September bis 15. October 1808) huldigten ihm vier Könige und vierunddreißig Fürsten aus Deutschland. Selbst echt patriotisch gesinnte Männer verzweifelten daran, daß es je gelingen werde, das fremde Joch abzuwerfen; Andere aber fühlten in sklavischer Unterwürfigkeit sich wohl in ihrer Unterdrückung. Der junge Eichendorff gehörte zu denen, die ihr Vertrauen auf den alten Gott, der keinen Deutschen verläßt, nicht verloren, zu denen, die in tiefer Einsamkeit auf den Augenblick warteten, wo das Vaterland sie rief. In ihm, dessen Seele erfüllt war von den herrlichen Bildern deutscher Größe, kochte es in heiligem Zorn. Wenn er in den Hallen seines väterlichen Hauses die alten Waffen funkeln sah, dann, singt er,

Möcht' ich, über uns're Schande
Tief entbrannt in zorn'gem Lieben,
Wurzeln in der Felsen Marke
Und empor zu Himmels Lichten
Stumm anstrebend wie die starke
Riesentanne mich aufrichten.[1])

Erbärmlich Volk sieht er um falscher Götzen Throne lagern; wohl Manchen, „dem die wirklichen Geschichten der Zeit das ehrlich deutsche Herz zerschlagen", hört er klagen wie Prinz Hamlet: „Weh, daß zur Welt ich kam, sie einzurichten." Mit Sehnsucht wünscht er die Zeit herbei, wo es ihm vergönnt ist, das Schwert zu ziehen, denn:

Wer in der Noth nichts mag als Lauten rühren,
Dess' Hand dereinst wächst mahnend aus dem Grabe.[2])

Mit Begeisterung begrüßt er den Heldenkampf der Tiroler, die sich selbst Retter geworden sind:

Hochherzig Volk, Genosse größ'rer Zeiten!
Du sinkst nun in der eig'nen Häuser Brande,
Zum Himmel noch gestreckt die freien Hände.

O Herr, laß diese Lohen wehn, sich breiten
Auffordernd über alle deutschen Lande,
Und wer da fällt, dem schenk' so glorreich Ende.[3])

---

[1]) I 117. — [2]) I 122. — [3]) I 123.

Erfüllt von diesen Gedanken, fügte er seinem Roman „Ahnung und Gegenwart" die interessanten Schilderungen aus dem Freiheitskampfe eines Gebirgsvolkes an, unter welchem die Tiroler gemeint sind, und entwarf ein Drama, welches die Erhebung der Germanen gegen die Römer unter Arminius behandeln sollte. Aber sein Herzenswunsch, selbst mit in das Feld ziehen zu dürfen, konnte noch nicht in Erfüllung gehen; er mußte die Zeit erwarten mit klopfendem Herzen, wie so mancher jugendliche Patriot jener Tage.

Neben den poetischen Arbeiten lief aber eine ungemein praktische Thätigkeit. Es war Absicht der beiden Brüder, sich in die Verwaltung der väterlichen Güter einzuführen und so auf Uebernahme derselben sich vorzubereiten. Unserm Dichter sagte die Landwirthschaft von Herzen zu. Gewohnt, täglich mit der Natur zu verkehren und sie in ihren wechselnden Stimmungen zu beobachten, fand er sich leicht in eine Beschäftigung, welche ihm diesen Verkehr zur Pflicht machte. Er arbeitete unverdrossen, und sein Körper gedieh sichtlich in der anstrengenden und doch anregenden Thätigkeit.

Indessen gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir für seinen unermüdlichen Fleiß, der den Eltern so viele Freude machte, noch einen andern Grund als den der angeborenen Neigung geltend machen: Eichendorff verlor schon bald nach seiner Rückkehr in die Heimath sein Herz und richtete nun sein ernstes Streben darauf, sich für die bevorstehende Selbständigkeit vorzubereiten. Louise Victoria von Larisch hieß seine Auserwählte, eine Tochter des Gutsbesitzers Johann von Larisch auf Pogrzebin bei Ratibor. Sie stand in noch sehr jugendlichem Alter, ragte jedoch durch Schönheit, Geist und fromme Gesinnung weit über ihre Genossinnen. Als Eichendorff sie zum ersten Male sah, gewann sie seine ganze Neigung. Dem ersten Besuch folgten rasch weitere, welche von den Eltern beider Seiten gern gesehen wurden, und nach Verlauf von wenigen Wochen war Eichendorff glücklicher Bräutigam. Mit dieser Liebe erweiterte sich das Stoffgebiet seiner Muse; denn bis dahin hatte er es verschmäht, Gefühle zu besingen, welche er nicht hegte:

Was mir das Herz bewogen,
Das sagte treu mein Mund.
Und das ist nicht erlogen,
Was kommt aus Herzensgrund.

Zahlreiche, innig empfundene Lieder sind die poetische Frucht seiner überaus glücklichen Liebe. Ihr sind die tief empfundenen sechs Wanderlieder gewidmet, welche in der Gedicht-Sammlung unter der Ueberschrift „In der Fremde" vereinigt erscheinen und zu den schönsten Blüthen seiner Lyrik gezählt werden müssen. Zwischen ihm und seiner Braut herrschte

eine seltene Uebereinstimmung der Seelen. Wie er, war sie hochgesinnt; wie er, liebte sie die schönen Künste und vorab die Poesie; wie er, war sie von Herzen fromm und bei aller Innigkeit von keuscher Empfindung. Eichendorff wünschte eine baldige Vermählung, indessen zögerten die Eltern seiner Braut mit der Zustimmung, weil sie noch zu jugendlich erschien. Später traten die kriegerischen Ereignisse dazwischen, so daß die Liebenden erst im October 1814 vereinigt werden konnten.

Im Herbst 1809 machten die Brüder auf Löben's Einladung eine Reise nach Berlin, wo sie Arnim und Brentano wiederfanden. Beide waren mit poetischen Arbeiten beschäftigt: jener mit seinem Roman „Gräfin Dolores", dieser mit den „Romanzen vom Rosenkranz". Unter den neuen Bekanntschaften mit hervorragenden Männern ist die mit Adam Müller, der im Jahre 1805 katholisch geworden war, am bemerkenswertheſten. Müller, von Beruf Nationalökonom, dessen Theorien heute noch beachtet werden, war zugleich ein warmer Freund der schönen Litteratur und theoretischer Verfechter der Romantik. Seine Vorlesungen über das Schöne und die spanische Poesie, über deutsche Litteratur und Kunst, sowie über die dramatische Poesie fanden zahlreiche Zuhörer, und seine Ansichten begeisterte Gläubige. Als seine Lebensaufgabe bezeichnete er eine „wissenschaftliche Darstellung des Staats in seinem ewigen Bunde mit Religion, Poesie und Leben" [1]) — eine echt romantische Aufgabe. Eichendorff war häufig Gast in seinem Hause, wo sich die tonangebenden litterarischen Größen Berlin's Stell-dich-ein gaben, und empfing dort vielseitige Anregung. Auch die Vorlesungen Fichte's besuchte er und sehr oft das Berliner Nationaltheater, welches zu jener Zeit bedeutende Kräfte zur Verfügung hatte.

Leider wurde sein Aufenthalt in Berlin nach einigen frohen Wochen in recht unangenehmer Weise gestört, da er in ein Nervenfieber fiel, welches ihn drei Monate lang an das Krankenlager fesselte. Erst im März 1810 konnte er nach Lubowitz zurückkehren. Aber nun fand er in der stillen Heimath kein Genüge mehr, er sehnte sich nach fruchtbringender Arbeit und anregender Thätigkeit. Der Aufenthalt in Berlin, wo die nationale Wiedergeburt sich langsam unter einer scheinbar ruhigen Oberfläche vorbereitete, hatte ihn mit einiger Beschämung über seine, nur der eigenen Wohlfahrt gewidmete Thätigkeit erfüllt. Er strebte nach Arbeit für die Allgemeinheit, und diesen Wunsch hegte auch sein Bruder. Beide dachten in den Staatsdienst zu treten. Dazu kam eine äußere Veranlassung. Der Krieg mit seinen ungeheuern Lasten hatte die Güter des Vaters so sehr verschuldet, daß es den Brüdern, als

[1]) Eichendorff, Gesch. d. poet. Litt., II 49.

ihnen nähere Einblicke in die Verwaltung gestattet wurden, sehr unwahrscheinlich dünkte, ob sie sich würden halten lassen. Beide mußten also für den schlimmsten Fall vorbereitet sein und für ihre Zukunft sorgen, Joseph um so mehr, als er daran dachte, ein geliebtes Mädchen heimzuführen. Preußen bot den jungen Männern die denkbar schlechtesten Aussichten, sowohl wegen der politischen Lage als wegen des Verhaltens der Behörden den katholischen Beamten gegenüber. Sie entschlossen sich also in österreichische Staatsdienste zu treten, wo ihnen persönliche Beziehungen sehr zu statten kamen, und reisten im October 1810 nach Wien ab.

Ihre Hoffnungen erfüllten sich in reichem Maße. Sie erhielten, obgleich sie österreichische Universitäten nicht besucht hatten, sofort die Erlaubniß, sich den Staatsprüfungen zu unterziehen, und bestanden dieselben mit Auszeichnung. Sie wurden nunmehr dem Dienste eingereiht, um nach einer gewissen Zeit definitiv angestellt zu werden. So vergingen über zwei Jahre. Wieder hatte Eichendorff das Glück, mit hervorragenden Geistern bekannt und befreundet zu werden. Abgesehen von allem andern hatte die Natur ihm einen Freibrief mit in die Welt gegeben, welcher ihm alle Thüren bereitwilligst öffnete: das war seine männlich schöne Erscheinung. „Auf dem schlanken, kräftig gebauten Körper von edelster Haltung ruht das zuversichtliche, fast kecke Haupt, nach damaliger Sitte von reichen glänzend braunen Locken umwallt. Aus den belebten Zügen spricht Begeisterung, Kraft und männliche Entschlossenheit, aus dem tiefblauen, feuerigen Auge zugleich ein herzliches Wohlwollen“ [1]).

Der Erste, welcher ihn mit offenen Armen empfing, war Friedrich Schlegel, welcher schon seit acht Jahren in Wien ansässig war. Er hatte seine Sturm- und Drangperiode hinter sich und war nach vielen Irrfahrten auf dem wild bewegten Meere des Lebens und der Poesie in den sichern Hafen der katholischen Kirche eingelaufen. Wenn er früher den vermessenen Grundsatz aufstellte: „Alle Selbständigkeit ist Originalität, und alle Originalität ist moralisch, und man hat nur so viel Moral, als man Sinn für Poesie und Philosophie hat,“ so beugte er sich nunmehr demüthig vor der katholischen Kirche und erblickte in ihr nicht allein die Quelle der Moral, sondern auch den Urgrund der Künste und Wissenschaften. Und in diesem Sinne wirkte er jetzt als Lehrer und Schriftsteller.

Ihm treu zur Seite stand seine ebenfalls zum Katholicismus übergetretene Gattin Dorothea, eine Tochter des bekannten jüdischen Philo-

[1]) IV 474.

ophen Moſes Mendelsſohn, welche zuerſt den Kaufmann Simon Veit eheirathet und ſich als Culturdame von recht freien Lebensanſchauungen bekannt gemacht hatte. Jetzt war ſie, wie Friedrich Schlegel, aus innerſter Ueberzeugung katholiſch. Obgleich Dorothea auf Schönheit einen Anſpruch machen konnte, zog ſie doch die Männerwelt unwiderſtehlich an ſich — der beſte Beweis war ihr jetziger Gatte, den ſie noch an Alter um acht Jahre überragte. Ihr lebhafter Geiſt, ihre witzſprudelnde Converſation, ihre reichen Kenntniſſe aus vielen Wiſſenſchaften übten auf die Männer der Litteratur und Kunſt einen großen Einfluß aus. In den Abendgeſellſchaften griff ſie ſtets lebhaft in die Unterhaltung auch über die ſchwierigſten und Frauen ganz fernliegenden Gegenſtände ein und überraſchte durch ihre ſchnelle Auffaſſungsgabe und ihr ſcharfſinniges Urtheil. An den ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ihres Mannes betheiligte ſie ſich in nicht geringem Maße und trat auch ſelbſt als Dichterin auf. Trotz alledem war ſie eine ſorgſame Gattin und Hausfrau und verſchmähte es nicht, Strümpfe zu ſtopfen und Hemden zu nähen. Eichendorff ſchloß ſich der geiſtvollen Dame, welche ihn mit mütterlichen Augen betrachtete, vertrauensvoll an und offenbarte ihr ſeine dichteriſchen Pläne und Entwürfe. Noch einige Jahre nachher bekannte er, daß er nirgends einen Erſatz für dieſen glücklichen Verkehr gefunden habe. Den faſt vollendeten Roman: „Ahnung und Gegenwart“ legte er ihr zur Prüfung vor und ſchenkte ihren und ihres Gemahles Randbemerkungen volle Beachtung. Sie war es auch, welche dem Roman ſeinen jetzigen Titel gab.

Mit Dorotheens Sohn, dem ſpäter berühmt gewordenen Maler Philipp Veit, welchen Fouqué klar und heiter wie den Frühling, ernſt und ſinnig wie den Herbſt nennt [1]), wurde Eichendorff auf das innigſte befreundet. Auch mit Theodor Körner, welcher als k. k. Theaterdichter in Wien angeſtellt war, kam Eichendorff zuſammen, ohne indeſſen nähere Beziehungen mit ihm anzuknüpfen. Eichendorff hielt ihn für unbedeutend, eine Meinung, welche Dorothea von Schlegel vollſtändig theilte [2]). Mit Wilhelm von Humboldt verkehrte Eichendorff häufig in deſſen Hauſe, ohne ſich veranlaßt zu ſehen, dem berühmten Manne näher zu treten. Enger ſchloß er ſich dem ausgezeichneten Redemptoriſtenpater Clemens Maria Hoffbauer an, deſſen Predigten viel Aufſehen erregten, und deſſen Wirken ein außerordentlich ſegensreiches war.

Im Frühjahr 1811 kam auch Adam Müller nach Wien, um im Hauſe des Erzherzogs Maximilian von Eſte Vorträge über Staatswirthſchaft zu halten. Die beiden Brüder erneuerten ihre Bekannt-

---

[1]) Fouqué's Selbſtbiographie, S. 326. — [2]) Raich, Dorothea von Schlegel, II 138.

ſchaft mit dem ſelten begabten Manne und bezogen ſchließlich ſogar eine Wohnung mit ihm. „Müller beſchäftigte ſich damals viel mit dem auch an höchſter Stelle ſehr begünſtigten Plan, in Wien eine nach norddeutſchem Muſter eingerichtete Univerſität zu gründen. Eichendorff ward bei derſelben ein Lehramt zugedacht, und es ſchien dies ſeinen Neigungen auch nicht entgegen; die Ausführung des für Oeſterreich ſo wichtigen Projectes ſcheiterte indeß größtentheils an Müller ſelbſt, dem es trotz ſeiner vielſeitigen Begabung an dem praktiſchen Geſchick gebrach, ein ſolches Unternehmen in's Leben zu rufen“[1]).

So verkehrte Eichendorff in freundſchaftlicher Weiſe mit den hervorragendſten litterariſchen Größen, welche Wien damals aufzuweiſen hatte, und gewann ſpielend eine Fülle von Kenntniſſen und Anſchauungen. Auch ſeine Beamtenlaufbahn verſprach eine günſtige zu werden, ſo daß er einer glücklichen Zukunft entgegenſehen durfte. Bald begann auch ſein Name als Dichter in weitern Kreiſen bekannt zu werden. Jene Veröffentlichungen in der ſchon erwähnten Aſt'ſchen Zeitſchrift waren ziemlich ſpurlos vorübergegangen, nun aber erſchienen von ihm, wieder unter dem Namen *Florens*, in Kerner's Muſen-Almanach: „Deutſcher Dichterwald“, welcher Ende 1812 herauskam, die beiden lieblichen Gedichte „In einem kühlen Grunde“ und „Sind's die Häuſer, ſind's die Gaſſen“, welche dem jungen Dichter ſofort eine große Anzahl von Verehrern verſchafften. Seltſamer Weiſe iſt es nur einem Zufall zu verdanken, daß das erſte Gedicht damals ſchon (ſpäter wurde es dem Roman „Ahnung und Gegenwart“ einverleibt) in die Oeffentlichkeit kam. Kerner erzählt darüber: „Es war im Jahre 1812, wo ich von meinen Freunden Beiträge zu dem »Deutſchen Dichterwald« einſammelte, deſſen Theilnehmer auch Uhland, Schwab, K. Mayer, Fouqué, Varnhagen, Thorbeck u. A. waren. Da ſandte mir Eichendorff durch unſern gemeinſchaftlichen Freund Löben jenes Lied von ſich als Beitrag für unſere Sammlung mit der Unterſchrift »Florens« zu. Mein Wohnort war damals ein freigelegenes Haus in dem württembergiſchen Waldort Welzheim. Als ich nach Empfang des Briefes von Löben jenes ſchöne Lied mit Vergnügen geleſen hatte, legte ich es auf meinen Schreibtiſch nahe an ein offenſtehendes Fenſter, aber plötzlich weht es ein vorüberfahrender Windſtoß vom Tiſch durch's Fenſter hoch in die Luft über Häuſer und Bäume dahin. Ich bemühte mich nun, dieſes wahrhaft zum fliegenden Blatt gewordene Lied viele Stunden lang, ſelbſt in Begleitung eines ſcharfſehenden Jägers, eines Freundes von mir, in Wäldern und Feldern aufzuſuchen, aber vergebens. Der Verluſt deſſelben war mir um ſo em-

[1]) IV 469.

pfindlicher, als das Manuscript der Sammlung schon längst zum Druck abgegangen und, sollte dieser Beitrag noch aufgenommen werden, eine schnelle Nachsendung nöthig war. Was war nun das fernere Schicksal des Gedichtes? Am andern Tage kam ein mit Maultrommeln, Armbändern und Fingerringen handelnder Tiroler zu mir, und siehe da, ich erblickte das Blatt um eine dieser kleinen Waaren gewickelt. Schnell frug ich ihn: wo fandest du denn dieses Papier? worauf er mir erzählte, daß er es bei Kaisersbach, eine Stunde von Welzheim, auf einem blühenden Flachsfelde gefunden und diesen Fingerring darein gewickelt habe. Daß ich ihm sehr vergnügt, das Papier behaltend, ein Dutzend seiner Maultrommeln, meiner Lieblingsinstrumente, entnommen, ist begreiflich."

Der Zauber dieser Lieder, welche mit Recht zu den Perlen unserer lyrischen Dichtkunst gezählt werden, veranlaßte Fouqué, den Verfasser zahlreicher, viel gelesener Ritterromane, dem Dichter, dessen wahren Namen er festgestellt hatte, durch Löben's Vermittelung einen poetischen Gruß nebst verschiedenen neuen Poesieen zuzusenden, in dem es hieß:

Süße Thränen sind geflossen
Mir vom Aug' bei deinem Klang,
Jubelnd nah' ich dem Genossen,
Freu' des Kranzes mich, entsprossen
Deinem Minn- und Rittersang.

Eichendorff, den es mit großer Genugthuung erfüllen mußte, daß ein so berühmter, von ihm selbst hochgeschätzter Dichter ihm die Bruderhand reichte, antwortete mit einigen Sonetten, von denen drei in die Sammlung der Gedichte aufgenommen sind.

Zwischen beiden Dichtern entspann sich ein inniger Verkehr, obgleich sie persönlich erst einige Jahre später zusammenkamen. Beide waren hinsichtlich ihrer geistigen Bestrebungen verwandte Naturen, und Beiden wohnte ein echt ritterlicher Geist inne; an poetischem Talent aber vermochte der gefeierte Verfasser der „Undine" (1811) und des „Zauberrings" (1812) sich mit Eichendorff nicht im entferntesten zu messen. Fouqué war längst ein todter Mann als er starb, Eichendorff's Ruhm dagegen wuchs bis an sein Lebensende. Es ist bezeichnend für die Gewalt eigenartiger Richtungen in der Litteratur, daß auch Eichendorff dem Banne der Fouqué'schen Muse verfiel und ein eifriger Verehrer des Dichters wurde. Wenn auch später seine Begeisterung sich merklich abkühlte, so gehörte er doch nie zu den Vielen, welche ihr früheres Idol mit Hohn und Spott übergossen. Fouqué war es auch, welcher einige Jahre später den mehrfach erwähnten Roman seines jungen Freundes bevorwortete— ein Zeugniß für die Stellung, welche Jener damals in der deutschen Litteratur einnahm.

So war Eichendorff's Aufenthalt in Wien, der nur hin und wieder durch Besuche bei seinen Eltern und seiner Braut unterbrochen wurde, ein überaus glücklicher. Er wurde nach und nach in die höchsten Kreise der Gesellschaft eingeführt und hatte sichere Aussicht auf eine glänzende Laufbahn. Oesterreich schien ihm die zweite Heimath werden zu sollen, so daß Philipp Veit an seine Mutter schreiben konnte, Eichendorff sei so „eingewienert", daß er schwerlich wo anders fröhlichen Herzens sein könne [1]). Aber es kam anders, und daß es so kam, gereicht unserm Dichter zur höchsten Ehre. Endlich war der Zeitpunkt gekommen, um das fremde Joch abzuschütteln, und Eichendorff zögerte keinen Augenblick, das wahr zu machen, was er in feuerigen Gedichten gelobt: er weihte seinen Arm dem Vaterlande. Während der zwei Jahre, welche er in Wien zubrachte, bereitete sich ein so rascher Wechsel der Dinge vor, wie er auch von den Optimisten nicht erwartet worden war. Napoleon, der Emporkömmling, stand im Jahre 1811 auf dem Gipfel seiner Macht. Ein Sohn, den ihm die Tochter des Hauses Habsburg geboren, sicherte seiner Familie die Dynastie. Da begann er den Feldzug gegen Rußland. Der Brand von Moskau äscherte auch den anscheinend unzerstörbaren Riesenbau seiner Macht ein. Geschlagen kehrte er zurück. Nun erhob sich Preußen, das in jahrelanger stiller Arbeit sich auf den großen Befreiungskampf vorbereitet hatte, und der Aufruf des Königs rief am 3. Februar 1813 das ganze Volk zu den Waffen. Eichendorff säumte nicht, dem Rufe zu folgen. „Steig' aufwärts," sang er begeistert,

Steig' aufwärts, Morgenstunde!
Zerreiß die Nacht, daß ich in meinem Wehe
Den Himmel wiedersehe.

Er opferte seine Laufbahn dem Vaterlande, er schlug sein Leben in die Schanze, während um dieselbe Zeit der größte deutsche Dichter seinen Sohn August hinderte, in die Reihen der Freiheitskämpfer einzutreten!

V.

Mit Eichendorff zog Anfang April 1813 sein treuer Freund Philipp Veit in's Feld, während Wilhelm, des Dichters Bruder, in Wien zurückblieb. Am 12. April kamen die Freunde in Breslau, dem preußischen Hauptquartier an, wo sich der König mit seinen Ministern und Generälen befand. Hier wurde ihnen allgemein gerathen, zu dem schwarzen Freicorps unter Lützow nach Sachsen zu gehen, und sie waren gern geneigt, sich

[1]) Raich, a. a. O., II 209.

einem solchen Unternehmen, welches im Kleinkrieg ganz romantische Abenteuer versprach, anzuschließen. Am 18. April trugen sie bereits ihre Uniform, welche Philipp Veit wie folgt beschreibt: „Wir tragen eine Litefka, d. h. eine kurze Pikesche von schwarzem Tuch, weite schwarze Ueberziehhosen und Stiefel, einen Tschako und schwarze Handschuhe, alles mit rothen Schnüren besetzt. Unsere Waffen sind eine Büchse oder Stutzen, ein kurzer Säbel an schwarzem Bandelier, eine Pistole und ein Dolch“ [1]). Die Freunde nahmen sich, wie Philipp noch wohlgefällig bemerkt, höchst kriegerisch aus. Am 19. April gingen beide in Erwartung großer Dinge und in sicherer Hoffnung auf hervorragende Heldenthaten von Breslau ab und trafen am 1. Mai in Grimma ein, wo sich etwa 40 Mann der schwarzen Schaar gesammelt hatten. Sie beabsichtigten, sich nach Dessau, wo Lützow mit der ersten Compagnie stand, durchzuschlagen; da ihnen aber die Franzosen in den Weg kamen, so mußten sie sich bis Meißen zurückziehen. Hier bekamen Eichendorff und Veit vom Hauptmann Seidlitz von der vierten Compagnie den Befehl, nach Dresden zu gehen, alle schwarzen Truppen, welche sich in dortiger Gegend befanden, zu sammeln und ihm zuzuführen. Sodann erhielt das Bataillon von General Scharnhorst den Auftrag, sich in den Spreewald zu werfen, dort den Feind zu beschäftigen und von der Hauptarmee abzulenken. Am 23. Mai finden wir die beiden kriegslustigen Vaterlandsvertheidiger, welche sich danach sehnten, endlich in Thätigkeit zu treten, in Fürstenwalde, wo sie sich gestehen mußten, daß sie sich ihren Feldzug denn doch ganz anders vorgestellt hatten [2]). Eichendorff's muthiges Lied:

„Frisch auf, wir wollen uns schlagen,
So Gott will, über'n Rhein
Und weiter im fröhlichen Jagen
Bis nach Paris hinein.“

sollte für ihn erst viel später in Erfüllung gehen. Am 26. Juni war Veit in Havelberg, während Eichendorff nach Berlin gesandt worden war; Mitte Juli traf auch Philipp dort ein. Beide waren des sehr wenig erfolgreichen Hin- und Herziehens herzlich müde. Lützow's Freicorps spielt in der Poesie der Befreiungskriege eine bedeutende Rolle, in Wirklichkeit aber hatte Lützow's wilde verwegene Jagd nur bescheidene Bedeutung. Es fehlte an einer kräftigen, zielbewußten Führung, an Leichtigkeit der Bewegung, welche für einen Guerillakrieg, den die Freischaar ja eigentlich führen sollte, unerläßlich ist, und endlich auch, wie Veit selbst eingesteht, an der rechten Freudigkeit. Zu einem frischen fröhlichen Kampfe ist die schwarze Schaar nie gelangt und über meist unschuldige Neckereien und Belästigungen des Feindes nicht hinausgekommen.

[1]) Raich, a. a. O., II 159. — [2]) Ebendas., II 170.

Indessen erinnerte sich später Eichendorff noch gern der kecken Streifzüge in den herrlichen Spreewäldern, wie er es noch im Jahre 1836 in einem an seine ehemaligen Kameraden gerichteten Gedichte ausspricht.

Am 17. Juli nahmen die beiden Freunde ihren Abschied, indem sie, wie Eichendorff schreibt[1]), „noch eine tüchtige Arbeit und einen fröhlichern Erfolg" sich versprachen. Sie hatten die Absicht, sich nunmehr dem Fouqué'schen Reitercorps anzuschließen; indessen kam es nicht dazu, weil inzwischen ein Waffenstillstand vereinbart worden war. Die beiden Freunde, welche ihren Thatendrang nicht zu zügeln vermochten, eilten jetzt nach Böhmen, wo sie in das Armeecorps des Generals von Kleist traten. In den folgenden Wochen kam auch Fouqué mit seinen Reitern nach Böhmen, und hier lernten sich die beiden Dichter zum ersten Male persönlich kennen und schlossen ein herzliches Freundschaftsbündniß miteinander.

Nach der siegreichen Schlacht bei Culm — am 30. August — in welcher Eichendorff Seite an Seite mit seinem Freunde Veit focht, faßte er, aus welchen Gründen ist uns unbekannt, den Entschluß, in österreichische Dienste zu treten, doch fand er nicht die gewünschte Verwendung, so daß er Anfang September in die Heimath zurückkehrte. Hier blieb er anderthalb Monat und trat dann als Offizier in das 17. schlesische Landwehr-Regiment ein, welches damals die Festung Glatz besetzt hielt. Leider aber gingen seine und der übrigen Offiziere Hoffnungen, bald auf den Kriegsschauplatz gesandt zu werden, wieder nicht in Erfüllung; denn das Regiment wurde nach wenigen Monaten zur Besatzung Torgau's commandirt, welches Ende December 1813 capitulirt hatte. Am 10. Januar 1814 hielten die preußischen Besatzungstruppen ihren Einzug in die entsetzlich verwüstete und von ansteckenden Krankheiten verheerte Stadt, wo sie trotz einer von Eichendorff verfaßten an den König gerichteten Bittschrift der Offiziere, die Truppen bald auf den Kriegsschauplatz zu rufen, bis Spätsommer 1814 aushalten mußten. So gewann Eichendorff eine freilich gar nicht erwünschte Muße, sich wieder mit der Dichtkunst zu beschäftigen und dichtete einige kleine Lieder, welche aus seiner kriegerischen Stimmung und den Anregungen des Soldatenlebens hervorgingen. Etwas Bedeutendes hat er aber in dieser, der stillen Sammlung des Dichters durchaus ungünstigen Zeit nicht geschaffen.

Nachdem der Pariser Friede geschlossen war, kam Eichendorff, den sein thatenloses Leben auf das höchste verdroß, um seine Entlassung ein. Vorher aber hatte er noch ein Duell zu bestehen, zu welchem ein sehr unbeliebter, von ihm mit einigen sarkastischen Bemerkungen beleidigter Offizier ihn gefordert hatte. Der jugendliche Ungestüm und ein allzu hoch

[1]) Raich, a. a. O., II 182.

geschraubter Ehrbegriff trugen in ihm den Sieg davon über Vernunft und religiöse Vorschrift. Glücklicherweise verlief der Zusammenstoß ohne nachtheilige Folgen für beide Duellanten. Im Juni des Jahres 1814 erhielt Eichendorff seinen Abschied, worauf er sofort in die Heimath zurückkehrte. In Lubowitz wurden nunmehr alle Vorbereitungen für seine Vermählung mit Luise von Larisch getroffen, welche denn auch im October stattfand. Eichendorff hatte, wie er in dem jetzt folgenden engsten Zusammenleben so recht empfand, eine überaus gute Wahl getroffen. Seine Gattin, deren Richtung bei aller Neigung für Poesie und Kunst eine vorwiegend praktische war, bildete ein gesundes Gegengewicht zu der lebhaften Phantasiethätigkeit Eichendorff's, welche ihn leicht die Sorgen des täglichen Lebens übersehen ließ. Sie fühlte ihren Beruf in der treuen Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin und Hausfrau und wachte sorgfältig darüber, ihrem Manne das Leben angenehm zu machen.

Das junge, überaus glückliche Paar begab sich nunmehr nach Berlin, wo Eichendorff eine Anstellung suchte. Wie es ihm damit ergangen, schildert uns am besten ein Brief vom 28. Januar 1815, den er an seinen Freund Philipp Veit in Wien richtete[1]). „. . . Ich werde mein Heimweh nach Wien nicht los und kann mich hier in Berlin noch immer in nichts finden . . . Es ist und bleibt mir alles fremd: Religion, politische Gesinnung, ja selbst die allgemeine Fertigkeit, über Kunst und Wissenschaft abzusprechen, erschreckt und stört mich mehr, als es mich erfreut, denn es scheint mir wenig Liebe darin zu sein. In solcher innerlichsten Einsamkeit fühle ich einen recht aufrichtigen Trieb, in mir selber gründlich besser zu werden und Trost und Rath eifriger dort zu suchen, wo man ihn am Ende immer findet, und so weiß denn Gott immer am besten, was uns geziemt. Mein hiesiges Anstellungsgeschäft geht sehr langsam und trübselig. Denn obschon mich der Präsident und die Räthe, denen ich in Potsdam meine Aufwartung machte, sehr zuvorkommend aufnahmen, so müßte ich doch nach allgemeiner Versicherung vorerst wenigstens anderthalb Jahre lang ohne Gehalt und Diäten dienen, welches mir meine Vermögens-Verhältnisse durchaus unmöglich machen. Ich will daher versuchen, so lang mein Geld noch reicht, irgend eine andere baldige Anstellung zu erhalten. . . . Sollte Herr von Schlegel vielleicht bei dem jetzigen Zusammenfluß von hohen Personen[2]) oder durch Bartholdy u. s. w. irgend eine noch so geringe Anstellung in Wien für mich finden, so bitte ich ihn herzlich, mich nicht zu vergessen, und ich fliege mit unbeschreiblicher Freude in mein liebes altes Oesterreich zurück." Sein Herzenswunsch sollte nicht erfüllt werden, er blieb an Preußen gebunden, obgleich

[1]) Raich, a. a. O., II 298, 299. — [2]) Es war die Zeit des Wiener Congresses.

er sich, wie wir noch später sehen werden, bei aller Pflichttreue als einen entschiedenen Gegner der preußischen Politik zeigte. Seine Vermögens-Verhältnisse waren recht trostlose; er war, um leben zu können, geradezu auf ein Staatsamt angewiesen. Vom Vater durfte er Zuschüsse nicht mehr erwarten, da der Zusammenbruch des Vermögens nur noch eine Frage der Zeit war und dann höchst wahrscheinlich nur ein kleiner Rest in Händen der Familie blieb.

So mußte Eichendorff schweren Herzens der Zukunft entgegensehen, während er geglaubt hatte, seinem geliebten Weibe eine sichere Wohnstätte bieten zu können. Jetzt dachte er endlich daran, seinen schon so lange vollendeten Roman „Ahnung und Gegenwart" der Oeffentlichkeit zu übergeben, in der Hoffnung, durch ein wenn auch geringes Honorar seine finanziellen Verhältnisse zeitweilig zu bessern. Aber es war schwer, einen Verleger zu finden; mehrere lehnten rundweg die Uebernahme des Verlages ab, andere suchten die Entscheidung hinauszuschieben, so daß der an sich selbst irre gewordene Dichter sich an Fouqué mit der Bitte um eine Beurtheilung des Romans und Schaffung eines Verlegers wandte. Fouqué antwortete Ende November 1814 unter begeisterten Lobsprüchen — was ebenfalls sehr wichtig war — mit der Nachricht, daß sein Verleger Schrag in Nürnberg geneigt sei, den Verlag gegen ein Honorar von einem Friedrichsd'or für den Bogen zu übernehmen. Eichendorff sagte freudig zu und stellte an Fouqué die weitere Bitte, den Roman mit einigen einleitenden Worten zu versehen. Auch das that der gutmüthige Verfasser der „Undine", und so erschien denn der Roman zu Ostern 1815.

Daß Eichendorff's erste größere Schöpfung ein Roman wurde, hat wesentlich seinen Grund in der schon erwähnten enthusiastischen Verehrung der Romantiker für Goethe's „Wilhelm Meister", welcher sich der junge Dichter durchaus angeschlossen hatte. Dem Alten von Weimar nacheifernd, schrieben Jean Paul den „Titan", Tieck „Sternbald's Wanderungen", Dorothea Schlegel den „Florentin". Wilhelm Meister war ihnen die Summe alles Dichterischen, der Roman schlechtweg, und so wendete sich auch Eichendorff dieser vielumfassenden poetischen Form zu.

In „Ahnung und Gegenwart" haben wir schon den ganzen Eichendorff nach seiner ethischen und dichterischen Grundstimmung: nach jener Seite ist der Roman echt deutsch und getragen von einem christlichen Geiste, nach dieser durchaus lyrisch und romantisch. Ueber die Unzulänglichkeit des Irdischen überhaupt und die Niedrigkeit jener Zeit insbesondere erhebt er den Leser in höhere Sphären und läßt durch ein leichtes Lüften des Vorhanges, welcher die Zukunft verschleiert, uns ahnen, daß ein besseres Geschlecht von kräftigerer Sittlichkeit die Wieder-

geburt der Menschheit anbahnen werde. Das Geschlecht, welches der Dichter uns in einer reichen Aufstellung von Charakteren anschaulich schildert, ist den großen und allerdings auch schweren Aufgaben der Zeit nicht gewachsen; in sorglosem Genießen verlebt es seine Tage, während das Vaterland aus tausend Wunden blutet; ohne jeden idealen Aufschwung, ja ohne einen festen Lebenszweck und höhere Gesinnung gefällt sich ein großer Theil der Mitlebenden in einem nüchternen Festhalten an der Wirklichkeit, und wo ein Mal ein höher gestimmter Geist versucht, der erdrückenden Atmosphäre zu entfliehen, da ziehen hundert Arme zugleich ihn wieder zurück. Es fehlt diesem Geschlecht das Gefühl der innern Zusammengehörigkeit in Religion und Vaterland; lediglich das Streben, das Ziel des Daseins in ausgiebigem aber „schönem" Lebensgenuß zu finden, vereinigt sie in heiterer Gesellschaft. Machtlos stehen edele Geister ihren saftlosen Zeitgenossen gegenüber; vergeblich ist es, sie anspornen zu wollen zum Kampf gegen den fremden Eroberer, zu innerer Sammlung und Erhebung; verächtlich dreht die Menge jenen „Narren" den Rücken, getäuscht werden sie selbst von denen, welchen sie eine große Gesinnung zugetraut hatten, und so wenden sie sich, von Ekel erfüllt ab und suchen Zuflucht im Schooße der Kirche.

Das ist der ideale Gehalt des Eichendorff'schen Romans. Es ist ein Zeitroman, aber nicht von jener Art, wo man hinter einer jeden Figur das Modell erkennen und mit Fingern auf den Gemeinten hinweisen kann; auch nicht ein solcher, wo in genauer Charakterisirung der historischen Situation und des Zeitgeistes, sowie in minutiöser Schilderung des Costumes das Hauptgewicht liegt. Eichendorff zeichnet nur Richtungen und schafft für diese entsprechende Typen; jedoch wohnt ihnen ein kräftiges individuelles Leben inne, und einzelne Züge für sie mögen seinem Bekanntenkreise entnommen sein. Der Prinz in seiner ungezügelten, ästhetisch angehauchten Sinnlichkeit ist so recht ein Vertreter der romantischen Genialitätshelden, welche die Sittengesetze mit der größten Unverfrorenheit übertraten, nie aber die angeborene Eleganz verleugneten. Er liebt, verführt, bereut; doch nie geht sein Gefühl in die Tiefe, ja, er gefällt sich darin, „Emotionen" zu erleben und sie in dem Augenblick, wo jeden andern Sterblichen die Wucht des Erfahrenen niederdrücken würde, in wohlgesetzten Versen zu besingen. Man könnte fast annehmen, daß Eichendorff in dieser Figur einen bekannten, vielfach vergötterten Prinzen des preußischen Herrscherhauses habe darstellen wollen. Es ist bezeichnend, daß der Prinz sich mit einer oberflächlichen und sittlich nicht eben hochstehenden Weltdame verheirathet und so gleichsam symbolisch die Grundstimmung seines Charakters andeutet. Rosa, eben diejenige, welche er zu sich auf den Thron erhebt, nachdem er sie ent-

und verführt hat, ist das genau entsprechende weibliche Seitenstück zu ihm; sie ist die Personification der gehaltlosen Salondame, welche, weil die Mode es verlangt, dem wahrhaft Schönen huldigt, es aber verläßt des äußern Flimmers wegen. Rosa zieht den idealen Grafen Friedrich, den eigentlichen Helden des Romans, durch ihre Schönheit auf einige Zeit an sich, wird ihm aber untreu, um sich dem Prinzen rückhaltlos hinzugeben.

Der Prinz sowohl wie Rosa stellen den größten Theil der vornehmen Gesellschaft dar. Ihr Leben ist ohne innern Halt, sie straucheln bei jeder Versuchung, aber sie straucheln stets mit Eleganz und sündigen nach allen Regeln der Aesthetik. Ihnen gegenüber steht eine andere Gruppe, welche gleichfalls den festen Stützpunkt verloren hat, aber sich durch eine große geistige Kraft aufrecht erhält. Auch ihnen fehlt der höhere Schwung, das unerschütterliche Zielbewußtsein; sie nehmen das Leben poetisch und leben poetisch. An ihrer Spitze steht Leontin, der genialische Weltmann, der Romantiker des Lebens. Er blickt mit überlegener Ironie auf die unter ihm krabbelnde Menschheit und ergötzt sich an ihr mit satyrischen Bemerkungen; er liebt es, mit einem schlagfertigen Witze zwischen die Begeisterung eines Idealisten zu fahren und dessen überschwängliche Phantasieen wie Seifenblasen auf ihr Nichts zurückzuführen. Gleichwohl aber erfüllt es ihn mit Wonne, sich hin und wieder in den wild dahinwirbelnden Strom des Lebens stürzen und von ihm tragen lassen zu können. Die Befriedigung eines thatkräftigen Lebens kennt er nicht; ziellos wandert er umher, genießt und liebt. Victor zeigt sich uns noch regelloser; er ist der Romantiker der äußersten Linken, ohne die Fähigkeit zu besitzen, genialisch zu leben. Auch ein weibliches Seitenstück fehlt hier nicht; wir haben es in der Gräfin Romana. Leontin nennt sie eine toll gewordene Männlichkeit; wir als Leser möchten sie die Symbolik der falschen, von Gott abgewendeten Romantik nennen. Mit allen Reizen des Körpers und des Geistes ausgestattet, von berückender Liebenswürdigkeit und südlicher Gluth, fliegt sie haltlos durch das Leben, berauschend und abschreckend, Niemanden beglückend, und findet ein klägliches Ende. Um diese beiden Gruppen reihen sich andere unbedeutende Personen, welche in ihrem niedrigern Kreise wieder dasselbe bedeuten und gleichsam die höhern Sphären in trüberm Schein widerspiegeln.

Es war nun die Aufgabe des Dichters, der kranken Zeit ihr gesundes Gegenbild vorzuhalten. Er thut es in dem Helden seines Romans, in dem Grafen Friedrich. Er ist der Repräsentant Eichendorff's; er ist sein Mund, und was er spricht, ist des Dichters eigenste Meinung. Friedrich ist der Dichter von Gottes Gnaden; ihm ist die

Poesie ein Stück Religion, der Dichter ein Priester, welchem Gott eine schwere Verantwortlichkeit auferlegt; er ist der Romantiker, wie er in Eichendorff's Seele sich gebildet. Eine sanfte Melancholie liegt über seiner Gestalt ausgebreitet, die stille Wehmuth, in eine Zeit versetzt zu sein, wo Thatkraft als Prahlerei und Sittlichkeit als Engherzigkeit angesehen wird. Niedrigkeit und Doppelzüngigkeit in der vornehmen Gesellschaft beleidigen seine hohe Gesinnung, getäuscht wird sein Vertrauen auf die Treue des weiblichen Geschlechts, und niedergeworfen werden seine Hoffnungen auf eine baldige Erhebung des Vaterlandes. So wendet er sich der Kirche zu, deren treu ergebener Sohn er immer gewesen, und tritt in den geistlichen Stand. Das weibliche Seitenstück ist hier die edele Julie, welcher bei aller geistigen Begabung der Sinn für das Genialische fehlt. Sie wird Leontin's Gattin; die Extreme berühren sich und bilden in ihrer Vereinigung ein schönes Ganzes.

So strebte Eichendorff, ein viel umfassendes Bild seiner Zeit, einen Zeitroman zu geben. Er schildert den geistigen Zustand seiner Umgebung mit überraschender Anschaulichkeit und läßt nur ahnen, wo die einzige Rettung zu finden sei. Das Bild ist in großen Zügen entworfen und hat nichts von der Kleinmalerei an sich, welche sonst dem historischen Roman eigen ist und die Eichendorff, wie wir noch sehen werden, Walter Scott so verhaßt machte. Local, Umgebung und Costüm sind dem Dichter höchst gleichgültige Dinge, er berührt sie kaum oder nur mit wenigen Worten; auch ist der gewöhnliche Gang der Dinge, wie sie das alltägliche Leben uns bietet, in keiner Weise beibehalten; der Dichter sieht von all' diesen Formen ab und setzt seine Personen in eine Welt, welche in dieser Gestaltung nicht existirt hat. Es ist ein schier märchenhaftes Behagen, in dem seine Personen sich bewegen. Ihr Leben ist ein reines Gefühlsleben, in dem die Liebe eine große, aber keine dominirende Rolle spielt. Fragen wir indessen, was sie eigentlich treiben, so wird die Beantwortung schwer; denn der Dichter hat seinen Personen kein Ziel gesteckt. Es zeigt sich hier der große Einfluß von Goethe's Wilhelm Meister. Wie dieser, so ist auch Eichendorff's Roman wesentlich Bildungsgeschichte des Individuums, nur hat sich der katholische Dichter einen ganz andern Ausgang gewählt wie der „alte Heide" Goethe. Friedrich gelangt durch bittere Erfahrungen zu der Ueberzeugung von der Nichtigkeit aller zeitgenössischen Bestrebungen, während Wilhelm Meister sich im Sande der allgemeinen Bildung verliert. In den Mitteln aber, die Entwickelung zu motiviren, findet sich bei beiden Romanen eine gewisse Aehnlichkeit. Auch Friedrich wird erfaßt vom Strom des Lebens; er geräth in seltsame Verhältnisse und Verbindungen, und mit jedem Schritt erweitert sich seine Welt- und Menschenkenntniß. So enthüllt

der Dichter vor unſern Augen eine an Geſtalten und Situationen ungemein reiche Welt. Hoch und Niedrig findet ſeine Vertretung in intereſſanten, meiſt phantaſtiſchen Charakteren. Das Geheimnißvolle verbindet ſich mit der alltäglichen Wirklichkeit, das Genialiſche, Ueberſprudelnde mit dem ſchlicht Verſtandesmäßigen, die Unſchuld ſteht unvermittelt neben der nie befriedigten Sinnlichkeit, die größten Gegenſätze erſcheinen in dichteriſcher Verklärung. Es geſchehen gar ſeltſame Dinge und unerhörte Begegnungen; es ſchürzen ſich Knoten, an deren Löſung der Leſer verzweifelt — nicht aber der Dichter, denn er weiß ſich ſtets aus der Schlinge zu ziehen. So wunderbar auch Manches erſcheint — es iſt nichts unmöglich, es kann ſich immer ein Mal in dieſer oder jener Form ereignen. Der Dichter verfährt genau — ob bewußt oder unbewußt, mag dahin geſtellt bleiben — nach dem Dictum von Novalis: „Im Roman muß alles ſo natürlich und doch ſo wunderbar ſein, daß man glaubt, es könne nicht anders ſein, und als habe man nur bisher in der Welt geſchlummert, und es gehe Einem nun erſt der rechte Sinn für die Welt auf.“ So iſt in der That in Eichendorff's Roman alles natürlich und wunderbar zugleich; ungewöhnlich, aber nicht unmöglich. Und über dem allem, über dem Größten wie über dem Kleinſten, ſchwebt wie der leuchtende und erwärmende Sonnenball die ganze Fülle Eichendorff'ſcher Poeſie, welche in jedem Thautropfen ſich widerſpiegelt und in entzückendem Farbenwechſel erglänzt. Der ganze Roman iſt Poeſie, reine, unverfälſchte Poeſie; aber es würde ſchwer, ja unmöglich ſein, zu ſagen, worin ſie beſteht. Der Eine wird ſie ſuchen in dieſem Reichthum intereſſanter und edeler Charaktere, der Andere in der Gefühlstiefe, in der weiblich zarten Empfindung; dieſer wird ſie in den Handlungen und Situationen finden, und jener in der berauſchenden Fülle ſchöner Naturſchilderungen.

So reich iſt der Roman an Schönheit, daß ein jeder Leſer auf ſeine Weiſe ihn genießen kann. Was die Meiſten feſſeln wird, das iſt wohl der echt lyriſche Grundton, welcher das Ganze durchzieht, dieſe edele, reine, hohe Empfindung, welche ſich nicht allein in den eingeſtreuten Liedern kundthut, ſondern jeder Perſon und jeder Situation eigen iſt. Nur ein idealer Geiſt, nur ein echter Chriſt konnte ſolch einen Roman ſchreiben, der in Wahrheit eine der Blüthen echter deutſcher Romantik genannt werden darf.

Aber der Roman hat auch die Fehler ſeiner Vorzüge. Der lyriſche Grundton der Eichendorff'ſchen Poeſie verhinderte die vollkommene plaſtiſche Ausgeſtaltung der Handlung wie der Charaktere, welche die epiſche Dichtkunſt verlangt. Alles, was iſt, regte Eichendorff an; in der reinen Freude am Geſchaffenen verlor er den Maßſtab für die Stellung, welche die Perſonen und Dinge im dichteriſchen Kunſtwerk einnehmen müſſen;

er ertheilte allem die gleiche Geltung, so weit es ihn selbst anregte, und so kam ihm die künstlerische Perspective abhanden. Wir vermissen in seinem Roman die strenge Einheit und kunstgemäße Gruppirung, sowie die kräftigen Umrisse in den Gestalten. Die Stimmung, die Empfindung ist ihm alles; nur diese will er im Lesen hervorrufen, und das gelingt ihm in vollem Maße. Die Lectüre versetzt uns in einen Zustand vollkommenen Genießens; jede Absichtlichkeit ist verbannt, wir verspüren nichts als den belebenden Hauch eines echten Dichtergeistes.

So ist „Ahnung und Gegenwart" ein echtes Kind der Romantik: national, christlich und wunderbar. Aber wie hoch steht es über den ein gleiches Ziel verfolgenden Schöpfungen romantischer Dichter! Tieck dichtete mit dem Kopfe, seine Personen wußten wunderschön zu sprechen und hohe Ideen zu entwickeln — aber sie erwärmten den Leser nicht. Eichendorff trat als ein echter Dichter unter sie; was er dem Publicum bot, war mit seinem Herzblut geschrieben: es war sein eigenstes Wesen.

Aber doch hatte er aus der Frühromantik, welche noch in den Fesseln Wilhelm Meister's lag, einen Zug herübergenommen, welcher seiner ganzen Natur fremd war. Es ist das die kecke Behandlung von Liebesverhältnissen mit unverkennbar sinnlichem Anstrich, welche die Lectüre von „Ahnung und Gegenwart" für die Jugend durchaus ungeeignet macht. Fouqué schrieb darüber an Eichendorff am 26. November 1814: „Um mit vollständiger Ehrlichkeit zu verfahren, gestehe ich Ihnen noch, daß es mir anfangs oftmalen ankam, als schaue die Sinnlichkeit an manchen Stellen allzu dreist durch ihre Blumengänge. . . . Doch wurde es mir späterhin klar, wie hier nicht sowohl Lüsternheit als vielmehr frische Keckheit obwalte, und mein letzter Zweifel schwand." Eichendorff antwortete am 25. December 1814[1]): „Tief gerührt hat mich Ihre Bemerkung, daß die Sinnlichkeit manchmal allzudreist aus verschiedenen Stellen meines Romans herausblicke. Auch ich habe bisweilen bei späterer Durchlesung des Buches ganz dasselbe empfunden, aber niemals beim ersten Schreiben desselben — und so oft ich dann in diesen Dingen etwas verändern wollte, kam es mir jedes Mal vor, als führe ich mit einem Tuche verwischend über die frischen Farben eines Gemäldes, und ich ließ wieder alles, wie es war."

Nichts lag unserm Dichter ferner, als bewußte Lüsternheit, nichts war ihm heiliger, als die Liebe — seine Lieder, sein Leben beweisen es. Wir wollen und können ihn wegen seiner leichtfertigen Schilderungen in genanntem Roman nicht entschuldigen, aber erklären lassen sich diese Ausschweifungen seiner lebhaften Phantasie doch wohl. Wir haben schon an-

[1]) Briefe an Fouqué, S. 80.

gedeutet, daß seine Jugendlectüre eine sehr regellose war und namentlich in Uebersetzungen französischer Romane bestand. Welcher Geist die französische Litteratur im Ausgang des 18. Jahrhunderts beherrschte, ist bekannt, und gewiß ist, daß in die Schloßbibliothek von Lubowitz die schlimmsten Sachen nicht aufgenommen wurden. Aber auch die weniger schlimmen mußten dem lebhaften Knaben gefährlich werden und ihm die Beschäftigung mit Liebesangelegenheiten als harmlos erscheinen lassen. Später kam die Lectüre von Wilhelm Meister und der Werke der Romantiker hinzu, welche in ihren frühesten Schriften die Grenzen der Sitte oft genug — wie auch im Leben — überschritten. Und endlich war man zu jener Zeit — auch eine Frucht der stark getriebenen Lectüre solcher Romane — sehr nachsichtig gegen regellose Liebesangelegenheiten und behandelte Personen, auf deren Vorleben solche „interessante" Schatten lagen, mit einer schwärmerischen Theilnahme. Auch Eichendorff war hierin ein Kind seiner Zeit, und er ließ seiner Phantasie eine Freiheit, eine „Keckheit", wie Fouqué richtig sagt, welche er seiner Leidenschaft nie gestattet hätte.

VI.

Ohne Zweifel würde Eichendorff's Roman, zumal er von einem allgemein vergötterten Schriftsteller wie Fouqué bevorwortet worden war, allgemeines Aufsehen erregt und den Verfasser zu einem bekannten Manne gemacht haben, wenn nicht wieder auftauchende Kriegsgefahren die Aufmerksamkeit der Welt von ihm abgezogen hätten. Am 1. März 1815 verließ Napoleon Elba, um noch ein Mal mit den europäischen Großmächten den Kampf aufzunehmen. Wiederum galt es, um die eben errungene Freiheit zu kämpfen, und Eichendorff, dessen junge Gattin ihn nicht allein nicht zurückhielt, sondern sogar ermuthigte, ließ sich sofort wieder in die Armee einreihen. Er handelte in demselben Geiste, in welchem er gedichtet hatte. Am 1. October 1814 hatte er an Fouqué geschrieben[1]): „Gott hat uns ein Vaterland wiedergeschenkt, es ist nun an uns, dasselbe treu und rüstig zu behüten und endlich eine Nation zu werden, die, unter Wundern erwachsen und von großen Erinnerungen lebend, solcher großen Gnade des Herrn und der eigenen kräftigen Tiefe sich würdig beweise." Er gedachte sich unter Blücher's Commando zu stellen und eilte Ende April nach Lüttich, wo der gefeierte Feldmarschall

[1]) Briefe an Fouqué, S. 77.

sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Hier kam er in innigen Verkehr mit Gneisenau, welcher sich für deutsche Litteratur interessirte und dem jungen Dichter eine rege Theilnahme zuwandte. Doch dauerte der Aufenthalt in Lüttich nur wenige Tage, denn schon am 11. Mai ward Eichendorff an den Niederrhein gesandt, um dort die Landwehr mit formiren zu helfen. Am 15. Mai traf er in Aachen ein, wo er zu seiner großen Freude Görres begegnete, welcher inzwischen durch seinen deutschen Mercur nach Napoleon's eigenem Ausspruch zur sechsten Großmacht aufgestiegen war. Die folgenden Wochen waren reich an Arbeit und Aufregung, denn es galt, das neu gebildete zweite rheinische Landwehr-Regiment auszurüsten und in möglichst kurzer Zeit kriegsbereit zu stellen. Mitte Juni trat das Regiment, dessen zweite Compagnie Eichendorff's Führung anvertraut war, seinen Marsch an und erreichte am 19. Juni, am Tage nach der Entscheidungsschlacht von Waterloo, die Hauptarmee. Am 7. Juli zog er mit in Paris ein und blieb dann einige Wochen dienstthuender Offizier bei Gneisenau, der bereits in den Besitz von Eichendorff's eben erschienenem Roman gelangt war. Von August ab begann für ihn wieder der leidige Garnisondienst, welcher ihn mehrere Monate in Anspruch nahm und, wie er selbst an Philipp Veit schrieb, damit ausgefüllt wurde, daß man fürchterlich exercirte und in Compiegne, Noyon und Ham tüchtig aß und trank. Er war gänzlich verschlagen, so klagte er in einem Briefe an Fouqué, von allen Freunden und litterarischen Nachrichten aus dem Vaterlande, aber durch das Gefühl solcher Entbehrung und Aufopferung nur desto inniger mit ihm verbunden. Zum dichterischen Schaffen war ein solches Leben in Feindesland nicht angethan, so daß nur wenige lyrische Gedichte in Frankreich ihren Ursprung gefunden haben. In dem „An die Freunde" überschriebenen gibt er seinem Jubel über den endlich nach heißem Kampfe errungenen Sieg schwunghaften, echt dichterischen Ausdruck.

Im Januar 1816 schlug für Eichendorff die Stunde der Erlösung: er konnte seine Compagnie nach Crefeld zurückführen und den Abschied nehmen. Alles andere vergessend, eilte er nun in die Heimath, um nach langer Trennung seine junge Gattin, welche muthig die schwere Prüfungszeit bestanden hatte, zu begrüßen und sein Erstlingskind, einen am 30. August 1815 geborenen Sohn, Hermann, an's Herz zu drücken. Ein ganzes Jahr lang lebte er in Oberschlesiens frischen Wäldern der Erholung und seinem häuslichen Glück, welches nach der langen Trennung von seiner Gattin einen neuen Reiz und durch den Sprößling ihrer Liebe eine tiefere Festigung erfahren hatte. Der Dichter hat im Uebermaß seiner stillen Seligkeit es nicht vermocht, seinen überwallenden Gefühlen vielfachen Ausdruck zu geben; die wenigen Lieder aber, welche

seinem häuslichen Glück gewidmet sind, verrathen uns seine innerste Empfindung. So besonders das tief empfundene „An Louise“:

Ich wollt' in Liedern oft dich preisen,
Die wunderstille Güte,
Wie du ein halbverwildertes Gemüthe
Dir liebend hegst und heilst auf tausend süße Weisen,
Des Mannes Unruh' und verworr'nem Leben
Durch Thränen lächelnd bis zum Tod ergeben.

Doch wie den Blick ich dichtend wende,
So schön in stillem Harme
Sitzst du vor mir, das Kindlein auf dem Arme,
Im blauen Auge Treu' und Frieden ohne Ende,
Und alles laß ich, wenn ich dich so schaue —
Ach, wen Gott lieb hat, gab er solche Fraue!

Die Anspielung, welche er in diesem Gedicht auf seinen Gemüthszustand macht, ist leicht verständlich. Die in früher Jugend freudig gehegte Hoffnung, dereinst auf den väterlichen Gütern sein Leben in der erfrischenden Thätigkeit des Landmannes verbringen und beschließen zu können, konnte nach der trüben Lage der Dinge nicht in Erfüllung gehen. Er mußte sich einen Wirkungskreis suchen, welcher nicht allein seinen Neigungen entsprach, sondern auch die Zukunft seiner Familie sicher stellte. Lange schwankte er zwischen dem österreichischen und preußischen Staatsdienst. Nach dort zog ihn eine im elterlichen Hause empfangene Vorliebe und seine warme Anhänglichkeit an den katholischen Glauben; in Preußen, wo das frisch erwachte Staatsleben eine kräftige Entwickelung versprach, winkte ihm eine rasche Laufbahn. Die Nothwendigkeit bestimmte ihn für das letztere. Er trat im December 1816 bei der Regierung in Breslau als Referendar ein und wirkte in seiner Heimathprovinz drei volle Jahre. Es war eine Zeit angestrengtester, aber auch freudiger Thätigkeit, denn sie galt ja seinem über alles geliebten engern Vaterlande. Er versöhnte sich wieder mit dem Leben und gab sich in einem Briefe an Fouqué vom 15. März 1817[1]) der Hoffnung hin, daß noch alles gut werden könne. Für den festen Charakter des Dichters gibt dieses energische Aufnehmen des Kampfes mit dem widrigen Schicksal das beste Zeugniß. Er war das verwöhnte Kind reicher Eltern; im Ueberfluß war er aufgewachsen, und nie hatte die bittere Sorge in seine Seele ihren unerwünschten Einzug gehalten; jetzt aber, als sie in finsterer Gestalt an ihn herantrat, fand sie ihn gerüstet. Vielleicht ist in dieser Zeit das Gedicht entstanden: „Lieber alles“, an dessen Schluß es heißt:

Ein wildes Roß ist's Leben,
Die Hufe Funken geben,
Wer's ehrlich wagt, bezwingt es,
Und wo es tritt, da klingt es.

[1]) A. a. O. 84.

Seine Gattin war ihm eine starkherzige Lebensgefährtin, welche mit trostreichem Zuspruch seinen Muth aufrecht erhielt. Ein zweites Kind, ein liebliches Mädchen, welches am 9. Mai 1817 geboren wurde und auf den Namen Thereſe getauft wurde — jetzige verwittwete Frau Hauptmann von Beſſerer-Dahlfingen — erhöhten das Glück der jungen Gatten und ließen ſie im engſten Kreiſe ihr Genügen finden. Größern Geſellſchaften hielten ſie ſich fern, obgleich mancher Salon dem jungen Dichter und ſeiner ſchönen Gemahlin gern die Thüren öffnete; Eichendorff pflegte nur mit Friedrich von Raumer und Karl von Holtei einen vertraulichen Verkehr.

Die Ausbeute dieſer Jahre an lyriſchen und epiſchen Gedichten iſt gering. In der Zeitſchrift „Die Heſperiden", welche Löben unter dem Schriftſteller-Namen Iſidorus herausgab, erſchienen im Jahre 1816 die Gedichte: „Das Flügelroß", „Leid und Luſt", „An die Freunde" (Es löste Gott das lang verhalt'ne Rauſchen), „An eine Tänzerin", „Auferſtehung" und „Trauriger Winter". Auch in dem Frauen-Taſchenbuch für 1816 bis 1819 findet ſich eine Reihe von Gedichten, von denen einige während der Kriegsjahre entſtanden ſind. Eine einheitliche Stimmung durchzieht ſie nicht; ſie beſingen Liebe, Natur und Vaterland. Keines von ihnen gehört zu denen, welche Eichendorff's Namen berühmt gemacht haben.

Die ſchönſte Frucht des Aufenthalts in Breslau war die kleine, tiefſinnige Novelle: „Das Marmorbild", welche zuerſt in dem ſchon erwähnten „Frauentaſchenbuch" für 1819 erſchien und hier 61 Seiten ausfüllte. Florio, der Held der Novelle, kommt nach Lucca und wird dort bei einem luſtigen Feſte mit dem berühmten Dichter Fortunato bekannt. Da er Abends in der Herberge vergebens den erſehnten Schlaf herbeiwünſcht, ſteht er auf und wandert in der ſchimmernden Mondnacht zwiſchen den Weingärten weiter und weiter, bis er an einem großen, von Bäumen umgebenen Weiher anlangt. „Der Mond, der eben über die Wipfel trat, beleuchtete ſcharf ein marmornes Venusbild, das dort dicht am Ufer auf einem Steine ſtand, als wäre die Göttin ſo eben erſt aus den Wellen aufgetaucht und betrachte nun, ſelber verzaubert, das Bild der eigenen Schönheit, das der trunkene Waſſerſpiegel zwiſchen den leiſe aus dem Grunde aufblühenden Sternen widerſtrahlte." Florio ſteht wie erſtarrt, das wunderſame Bildniß kommt ihm vor wie eine lang geſuchte, nun plötzlich erkannte Geliebte. Aber nur einen Augenblick dauert die Verzauberung, denn als er die Augen wieder öffnet, welche er vor dem blendenden Schimmer geſchloſſen, iſt der ganze Spuk verſchwunden, und das Venusbild ſtarrt ihn weiß und regungslos, faſt ſchreckhaft an. Da überfällt ihn ein unüberwindliches Grauen, und er entflieht.

Aber wenige Tage ſpäter wird er mit einer Dame bekannt, welche dem Venusbilde täuſchend ähnlich ſieht, und ſie, welche an dem dichteriſch angelegten Jüngling Gefallen findet, ladet ihn ein, ſie auf ihrem Schloſſe zu beſuchen. Er folgt, halb hingeriſſen, halb widerſtrebend. Die Dame wohnt in einem prächtigen Palaſt von Marmor, der ganz das Ausſehen eines heidniſchen Tempels hat. „Das ſchöne Ebenmaß aller Theile, die wie jugendliche Gedanken hochaufſtrebenden Säulen, die künſtlichen Verzierungen, ſämmtlich Geſchichten aus einer fröhlichen, lange verſunkenen Welt darſtellend, die ſchönen marmornen Götterbilder endlich, die überall in den Niſchen umherſtanden, alles erfüllte die Seele mit einer unbeſchreiblichen Heiterkeit.“ Die Herrin des zauberhaften Schloſſes ruht, umhüllt von einem himmelblauen Gewande, auf einem Altane inmitten eines Kreiſes ſchöner Jungfrauen, welche abwechſelnd zur Laute ſingen. Und im Garten ſieht Florio heitere Gruppen reichgeſchmückter Herren und Damen umherwandeln, denen ſchöne Edelknaben Wein und Früchte reichen. Florio iſt entzückt, wie von Trunkenheit befallen. Als es Abend wird, führt die Dame ihn in das Schloß, wo er in zahlreichen Gemälden immer wieder das Bild der ſchönen Schloßherrin findet und ſich, angeregt durch einen draußen erſchallenden frommen Geſang, erinnert, es auch in ſeiner Jugend geſehen zu haben. Das geſteht er ihr, worauf ſie erwidert: „Ein Jeder glaubt mich ſchon einmal geſehen zu haben, denn mein Bild dämmert und blüht wohl in allen Jugendträumen mit herauf.“ Wieder vernimmt Florio vom Garten herauf den frommen Geſang, welcher ihn tief bewegt, und es erfaßt ihn ein unbezwingliches Grauen. „Herr Gott,“ ſeufzt er, „laß mich nicht verloren gehen in der Welt“. Mit dieſen Worten verändert ſich plötzlich die Scene: es erhebt ſich ein trüber Wind, der ein Gewitter heranweht, eine grünlich-goldene Schlange fährt ziſchend aus einem Bündel Gras hervor, welches auf der Fenſterbank wächst, und die Dame wird immer ſtiller. Das Gewitter kommt näher, einzelne Blitze erleuchten mit grellem Lichte das Gemach; es ſcheint Florio, als wenn den Bildwerken Leben eingehaucht werde, als rührten ſie ſich von ihren Geſtellen; die Dame wird bei dem draußen mächtiger ertönenden Geſange bleicher und bleicher — da überwältigt das Grauſen Florio's Sinne, er ſtürzt hinaus in den Garten. Da liegt der ſtille Weiher mit dem Venusbilde; Fortunato aber fährt in einem Kahn über den ſchimmernden Waſſerſpiegel, die Guitarre im Arm — Florio hält auch das für Blendwerk und flieht der Stadt zu. Er entſchließt ſich, Lucca zu verlaſſen und findet unterwegs den Sänger Fortunato wieder. Nicht lange ſind ſie gewandert, und ſie treffen die maleriſchen Ruinen eines mächtigen Schloſſes, und Florio erkennt mit Grauſen die Gegend, in welcher er die ſchöne Dame getroffen. Er fragt Fortunato nach der Herkunft dieſer

Ruinen, und der Sänger antwortet ihm mit einer wundervollen Ballade. Jener Palaſt ſei ein Tempel der Venus geweſen; alljährlich im aufwachenden Frühling ſteige die Göttin herauf und ſuche das luftige Säulenhaus. Doch öde ſind die Stellen, der Wind zieht ein und aus, Diana ſchläft im Walde und Neptun ruht im kühlen Meerſchloß.

Sie ſelbſt muß ſinnend ſtehen,
So bleich im Frühlingsſchein,
Die Augen untergehen,
Der ſchöne Leib wird Stein.

Denn über Land und Wogen
Erſcheint ſo ſtill und mild
Hoch auf dem Regenbogen
Ein ander Frauenbild.

Ein Kindlein in den Armen
Die Wunderbare hält,
Und himmliſches Erbarmen
Durchdringt die ganze Welt.

Da in den lichten Räumen
Erwacht das Menſchenkind,
Und ſchüttelt böſes Träumen
Von ſeinem Haupt geſchwind.

Und nun ergibt ſich aus weitern Nachforſchungen Florio's, daß Fortunato in der That in jener Nacht in dem Zaubergarten geweſen iſt und ein frommes Lied hat ertönen laſſen, daß er aber von all' dem, was Florio entzückte und erſchreckte, nichts geſehen hat.

So iſt der Inhalt von „Das Marmorbild" durchaus märchenhaft und traumhaft, und ausgeſtattet iſt es mit allen Reizen eines orientaliſchen Märchens, wie wenn eine Scheherezade es erzählt hätte. Die Naturſchilderungen ſind von beſtrickender Schönheit und überragen ſelbſt die in „Ahnung und Gegenwart". Die Stimmung des Märchens nimmt uns völlig gefangen und verſenkt uns in einen traumhaften Zuſtand, in welchem unſere Phantaſie unwillkürlich die vom Dichter umriſſenen Bilder weiter und üppiger ausmalt.

Es liegt auf der Hand, daß es dem Dichter nicht darum zu thun war, mit reizenden Spielen die Phantaſie zu ergötzen — er wollte großen Ideen und erhabenen Gegenſätzen dichteriſche Verklärung verleihen. Er ſelbſt hat ſich, wie ja über ſeine Werke überhaupt nicht, über dieſen Punkt nicht erklärt. Als er am 2. December 1817 die Handſchrift der Novelle an Fouqué ſandte, mit der Bitte, ſie zu prüfen, ob ſie für das Frauentaſchenbuch geeignet ſei, ſchrieb er demſelben über die Entſtehung[1]):

[1]) A. a. O. S. 84.

„ . . . eine Novelle oder ein Märchen, zu dem irgend eine Anekdote aus einem alten Buche, ich glaube es waren Happelii curiositates, die entfernte Veranlassung, aber auch weiter nichts gegeben. Da mir nunmehr die Gegenwart in tausend verdrießlichen und eigentlich für alle Welt unersprießlichen Geschäften in eine fast lächerliche Nähe gerückt ist, gleichwie man ein großes Fresco-Gemälde nur aus einiger Entfernung betrachten muß, wenn man nicht vor den einzelnen groben Strichen erschrecken soll, so habe ich in vorliegendem Märchen versucht, mich in die Vergangenheit und in einen fremden Himmelsstrich zu flüchten, und betrachte dasselbe als einen Spaziergang in amtsfreien Stunden in's Freie hinaus." Nach diesen bescheidenen Andeutungen sollte man annehmen, der Dichter habe bei Abfassung der Novelle ein höheres Ziel nicht verfolgt, und doch konnte er, der alles vergeistigte, im selbstgefälligen Spiel der Phantasie kein Genüge finden. Zur Gewißheit wird diese Annahme, wenn wir die Novelle mit der Anekdote vergleichen, welche, wie Eichendorff schreibt, die entfernte Veranlassung zur Abfassung der Dichtung gab. Sie findet sich in Happelii „Größeste Denkwürdigkeiten der Welt oder sogenannte relationes curiosae", Bd. III 1687, S. 510 ff. Dort wird folgende Begebenheit erzählt.

Ein auf einer Lustreise befindlicher junger Italiener, Alessandro, kommt nach Lucca, wo sich ein fremder Herr mit Namen Donati seiner freundlich annimmt, mit ihm soupirt und ihn schließlich zu einer reichen Dame führt. Sie wohnt in einem überaus prächtigen Palast und befindet sich in Gesellschaft von zwei jüngern Damen. Der Empfangssaal ist mit herrlichen mythologischen und historischen Gemälden geschmückt, deren Darstellungen ihm die Dame mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit erläutert. In einem andern Saale stehen in den Ecken vier „Clavicymbel", welche sämmtlich ertönen, sobald eines gespielt wird. In einem dritten Saal prangen in kostbaren Schränken Edelsteine, Perlen und Kleider von ungeheuerm Werth, die in Alessandro Zweifel aufkeimen lassen, ob die Dame sie auch wohl auf ehrlichem Wege erworben habe. Während er alles bewundert, kräht plötzlich ein schneeweißer Hahn, fliegt im Saale umher und löscht mit Flügelschlägen alle Kerzen aus, so daß völlige Finsterniß entsteht. Doch die Dame klopft mit einem Schlüssel an die Wand, Flammen schießen hervor und zünden die erloschenen Kerzen im Nu wieder an. Dann fragt ihn die seltsame Schöne, ob er noch keine Furcht verspüre, und als er die Frage verneint, führt sie ihn zu einem Schrank, der mit Skeletten gefüllt ist. Lächelnd meint er, das seien wohl Mumien. Da stößt sie eines der Skelette mit dem Fuße an, es erhebt sich, ein anderes folgt ihm, und beide gehen mit riesigen Knochen bewaffnet auf ihn los. Er zieht sein Schwert, aber er vermag die

Knochenmänner nicht zu verwunden. Als deren nun immer mehrere, mit Messern bewaffnet, kommen, ergreift er die Flucht.

Am andern Morgen will er Donati zur Rechenschaft ziehen, aber in Lucca kennt Niemand einen Mann solchen Namens, und auch der Palast existirt nicht, in welchem Alessandro den Abend verlebt haben will. Nun erfährt er, daß auf der Stelle, welche er als den Schauplatz seines schrecklichen Abenteuers bezeichnet, früher ein Gasthaus bestanden habe, dessen Besitzer viele von den bei ihm einkehrenden Fremden ermordet habe. Zur Strafe habe man ihn getödtet und sein Haus zerstört. Seit der Zeit sei jener Ort der Tummelplatz von Gespenstern, welche arglose Menschen in einen erdichteten Palast führten.

Selten wird man in einer Novelle, deren Handlung einer anderswo mitgetheilten Begebenheit entnommen ist, die Spuren der Quelle in so geringem Maße verfolgen können wie im „Marmorbild". Eichendorff hat der ziemlich trivialen Gespenstergeschichte nur einen einzigen Zug entlehnt: daß Dämonen einen jungen Mann in die Irre zu locken versuchten — sonst aber hat er aus dem unergründlichen Schatze seiner Phantasie so viel hinzugethan, daß ein völlig neues reizendes Gebilde entstanden ist. Jene Anekdote hat ihn nur angeregt; ein Gedanke, der ihn gewiß schon lange beschäftigt hatte, wurde mit ihr in Verbindung gebracht, die Phantasie gerieth in Thätigkeit, und so gestaltete sich ein tiefsinniges, von echt dichterischem Geiste durchwehtes Kunstwerk.

Die siegreiche Macht des Christenthums über das Heidenthum ist der Grundgedanke der Novelle — nach welcher Richtung hin, darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Die Einen verlegen den ganzen Vorgang in die Seele des Helden; an ihm habe der Dichter zeigen wollen, wie der Kampf der heidnischen Mächte mit der siegreichen christlichen Ordnung in der Brust des Menschen ausgefochten werde. Daher erlebe nur der Held der Novelle das ganze Abenteuer, nicht aber Fortunato, welcher doch auch zugegen sei. Die Deutung hat viel für sich. Florio wird bestrickt von der hinreißenden Schönheit der fremden Dame, welche die Vertreterin des Heidenthums ist, und von der zauberhaften Umgebung, in der sie sich bewegt. Die Gefahr der Verlockung liegt nahe. Die bösen Lüste werden geweckt, und darum sagt sie auch, ein Jeder glaube sie schon ein Mal gesehen zu haben, und ihr Bild dämmere wohl in allen Jugendträumen ein Mal herauf. Da verscheucht ein inniges Stoßgebet den ganzen Zauber. Aehnlich versucht der begeisterte Verehrer Eichendorff's, Adolf Schöll, den Inhalt zu deuten: „Diese Novelle zeichnet den bösen Zauber des Schönen in der verirrten Einbildung. Er ist am größten in solchen gebildeten Zeiten, wo viel Vergangenes ideal geworden ist. Es gibt dann Ideen, die nicht mehr in der Wirklichkeit

befestigt, nicht mehr verwickelt in die Gegenwart, aber manchfaltig bewegt in Nachgefühlen, verlorenen Bildern, Sagen, Gedichten, an den Grenzen der Wirklichkeit dämmernd sich festhalten. Gerade solche überlebte Ideen, die man gewöhnlich Ideale nennt, reizen in ihrer Unbestimmtheit leicht die niedern Lebenstriebe, Eitelkeit und Sinnenlust, und gewinnen, von der Wirklichkeit dieser Triebe getragen, ein scheinbares Leben. . . . Die Novelle läßt erkennen, wie leicht ein unschuldiges Gemüth die Fülle seines Busens unbewußt von Blendbildern sich entwenden läßt, die es um sein wirkliches Leben betrügen wollen. Sie lehrt aber auch die Formel, die den Zauber löst, die einzig-wahre, unwiderstehliche“ [1]).

Eine andere Lösung versuchte Herr Dr. Ernst Lieber, der bekannte katholische Parlamentarier, welcher im December 1885 in Köln einen Vortrag über Eichendorff hielt. Er sieht in der Novelle eine Allegorie des aus dem Wahn des extremen Klassicismus zur christlichen Romantik zurückkehrenden Dichtergemüths. Eine sinnvolle und zugleich überzeugende Lösung! Florio ist Dichter, ein warmer Verehrer des Schönen. Die edele Schönheit der Antike, welche er im Marmorbild, in dem Säulenschloß und der Venus so machtvoll verkörpert findet, zieht ihn unwiderstehlich an; schon will er sein Talent in ihre Dienste stellen. Da taucht durch Fortunato's frommes Lied der Gedanke an das Christenthum wieder in ihm auf; gleichzeitig erkennt er die großen Gefahren, die sittliche Verdorbenheit, welche sich unter der schimmernden Oberfläche verbergen — er flieht und kehrt zur christlichen Poesie zurück. Auch vom historischen Gesichtspunkte aus gewinnt Lieber's Erklärung sehr an Wahrscheinlichkeit. Es lag für Eichendorff, der den Beruf des Dichters so erhaben auffaßte, nahe, sich mit dem Verhältniß der Poesie zum Heidenthum abzufinden, und seiner ganzen Anlage nach konnte es nur die Romantik sein, welche er der klassischen Poesie entgegenstellte [2]).

Im Jahre 1818 am 27. April starb Eichendorff's Vater, der in seinem 60. Lebensjahre in Folge einer Lungenlähmung in die Ewigkeit ging. Mit seinem Tode brach auch über die Familie die Katastrophe herein, von welcher sie schon seit langen Jahren bedroht wurde. Sämmtliche in Schlesien belegene Güter mußten veräußert werden, um die sehr hohen Forderungen der Gläubiger abzutragen, und nur Lubowitz blieb der Mutter des Dichters als Wittwensitz bis zu deren Tode, welcher vier Jahre später, am 15. April 1822, erfolgte. Die in Oesterreich liegenden allerdings unbedeutenden Güter wurden dagegen der Familie erhalten.

Im folgenden Jahre, in welchem Eichendorff am 19. April ein zweiter Sohn, Rudolf, geboren wurde, bestand er in Berlin die große

[1]) Gesammelte Aufsätze 1884, S. 304, 305. — [2]) Vergl. Gesch. der poet. Litt., I 14, 15.

Staatsprüfung, wobei ihm namentlich seine schriftlichen Arbeiten viele Anerkennung verschafften. Dann wurde er auf seinen Wunsch wiederum der Regierung in Breslau auf ein Jahr als Assessor zugetheilt. Wie aus einem an Görres gerichteten Briefe Eichendorff's aus dem Jahre 1828, den wir später mittheilen werden, hervorgeht, hatte man dem jungen Assessor unter anderm auch eine Aufgabe gestellt, bei welcher er nothgedrungen Farbe bekennen und seine innerste Ueberzeugung kundgeben mußte, nämlich: „Die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit und die Einziehung des Stifts- und Klostergutes in Deutschland." Hier zeigte sich Eichendorff als Mann. Er mußte sich sagen, daß von der Beantwortung der Frage seine künftige Laufbahn abhängig war, daß man nicht geneigt sein würde, einen Gegner der Säcularisationen zu befördern. Und doch entschied er die Frage in echt katholischem Sinne und verurtheilte unumwunden das Vorgehen der Regierungen[1]). Ein glücklicher Zufall führte diese Abhandlung später dem Ober-Regierungsrath im Cultusministerium, Schmedding, einem Katholiken, unter die Augen und wurde Veranlassung zur spätern Berufung Eichendorff's nach Königsberg.

VII.

Eichendorff blieb nur noch wenige Monate nach Ablegung des Examens in Breslau, schon im Sommer des Jahres 1820 wurde er als Hülfsarbeiter in das Cultusministerium berufen. Nur ungern ließen ihn seine bisherigen Vorgesetzten und Collegen ziehen; denn durch seine treue Pflichterfüllung und hohe Begabung wie durch seine feinen, leutseligen Umgangsformen und seine unverfälschte Biederkeit hatte er sich Aller Herzen erworben. Das Regierungs-Präsidium sprach ihm sogar schriftlich das Bedauern aus, ein so schätzbares Mitglied des Collegiums zu verlieren. Aber auch in Berlin war Eichendorff's Bleiben nicht lange. Im December 1820 erhielt er bereits vom Minister von Altenstein den Auftrag, „die Geschäfte eines katholischen Consistorial- und Schulrathes bei dem Oberpräsidium und Consistorium der Provinz Westpreußen, sowie bei den Regierungen zu Danzig und Marienwerder commissarisch zu versehen". Im Januar des folgenden Jahres, kurz nachdem seine Frau ihm ein Töchterchen, Agnes, geschenkt hatte, welches bereits am 5. April 1822 starb, siedelte Eichendorff nach Danzig über und trat mit Freuden ein Amt an, welches ihm zwar viele Mühe, aber auch viel Befriedigung bringen sollte. Dem Minister schrieb er bald nach seiner Ankunft, daß

[1]) Verm. Schriften, V 139—203.

er es für das größte Glück betrachte, in diese Stellung versetzt zu sein. „Fern von allem bureaukratischen Schematismus, mit staatsmännischem Blick und Tact, umsichtig und wohlwollend, gewissenhaft die Pflichten gegen Staat und Kirche abwägend, wußte Eichendorff die ihm anvertraute Aufgabe in der glücklichsten Weise zu lösen. Sie hatte an Bedeutung noch dadurch gewonnen, daß gerade damals in Folge der päpstlichen Bulle de salute animarum die katholisch-kirchlichen Verhältnisse in Preußen einer neuen durchgreifenden Reorganisation unterzogen werden mußten. Die Resultate seiner Wirksamkeit fanden denn auch seitens des Gouvernements die vollste Anerkennung, und bereits unter'm 5. September 1821 war Eichendorff durch Patent des Königs zum Regierungsrath ernannt und in seinen Functionen definitiv bestätigt worden.“ [1]) Der Dichter lebte sich so sehr in sein Amt ein und gewann eine solche Freude an seiner Wirksamkeit, daß er in den letzten Monaten des Jahres 1822, angeregt durch den Minister Altenstein, eine Denkschrift über die Verbesserung des katholischen Kirchenwesens in Westpreußen verfaßte, von welcher Altenstein lobend sagte, daß sie mit vieler Sachkenntniß und Offenheit geschrieben sei. Die „Offenheit“ bezieht sich ohne Zweifel auf die Meinungsäußerung Eichendorff's über gewisse Maßnahmen der preußischen Regierung, welche ihm, dem Katholiken, ungerechtfertigt vorkommen mochten. Der Biograph Eichendorff's fügt indessen hinzu, daß der junge Regierungsrath an dem Minister stets einen bereiten Förderer der vorgeschlagenen Reformen gefunden habe. Eichendorff's Stellung war schwierig. Er war Beamter und als solcher dem Staat verpflichtet; er war aber auch Katholik und gehörte nicht zu denen, welche dem laisser passer huldigen, sondern er trat überall thatkräftig für die Rechte der Kirche gegenüber dem Staate ein. Daß er es maßvoll that, ersehen wir aus der Haltung Altenstein's. Aber auch katholische Würdenträger erkannten mit großem Dank seine segensreiche Thätigkeit an. So schrieb ihm der Bischof von Ermland, Prinz Joseph von Hohenzollern, mit welchem er, nachdem amtlicher Verkehr sie bekannt gemacht hatte, bald ein herzliches Freundschaftsbündniß schloß: „Wie Ihr edeles frommes Herz für Gottes Sache glüht, wie gern Sie an der Erweiterung des Reiches Jesu arbeiten und wie treu Sie an unserer heiligen katholischen Kirche hangen, ist mir ja sattsam bekannt.“

Sehr erleichtert wurde unserm Dichter seine schwierige amtliche Thätigkeit durch sein vertrautes Verhältniß zu dem Oberpräsidenten der Provinz, Freiherrn Heinrich Theodor von Schön. Schön war ein hervorragender Staatsmann, der auf die Geschicke der preußischen

[1]) Sämmtl. Werke, IV 508.

Monarchie vielfach eingewirkt und seinen Namen neben dem des Freiherrn von Stein unserer Geschichte einverleibt hat. Er kannte keine Vorurtheile und achtete jede Ueberzeugung, sofern sie offen und ehrlich auftrat. Obgleich Rationalist und in allen religiösen Dingen von großer Gleichgültigkeit, empfand er doch vor der katholischen Kirche eine aufrichtige Hochachtung. „Bei der hohen Consequenz der katholischen Kirche," sagt er [1]), „ist überhaupt nichts leichter, als sich mit der katholischen Geistlichkeit gut zu stellen. Wo Mißverhältnisse zwischen Staat und Kirche vorkommen, hat der erste in der Regel mehr als die Kirche gefehlt. Die Beamten in protestantischen Staaten kennen die katholische Kirche in der Regel nicht und wollen mit den Bischöfen negociiren und machen in einzelnen Fällen Zumuthungen, auf welche der katholische Geistliche nicht eingehen kann."

Bei solchen Ansichten und großer persönlicher Liebenswürdigkeit war es dem Oberpräsidenten trotz der Gegnerschaft in religiösen Dingen leicht, Eichendorff für sich zu gewinnen. In der That hat vom ersten Zusammentreffen an die beiden hervorragenden Männer eine enge Freundschaft verbunden, welcher erst durch den Tod ein Ende gemacht wurde. Schön hatte Eichendorff's Kommen nicht gern gesehen, weil er von dem strenggläubigen Katholiken Ungelegenheiten fürchtete; jetzt fühlte er sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Noch im Jahre 1854 nannte er ihn seinen bewährten, treuen Freund und bezeichnete ihn in einem Briefe an Varnhagen als einen eben so herrlichen Dichter wie herrlichen Menschen [2]). Der von Beiden gehegte Plan, daß Eichendorff Schön's Biographie schreiben solle, wurde vereitelt, weil Ersterer schon ein Jahr nach Schön's Tode ebenfalls in die Ewigkeit hinüberging.

Schön war zu jener Zeit eifrig mit der Wiederherstellung des Ordenshauses zu Marienburg beschäftigt, welche schon in den Kriegsjahren von der preußischen Regierung geplant worden war. Eichendorff, auf den der wundervolle Bau einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte, schenkte diesen Bestrebungen sofort freudigen Antheil und übernahm gern die Geschäftsverwaltung der Restauration.

Im Sommer 1823 war die Wiederherstellung so weit gediehen, daß der Kronprinz am 20. Juni zahlreichen Gästen ein großes Festmahl geben konnte, bei welchem ein von Eichendorff verfaßtes Festgedicht, „Der Liedsprecher", vorgetragen wurde. Die Schloßverwaltung, welche die Verdienste des Dichters um die Wiederherstellung der Marienburg dankbar anerkannte, hat zum ewigen Gedächtniß seines Namens ihm ein Fenster gewidmet.

[1]) Aus den Papieren des . . . . Th. von Schön, Halle 1875/6, III 65.
[2]) Das. I 229.

Sehr befreundet wurde Eichendorff auch mit dem Prediger Dr. Kniewel, der, ein musikalisch hochgebildeter Mann, viele von seinen Liedern componirte. Der heitern Geselligkeit blieb der Dichter nun nicht mehr so fern wie in den Breslauer Tagen; er verkehrte viel in der Danziger Liedertafel, für welche er drei sehr populair gewordene „Tafellieder" dichtete. Am bekanntesten von diesen ist: „Viel Essen macht viel breiter", welches zuerst im ‚Gesellschafter', Jahrgang 1825, abgedruckt wurde.

Die Sommermonate verbrachte Eichendorff regelmäßig auf einem hübschen kleinen Landhause, Silberhammer benannt, welches nicht weit von Danzig belegen war. Hier, in lauschiger Einsamkeit, in idyllischer Umgebung, fern vom Weltgeräusch, schuf er eine Reihe schöner Gedichte, und vor allem die Novelle, welche seinen Namen in weitesten Kreisen bekannt und geliebt gemacht hat: „Aus dem Leben eines Taugenichts". Vorher ließ er, und zwar im Jahre 1823 in Schall's und Holtei's „Deutschen Blättern für Poesie, Kunst und Theater", und 1824 als Buch das „dramatische Märchen in fünf Abenteuern Krieg den Philistern" erscheinen, welches für unsere Zeit eine höhere Bedeutung nicht besitzt, weil uns zahlreiche satirische Anspielungen auf gewisse Zustände in Staat, Wissenschaft und Litteratur verloren gehen. Indessen erkennen wir noch jetzt aus vielen Einzelheiten, eine wie reiche satirische und komische Ader Eichendorff besaß, die ihn bei weiterer Pflege gewiß befähigt hätte, unsere Litteratur um lebensfähige Lustspiele zu bereichern. „Krieg den Philistern" ist eine Variation des Thema's, welches Tieck in seinem phantastischen Lustspiel „Prinz Zerbino" angeschlagen. Der Altmeister der Romantik zog in seiner Komödie alle antipoetischen Elemente seiner Zeit vor sein satirisches Gericht; Aufklärung, ästhetische Kritik, engherziges Gelehrtenthum u. s. w. wurden von ihm in ergötzlicher Weise verspottet. Eichendorff steht ihm nicht nach. Die Poetischen eröffnen einen Krieg gegen die Philister, welcher die letztern in arge Beklemmungen bringt. Am Ende aber läßt der Dichter in grausamer Selbstironie sowohl die Philister wie die Poeten untergehen. Ein innerer Zusammenhang, der mit zwingender Nothwendigkeit die einzelnen Bilder bezw. Abenteuer verbindet, fehlt; lose reiht sich die eine Scene an die andere, und eine lange Liste von Personen löst einander in blitzartigem Vorüberhuschen ab. Nur Weniges bleibt in unserm Gedächtniß haften, weil uns der Schlüssel für die innere Bedeutung von Personen und Scenen fehlt. Goedeke[1]) meint, das Lustspiel sei fast nur noch als Zeugniß für die innere Entwickelung des Dichters von Bedeutung; Gottschall[2]) sieht in ihm heiter-drollige Genrebilder; Schöll[3]) aber sagt in seiner etwas

[1]) Grundriß, III 297. — [2]) Die deutsche Nat.-Litt., I 427. — [3]) A. a. O., 301.

überschwänglichen Weise: „Wer das Terrain kennt und nicht nach falscher Leseweise im Idealen Allegorie und in den Figuren Pasquille räth, sondern frei der Bewegung des Witzes folgt, wird sich zum heitersten Genuß erhoben fühlen.“ Das ist für unsere Zeit kaum noch möglich. Einzelne Scenen werden immer noch packen; das Ganze hat nur die Bedeutung, welche Goedeke ihm beilegt, und sicher keine hervorragende.

Diese dürfen wir aber gewiß der Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ beimessen, welche uns den Genius Eichendorff's in gleichsam verdichteter Form darbietet. Sie bezeichnet den Höhepunkt seines Schaffens auf dem Gebiete der Novellistik und ist schlechthin als eine Perle der Erzählungskunst zu bezeichnen. Gleichzeitig aber auch läßt sie erkennen, daß Eichendorff sich von der Manier der Romantiker losgesagt hat und entschlossen ist, ohne seine ehemaligen Freunde zu verleugnen, eigene Wege zu wandeln. Er bleibt ihnen treu im Grundzug der Romantik, in der Aesthetisirung der Wirklichkeit, aber er stellt sich himmelweit über sie, indem er die Wirklichkeit nicht durch die Hebelkraft des Verstandes in höhere Regionen empordrückt, sondern sie mit dem Zauber echter Poesie übergießt. Die Romantiker, allen voran Tieck, versuchten den Leser dialectisch zu überzeugen, daß die Prosa des Lebens poetischen Gehalt besitze; sie legten diesen Gehalt selbst hinein, indem sie Personen und Ereignisse mit einem glänzenden Firniß überzogen, der vor der schärfern Prüfung nicht Stand hielt; Eichendorff suchte nicht zu überreden, er reflectirte nicht *über* die Poesie, sondern er bot die Poesie selbst. Freudiges Behagen am Dasein, ein sorgloses Genießen des Augenblickes, eine naive Freude an allem, was Gott erschaffen, — Gemüthszustände, die hier nicht hervorgehen aus einer Gott entfremdeten Weltansicht, sondern aus einem unerschütterlichen Gottvertrauen, — das ist der Grundzug der Novelle.

Der Held der Novelle, eben der Taugenichts, ist ein durchaus harmonisches Gemüth, dessen reiner Naivetät entspringenden Gleichmuth nichts erschüttern kann. Seine Seele wiegt sich in dem schönen Gleichgewicht aller Kräfte, in der vollkommenen Uebereinstimmung von Wunsch und Sittlichkeit. Und doch ist er kein Idealmensch, desgleichen man nie gesehen, im Gegentheil, er hat noch so viel menschliche Schwächen, daß wir ihn als Unseresgleichen betrachten müssen. Seine Wünsche und Bestrebungen gehen nicht über das Mittelmaß hinaus; stets ist er zufrieden mit dem, was das Schicksal ihm beschеert; ist es etwas Gutes, so spielt er aus Dankbarkeit auf seiner Fiedel ein lustiges Lied; ist's etwas Trübes, so streicht er wehmüthig über die Saiten, um gar bald seinen alten Humor wieder zu erlangen. Daß ihn Gott ein Mal verlassen könne — *der* Gedanke kommt ihm nie, und so nimmt er mit

wunderbarer Gelassenheit die seltsamsten Begebenheiten hin. Man behandelt ihn wie einen Prinzen — das macht ihm Freude, obgleich es ihm nicht den mindesten Hochmuth einflößt; es ist ihm zwar unbegreiflich, weshalb man ihn gegen seinen Willen in einen höhern Rang versetzen will; da es nun aber nicht zu ändern ist, so läßt er es sich gefallen.

Ebenso gleichmüthig aber weiß er sich in widrige Schickungen zu fügen; er erträgt sie wie etwas, das ja doch vorübergehen muß. Ohne Kenntniß der Welt und des Weltlaufes, unkundig der Sitte und der feinen Formen, begeht er manchen Verstoß gegen die Gepflogenheiten der gebildeten Welt, aber der Adel seiner Seele und die einfache Geradheit seiner Gesinnung kennzeichnen ihn als einen durchaus edeln Menschen. Manche finden es komisch, wenn er mit seinem weltunerfahrenen Gemüthe gegen die Ecken der modernen Bildung stößt, wenn er in seiner liebenswürdigen Naivetät in seltsame Situationen geräth — Niemandem aber erscheint er in einem lächerlichen Lichte. Wahrhaft rührend ist seine Verehrung der schönen gnädigen Frau, welche, obgleich ein Wesen von Fleisch und Blut, wie ein unerreichbares Ideal in seinen Träumen schwebt, das er in der That auch nie erreicht. Das ist eine reine, keusche Verehrung, welche kein Verlangen kennt und keine Erwiderung sucht. Aber diese schöne gnädige Frau, ist sie nicht vielleicht die Poesie selbst, deren Hoheit immer vom Dichter erstrebt und nie ganz gewonnen wird, die sich ihm, wenn er sie, das Höchste, glaubt erzielt zu haben, als ein holder Mummenschanz entpuppt, gerade wie die schöne gnädige Frau sich schließlich zwar als schön, nicht aber als gnädig, d. h. hochgeboren zeigt?

Doch auch das bekümmert den Taugenichts nicht; wenn sein lang verehrtes Lieb denn auch nicht „gnädig" ist, so ist sie doch sein Lieb und ihm beschеert, ohne daß er sie suchte. Er ist ein Glückspilz, dem es am Ende nimmer schlecht ergehen kann. Und im süßen Bewußtsein dieser Eigenschaft, sich ganz dem Willen der Vorsehung hingebend, streift er ziellos durch die Welt und nimmt, empfänglich wie ein Kind und dankesfreudig wie ein Kind, die manchfaltigsten Eindrücke willig in sich auf. Er ist wie ein Theil der Natur, völlig mit ihr verwachsen und am glücklichsten, wenn er ihre Herrlichkeit in vollen Zügen genießen kann. Die Natur ist seine Freundin; bei ihr sucht er Trost, an sie schmiegt er sich in den seltenen Stunden, wo sein Leichtsinn ihn im Stiche zu lassen droht, und in den Stunden des Glücks ist seine Freude doppelt groß, wenn die Stimmung der Natur mit der seinen im Einklang steht. Er ist ein Singvogel und als solcher abhängig von der Natur. Freud' und Leid schmettert er in seelenvollen Liedern hinaus und singt sich all' sein Leid vom Herzen — trotzdem aber kann es vorkommen, daß er, wenn ein Anderer ein schönes Lied singt, sich vom Schlaf übermannen läßt!

Und in diesem reinen und durchaus ursprünglichen Gemüth läßt der Dichter die Welt und die Menschen sich spiegeln und entzückt uns durch das reizende Spiel eines liebenswürdigen Humors und einer überlegenen feinen Ironie. Mit gutmüthigem Lächeln blickt er auf seinen Helden, den Taugenichts, herab, den er trotz seiner selbstgefälligen Haltung und seines unverbesserlichen Leichtsinns herzlich liebgewonnen hat. Da er aber aus der Seele des Taugenichts herausschreibt, nur mit dessen Herzen fühlt, nur mit dessen Augen sieht und sich selbst völlig in den Hintergrund stellt, dadurch gewinnt er, obgleich in einer schier märchenhaften Sphäre schwebend, den Boden der Wirklichkeit und für seine Dichtung ein echt realistisches Gepräge. Ideal ist das Ganze, realistisch ist das Einzelne, sowie das Märchen, das Niedageweseне, zusammengesetzt ist aus den Bestandtheilen der Wirklichkeit.

Von allen Werken Eichendorff's hat, abgesehen von den Gedichten, keines eine solche Popularität erlangt, wie die liebenswürdige Schilderung des Taugenichts. Gottschall[1]) nennt sie „die prächtige Idylle der paradiesischen Faulheit. . . .“ und fügt hinzu: „Der Hauptreiz der Dichtung beruht auf der naturwüchsigen Ursprünglichkeit des Empfindens und der köstlichen Schalkhaftigkeit, mit welcher der Dichter selbst in die komischen Irrfahrten seines Helden hineinlächelt.“ Und Goedeke[2]): „Im Taugenichts tritt Eichendorff's großes lyrisches Talent nicht bloß in den Liedern, sondern in der frischen Naivetät der Erzählung selbst am schönsten auf. Er hat hier am einfachen Faden eines wanderlustigen Jugendgemüthes, in einfachem Rahmen und engster Begrenzung alle seine romantischen Zauber spielen lassen, so daß diese Novelle von jeher die Lieblingsschöpfung der Jugend gewesen und auch für ältere Freunde des Dichters eine stets erfrischende Lectüre geblieben ist.“ Vilmar[3]) endlich behauptet, daß gleich Seelenvolles die ältere romantische Schule nicht zu schaffen vermocht habe.

Im Herbst 1823 wurde Eichendorff als Vertreter eines erkrankten Rathes in das Cultusministerium berufen und verbrachte den Winter 1823—1824 in Berlin. Hier lernte der Geh. Ober-Regierungsrath Schmedding, dessen Interesse für die von Eichendorff verfaßte Prüfungs-Arbeit über „Die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit und die Einziehung des Stifts- und Klostergutes in Deutschland“ wir schon erwähnt haben, ihn persönlich kennen und schätzen und nahm sich vor, für seine Beförderung zu sorgen. Eine Veranlassung fand sich bald, nachdem Eichendorff wieder nach Danzig zurückgekehrt war. Die beiden Oberpräsidien von Ost- und Westpreußen waren nämlich inzwischen vereinigt, und Freiherr von Schön an die Spitze der Verwaltung nach Königsberg

[1]) A. a. O., I 426. — [2]) A. a. O., II 296. — [3]) Lit.-Gesch., 476.

berufen worden. Schön äußerte kurze Zeit darauf den Wunsch, seinen treuen Freund und frühern Mitarbeiter Eichendorff auch in Königsberg an seiner Seite zu sehen, und so veranlaßte Schmedding dessen Versetzung nach Königsberg, damit er dort besonders die katholischen geistlichen Angelegenheiten bearbeite. Am 23. September 1824 reiste Eichendorff, den man in Danzig, wie ein ihm gewidmeter Nachruf in der Danziger Zeitung beweist, nur ungern scheiden ließ, nach Königsberg ab und trat die Stellung eines Oberpräsidialrathes an. Sieben Jahre lang hat er als solcher gewirkt und Dank seiner genauen Kenntniß der einzelnen Landestheile und des Volkscharakters ungemein segensreich gearbeitet. Seine Stellung war eine sehr einflußreiche; denn alle irgendwie wichtigen Angelegenheiten der Provinz unterlagen seiner Prüfung und vielfach auch seiner Entscheidung. Schön war ihm Freund und nicht Vorgesetzter und ließ ihm in vielen Dingen freie Hand. Auch die Bevölkerung kam unserm Dichter herzlich entgegen, und er fand gar bald einen vertrauten Freundeskreis, welcher ihm geistige Anregung in reichstem Maße bot. Zu seinen nächsten Freunden zählten neben Fr. W. Barthold und Karl Schnaase der berühmte Astronom Bessel sowie der Geschichtschreiber Joh. Voigt, welcher bekanntlich zuerst unter den Protestanten eine gerechte Auffassung des großartigen Charakters Papst Gregor's VII. anbahnte. Mehrere gelehrte Gesellschaften nahmen unsern Dichter unter ihre Mitglieder auf, und auch sonst fehlte es ihm nicht an Auszeichnungen. Trotz alledem gefiel es ihm in preußischen Diensten nicht. Das geht unwiderleglich aus einem am 30. August 1828 an Görres gerichteten Briefe[1]) hervor, den wir hier folgen lassen.

Königsberg 30/8 1828.

„In der Hoffnung, daß E. H. sich meiner aus früherer Zeit noch erinnern, wage ich es in einer der wichtigsten Angelegenheiten meines Lebens mich mit dem vollen Vertrauen der innigsten Hochachtung an Sie zu wenden, und rechne auf Ihre gütige Nachsicht, wenn ich zur nothwendigen Vorbereitung meiner Bitte meinen kurzen Lebens-Abriß voraussende. . . . Ich trat nun (nach dem Kriege) auf dem gewöhnlichen Wege als Referendarius bei der Regierung zu Breslau ein, und bekam dort behufs des sogenannten großen Examens (zum Rath) als Thema der schriftlichen Probearbeit die Frage auf: »Welche Vortheile und Nachtheile sind von der Aufhebung der Landeshoheit der Bischöfe und der Klöster für Deutschland zu erwarten?« Da ich, Gott sei Dank, mein Gewissen und meine Ehre jederzeit höher gehalten habe, als meinen

[1]) Görres, Briefe, III 341—344.

Magen, so beantwortete ich diese Frage, die ich mit gutem Grund nur für eine Art von heimlicher Fußangel halten mußte, mit besonderm Fleiß und mit aller hier nöthigen Freimüthigkeit und Rücksichtslosigkeit. Aber Gott wandte es anders, als ich dachte. Der Geh. Ober-Regierungsrath Schmedding in Berlin, selbst ein Katholik, von dessen Existenz ich damals nichts wußte, wurde durch diese Abhandlung aufmerksam auf mich, und durch seine Vermittelung wurde ich einige Zeit darauf zur Bearbeitung der katholischen geistlichen Angelegenheiten in Preußen als Regierungsrath nach Königsberg berufen, wo ich mich noch gegenwärtig befinde.

„E. H. kennen indeß die preußische Wirthschaft so gut als ich. Ich habe ehrlich gekämpft, so gut ich's vermag, aber ich bewege mich hier in Fesseln, ohne Hoffnung lohnenden Erfolgs, und sehe mit Gewißheit voraus, mich in diesem Verhältniß nicht lange mehr halten zu können. Auch die Dichtkunst kömmt mir läppisch vor in Zeiten, wo der Herr wieder einmal unmittelbar die Sprache der Poesie zu den Völkern redet. Denn so erscheint mir jetzt die tiefe Bewegung, der junge König und das ganze großartige Walten in Baiern, und ich würde keinen Augenblick anstehen, wie im Jahre 1813, ohne weiteres mich den Fechtern, als deren Führer ich E. H. hochverehre, wieder anzureihen, wenn ich jetzt nicht Weib und Kind hätte, die auch ihre Rechte haben und größere Besonnenheit zur heiligen Pflicht machen. Ich wage zunächst die inständigste und ergebenste Bitte an E. H., mir gütigst Ihre Meinung darüber mittheilen zu wollen, ob Aussicht für mich vorhanden wäre, möglichst mit gleichem Range und Gehalt wie hier (ich habe hier 1600 Thaler) in Baiern angestellt zu werden und wie ich's zunächst anzugreifen und an wen ich mich zu wenden hätte, um dies heiß ersehnte Ziel zu erlangen? Sollte mir auch meine jetzige Wirksamkeit in Angelegenheiten der Kirche nicht angewiesen werden können, wozu dort vielleicht ein Geistlicher erforderlich ist, so bin ich doch durch meine zwölfjährige Dienstzeit bei der Regierung mit allen andern Zweigen der Verwaltung vollkommen bekannt, und ich würde mich glücklich schätzen, nur überhaupt in der dasigen belebenden Atmosphäre wieder frei zu athmen. ... Mit Einem Wort, mich verlangt endlich nach einer auf das Höchste im Leben gerichteten Thätigkeit, und ich biete einen reinen treuen Willen und meine besten Kräfte, die ich hier in kleinem Krieg nutzlos aufreibe“ [1]).

Wir wissen nicht, welche Antwort Görres seinem Freunde gegeben; daß es keine günstige gewesen, geht aus der Thatsache hervor, daß Eichendorff in preußischen Diensten verbleiben mußte. Ganz so rosig, wie die Biographie seine Stellung in Königsberg schildert, muß sie also

[1]) Görres, Ges. Briefe, III 341—344.

doch wohl nicht gewesen sein. Sicher ist aber, daß es nicht Schön war, welcher ihm seine amtliche Thätigkeit verleidete, denn beide Männer stimmten in ihrer Geistesrichtung vielfach überein und waren sich in herzlichster Freundschaft zugethan. Ueber Schön aber stand die damals allmächtige Bureaukratie, welche ihm, der sich um das Vaterland in schwerer Zeit verdient gemacht hatte, Hindernisse und Chicanen aller Art bereitete. Die preußische Politik in katholisch-kirchlichen Angelegenheiten ist bekannt; Schön mochte sie billigen oder nicht, mochte einsehen, daß ihre Verkehrtheit aus totaler Unkenntniß katholischer Dinge entsprang — er mußte sich auf der vorgeschriebenen Linie bewegen. So wurde auch Eichendorff in Mitleidenschaft gezogen. Sodann aber mußte er seiner ganzen Anlage nach wenig Befriedigung finden in einer Thätigkeit, in welcher der kleinliche Sinn des Ministeriums jeden frischen Aufschwung lähmte. Unter seinen Collegen mochte auch gar Mancher sitzen, dem er an Geist weit überlegen war, wenn Jener auch geringschätzig auf den Katholiken herabsah. Aus dieser Stimmung ist wohl das bitter satirische Gedicht „Rathscollegium" (I 151) entstanden. Eichendorff's Streben ging in's Große; er arbeitete in großen Zügen, er faßte alles von einem höhern Standpunkt auf. War es ein Wunder, daß sich in einer solchen drückenden Lage sein sehnender Blick nach Baiern wandte, wo das Auftreten des jungen Herrschers Ludwig I. einen großartigen Aufschwung auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft und eine freiere Auffassung des Staatsbegriffes versprach?

Es hat nicht sollen sein. Eichendorff ist in preußischen Diensten geblieben fast bis zu seinem Tode und hat trotz seiner angestrengten Thätigkeit ein bedeutendes Avancement nicht gemacht.

Der Aufenthalt Eichendorff's in Königsberg hat, obwohl er sieben Jahre währte, nur wenig poetische Werke gezeitigt. Im „Gesellschafter", einem damals hochangesehenen Sammelpunkt für die Erzeugnisse zeitgenössischer Dichter, ließ Eichendorff im Jahre 1826 eine Reihe von Gedichten erscheinen, welche zum Theil schon vorher im Frauentaschenbuch für 1816 bis 1819 abgedruckt waren. Im selben Jahre gab er mit dem „Marmorbild" und einigen Gedichten den „Taugenichts" in einem Bande heraus. Letzterer erlebte erst 1842 seine zweite Auflage, wurde dann aber rasch nacheinander neu aufgelegt. Was Eichendorff in Königsberg schuf, sind drei Dramen, eine satirische Tragödie „Meierbeth's Glück und Ende" (zuerst im „Gesellschafter" 1827, sodann als Buch 1828), sowie die beiden Trauerspiele „Ezzelin von Romano", 1828, und „Der letzte Held von Marienburg", 1830. Wie er darauf gerieth, Ezzelino, den kühnen Parteigänger und endlichen Verräther der Ghibellinen zum Helden eines Drama's zu machen, ist uns nicht bekannt; den Stoff zu dem zweiten Trauerspiel lieferte ihm seine Thätigkeit für die Wieder-

Herstellung der Marienburg. Ueber die Komödie „Meierbeth's Glück und Ende" können wir rascher hinweggehen, weil sie gerade wie „Krieg den Philistern" in Zeitverhältnissen wurzelt und von Anspielungen wimmelt, deren Pointen uns zum größten Theil verloren gehen. Die satirische Spitze des Dichters richtet sich einerseits gegen die Vergötterung des großen Unbekannten, Walter Scott, und die mit ihm hereinbrechende Ueberfluthung des deutschen Marktes mit Uebersetzungen von Romanen und Novellen, sowie anderseits und besonders gegen die Schicksals-Tragödien. Einzelne Scenen sind von drastischer Komik und prächtigem Witz, aber das Ganze leidet wie „Krieg den Philistern" sehr unter der Zerfahrenheit der Composition und der verschwommenen Handlung. Wollte man nach diesen beiden Komödien Eichendorff's dramatisches Talent berechnen, so würde das Ergebniß ein ziemlich klägliches sein; das Urtheil müßte dahin lauten, daß es dem Dichter nicht möglich sei, eine straffe, in sich geschlossene Handlung zu gestalten, und ebenso, daß er zielbewußte Charaktere nicht zu fassen vermöge. Und doch hatte er bei allen äußerlichen Mängeln eine bedeutende Begabung für das Drama, welche durch die beiden eben genannten Trauerspiele in glänzender Weise bekundet wird. Was zuerst an diesen beiden Dramen, wie an Eichendorff's Schauspielen überhaupt unangenehm auffällt, das ist der Mangel an künstlerischer Perspective. Eine der Hauptbedingungen für den Aufbau des Drama's ist es, den Helden energisch in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen und nach ihm die Bedeutung der übrigen Personen zu bemessen. Keine darf sich weiter in den Vordergrund wagen, als es ihr nach ihrem Verhältniß zum Helden zukommt. Auf den Helden soll sich unser Interesse vereinigen; es darf nicht durch Episoden, und seien sie an sich noch so interessant, zersplittert werden. Gegen dieses Gesetz sündigt Eichendorff in den beiden Trauerspielen sehr und namentlich im „Ezzelino von Romano". Was Ezzelino will, das wissen wir, aber der Dichter steuert auf das Ziel nicht rasch genug los; er weiß den Knoten nicht fest zu schürzen, dagegen rollt er uns ein weites, personenreiches Gemälde auf, in welchem wir die scharfe Hervorhebung des Mittelpunktes vermissen. Eine große Anzahl von Personen tritt auf, welche selbständig neben dem Helden geht und deren Schicksal mit dem seinen nicht eng genug verknüpft ist. Das ganze Bild ist in beiden Dramen episch breit, und in dieser Massenhaftigkeit geht dem Leser der leichte Ueberblick verloren, welcher beim Drama eine der Hauptbedingungen ungetrübten Genusses ist. Es fehlt ihnen aber auch der feste Zusammenhang; Eichendorff's Dramen sind keine Organismen, welche vergehen müßten, wenn ihnen ein Theil genommen wird. Scene folgt auf Scene, ohne nothwendigen Zusammenhang, der Schauplatz wechselt beständig, fast mit

jedem Auftritt, und der Dichter verfährt noch willkürlicher, als Shakespeare es thut.

So sind Eichendorff's Dramen in keiner Weise bühnengerecht und kaum für eine Aufführung zuzurichten. Das ist zu bedauern; denn diese zum Theil rein technischen Mängel können nicht verhindern, daß der unbefangene Urtheiler in beiden Dramen einen großen tragischen Zug und ein echt dramatisches Leben empfindet. Schon die Wahl der Stoffe ist bezeichnend für Eichendorff's Begabung und die Größe seiner Auffassung. Ezzelin sowohl wie Heinrich von Plauen, der letzte Held von Marienburg, sind Gestalten von echt tragischer Bedeutung. Ersterer, der treue Diener seines Herrn, unterwirft dem Kaiser wiederum das aufständische Italien. Als sein Schwert sich siegreich erweist, wird er erfaßt von den eigenen hochfliegenden Plänen, welche ihn zum Verräther werden lassen an seinem Herrn. Auf sein eigenes Haupt möchte er die Krone drücken, welche zu schützen sein kaiserlicher Herr ihn beauftragt hat. Darin mußte er untergehen. Geächtet und gebannt sieht er alle seine Unternehmungen gescheitert und die besten Männer sich gegen sie wenden. Schwer verwundet und im Kerker schmachtend, reißt er selbst den Verband von seiner Wunde und verblutet. „Es ist der Betrachtung würdig," sagt Schöll[1]), „wie dieser Held im Gefühl überlegener Kräfte und Zwecke sich über seine Zeit hinaussetzt, erst mit festem Willen die nöthigen Opfer einfordert, dann mit erhitztem Geist sich für die Wetterflamme des göttlichen Zornes hält, und bald gegen alles, was seinen Absichten, wenn auch ohne Schuld, im Wege steht, wie gegen ausgemachtes Verbrechen wüthet." Wir haben in Ezzelino also die Tragödie der absoluten Schuld. Aus Ehr- und Herrschsucht wird der Held zu einem Verbrecher in großartigem Maßstab, der Gesetz und Recht für nichts achtet und in eigensüchtiger Verblendung nur seine Persönlichkeit in den Vordergrund schiebt.

In „Der letzte Held von Marienburg" zeigt sich uns der gerade Gegensatz. Heinrich von Plauen vertritt den Orden in seiner schönsten und reinsten Gestalt; er ist unwandelbar den hehren wenn auch strengen Grundsätzen ergeben, welche den Orden groß und gefürchtet machten und immerdar die Wurzeln seiner Kraft bilden mußten. So wie er denken aber nur noch einige wenige Edele, und er, der Ordensmeister, empfindet es deshalb als seine Pflicht, die Genossenschaft zu reinigen und zu beleben. Er läßt wieder beten, im Chor singen, Kranke pflegen — christliche Uebungen, welche längst außer Gebrauch gekommen waren. Das behagt den Wenigsten. Bald kommt es zu offenem Bruch. Mit Polen hat

[1]) A. a. O., 306.

das Capitel einen Frieden geschlossen, welchem Plauen nicht traut; er will dem König von Polen von neuem den Krieg erklären, um ihn für immer, mindestens für sehr lange Zeit unschädlich zu machen. Die Nothwendigkeit eines neuen Krieges ist seine feste Ueberzeugung, und als die Ritter sich gegen ihn erklären, geht er, die Satzungen des Ordens verachtend, auf eigene Faust vor. Darin liegt seine Schuld und der Keim seines Unterganges. Er erstrebte Hohes mit falschen Mitteln. Der Orden entsetzt ihn, Polen erhebt sich auf die Nachricht hin in blutigem Aufstand, und der Jammer der Zeit bricht dem Meister das Herz. Plauen's Schicksal ist weit mehr geeignet, unsere Theilnahme zu wecken und festzuhalten, als das Ezzelin's. Plauen vergreift sich in den Mitteln, ein edeles Ziel zu erreichen, bei Ezzelin aber ist das Ziel selbst kein edeles, es ist ein rein selbstsüchtiges. Damit ist der Unterschied zwischen beiden Charakteren von selbst gegeben.

Indessen ragt „Der letzte Held" auch nach anderer Seite über „Ezzelino" hervor. In ihm ist weit mehr dramatisches Feuer, die Gruppirung der Charaktere ist kunstvoller und durchdachter, und der Aufbau des Ganzen mit durchaus sicherer Hand geleitet. Wenn wir in „Ezzelino" die schroffe Gegenüberstellung der Charaktere vermissen, welche allein im Drama den Knoten zu schürzen und Spannung hervorzurufen vermag, so haben wir dagegen im „letzten Helden" einen völlig klaren Einblick in das ganze Getriebe. Jeder Charakter ist ausgearbeitet und nimmt seine bestimmte Stellung ein, so daß wir nicht, wie bei „Ezzelino", nach seiner Berechtigung zu fragen genöthigt sind. Aber beiden Dramen gemeinsam ist die kraftvolle Sprache, welche trotz ihrer alleweg vornehmen Haltung durchaus der Wirklichkeit entspricht. Rede und Gegenrede erfolgen in pointenreichen, wirkungsvollen Wendungen, welche sich nicht selten zu Schiller'schem Pathos erheben. Einzelne Scenen, namentlich in „Der letzte Held von Marienburg", sind von packender Gewalt und würden auf der Bühne gewiß von großer Wirkung sein. Indessen ist aus den schon angeführten Gründen nicht zu hoffen, daß eine Theater-Direction sich zu einer Aufführung entschließt, wie denn auch zu des Dichters Lebzeiten nur „Der letzte Held von Marienburg" das Lampenlicht erblickte und auch dieser nur ein Mal und zwar zu Königsberg.

Wir dürfen hier auch wohl schon des letzten Drama's Eichendorff's gedenken, obgleich es erst drei Jahre nach dem letzten Helden von Marienburg — 1833 — erschienen ist, des Lustspiels in drei Aufzügen: „Die Freier." Es ist ein tolllauniger Fastnachtsschwank mit einer Reihe von Vermummungen und Verwechselungen, welche zu höchst komischen Situationen führen. Graf Leonard soll sich auf Wunsch seines Oheims mit einer schönen Gräfin, Namens Adele, verheirathen, welche er noch

gar nicht kennt. Um nun zwanglos Herz und Gemüth seiner Zukünftigen erforschen zu können, geht er verkleidet in Gesellschaft von Schauspielern auf deren Schloß. Adele aber hat von dem Vorhaben des jungen Grafen erfahren und tauscht, um ihn gründlich an der Nase herumzuführen, ihre Kleider mit denen ihrer nicht minder schönen Kammerjungfer. Nun kommt noch ein Vermummter, nämlich Hofrath Feder, der auf Befehl besagten Oheims das Treiben des Wildfanges von Neffen beobachten soll. Selbstredend entsteht unter den Betheiligten eine tolle Verwirrung, in welcher keine Person mehr aus der andern klug wird, in der aber doch alles in schönster Harmonie sich löst. Eichendorff hat die Fäden der Handlung in bedenklicher Weise verwickelt, so daß dem Leser manchmal angst und bange wird, ob er sich auch werde herausfinden können; aber der Dichter weiß die Fäden auch wieder zu entwirren. Wolfgang Menzel meint[1]), daß das Lustspiel an Feinheit den besten spanischen gleichkomme, und daß mehrere Charaktere mit hoher Genialität, die an Shakespeare's beste Lustspiele gemahne, aufgefaßt seien. Das Lob geht ein wenig weit; denn die Motive des Lustspiels sind doch ziemlich verbraucht, und auch die Charaktere sind nicht eben neu.

VIII.

Im Sommer des Jahres 1831 wurde Eichendorff, der 1829 eine Versetzung nach Koblenz abgelehnt hatte, weil ihm verschiedene Bedingungen nicht erfüllt werden konnten, nach Berlin in die Abtheilung des Cultusministeriums für katholisches Schul- und Kirchenwesen berufen, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1844 blieb. Minister Altenstein war ihm seit Jahren günstig gesinnt und verharrte in dieser Gesinnung, obwohl Eichendorff mit ihm wegen des Kölner Kirchenstreits (1837) manchen harten Strauß durchzukämpfen hatte. Eichendorff blieb seiner katholischen Ueberzeugung treu und scheute sich nicht, seinem Chef unverhohlen seine abweichende Meinung kundzugeben. In seinen Collegen fand er tüchtige Leute, welche ihm mit offenen Armen entgegenkamen, so Nicolovius, Schmedding, Johannes Schulze, Kortüm, Aulike, Brüggemann u. a., obgleich er gewiß nicht mit allen sympathisirte. Ueber Eichendorff's amtliche Thätigkeit heißt es in der Biographie[2]): „In den ersten Jahren versah Eichendorff in Gemeinschaft mit Schmedding die Geschäfte der Abtheilung ganz allein, einen Zuwachs neuer Kräfte erhielt dieselbe erst unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm IV., dem die katho-

[1]) Gesch. der deutschen Dichtung, III 357. — [2]) IV 24, 25.

lische Kirche Preußens überhaupt in so vieler Beziehung den größten Dank schuldet. Es läßt sich begreifen, daß es dabei außerordentlich viel zu thun und zu schaffen gab. Hier war nicht entfernt die Rede von einem sichern Verwalten nach klaren, durch eine höhere Instanz schon festgestellten Grundsätzen; hier galt es, diese Grundsätze und Normen erst selbst zu finden, ihre prompte und umsichtige Handhabung durch die Unterbehörden zu leiten und zu überwachen, zumal in jener Zeit des Ueberganges aus der alten in die neue Ordnung der Dinge, die mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. angebahnt worden war. Dabei waren die Geschäfte, welche die höchsten Interessen von Staat und Kirche berührten, ihrer Natur nach und durch die Mitwirkung äußerer Umstände fast ohne Ausnahme sehr epinöser Art; keine anscheinend noch so gleichgültige Frage, die nicht ihre besondere sorgsame Behandlung erfordert hätte, bei der nicht collidirende Einflüsse von oben und unten abzuwehren und auszugleichen gewesen wären. Die Acten des Ministeriums ergeben, welche rastlose, durchdachte und erfolgreiche Thätigkeit Eichendorff damals entfaltete, und wie ihm dafür auch stets nicht nur die bereite Anerkennung seines Chefs, sondern auch das volle Vertrauen der Verwalteten zu Theil geworden ist. Die Beschäftigung gerade in diesem Zweige der Verwaltung entsprach übrigens so sehr auch seinen Neigungen, daß es ihm durchaus nicht unerwünscht war, als die langbetriebene Einrichtung eines Obercensur-Collegii fehlschlug, bei welchem man ihm eine einflußreiche Stellung zugedacht hatte, und ebenso später die beabsichtigte Verwendung im Departement der auswärtigen Angelegenheiten wieder rückgängig wurde." Leider werden die Acten der jetzt aufgehobenen katholischen Abtheilung sorgfältig unter Schloß und Riegel gehalten, so daß es nicht möglich ist, ein Bild der amtlichen Thätigkeit Eichendorff's, welche sich unter so äußerst schwierigen Verhältnissen vollzog, zu entwerfen. Gewiß kam er oft mit seinem Gewissen und eben deshalb auch mit seinen Vorgesetzten in Conflict; jedenfalls aber ist seinem Einfluß manche Maßregel zu danken, welche Schlimmes verhütete, und sicherlich hat er manche Verordnung verhindert, welche, aus Unkenntniß katholischer Dinge hervorgegangen, nur Unheil hätte anrichten können.

Schon bald nach seiner Ankunft in Berlin knüpfte Eichendorff einen regen Verkehr an mit den Größen der Litteratur, Kunst und Wissenschaft, welche die Hauptstadt des preußischen Staates damals in ihren Mauern beherbergte, so mit Savigny, dem berühmten Rechtsgelehrten und treuen Katholiken, Karl von Raumer, Adalbert von Chamisso, Criminal-Director Hitzig u. A. Zu des Letztern Enkelin, welche aus einer Ehe Franz Kugler's, des Kunsthistorikers, mit einer Tochter Hitzig's entsprossen war, wurde er Pathe; Kugler's Tochter heirathete später Paul

Heyse. Sehr viel verkehrte Eichendorff in dem Hause des Banquiers Abraham Mendelssohn, des Vaters des Componisten Felix Mendelssohn, welch' letzterer so vielen Liedern Eichendorff's eine seelenvolle Melodie verliehen hat. Felix Mendelssohn liebte die Gedichte Eichendorff's fast eben so sehr wie die Goethe's und trug sie auf allen seinen Reisen mit sich. Seine letzte Composition war die des Nachtliedes „Vergangen ist der lichte Tag" [1]), welche beim Vorspielen auf den von Todesgedanken erfüllten Componisten selbst eine solche Wirkung ausübte, daß er einer Ohnmacht nahe war, und auf seinem Grabstein stehen, seinem eigenen Wunsche gemäß, die Eichendorff'schen Verse: „Gedanken geh'n und Lieder fort bis in's Himmelreich."

Lange Jahre hindurch war unser Dichter Mitglied der sogenannten litterarischen Mittwochs-Gesellschaft [2]), welche in einem Local des Thiergartens ein Mal wöchentlich ihre Sitzungen abhielt. Für sie dichtete er die beiden Tafellieder „Der alte Held" — zu Goethe's Geburtstag 1831 — und „Viele Lerchen hell erwacht". Doch auch er selbst pflegte in seinem Hause an der Potsdamer Straße (vor dem Leipziger Thor) eine zwanglose Geselligkeit, indem er an bestimmten Abenden in der Woche seine Freunde und litterarischen Bekannten um sich versammelte. Daß diese Zusammenkünfte nichts mit jenen schwächlichen Thee-Abenden der Berliner Gesellschaft gemein hatten, wo in sentimental-schwärmerischer Weise der Cultus des Schönen betrieben wurde, dafür bürgt uns die Person des Dichters, welcher, jeder Gezwungenheit und jedem anmaßlichen Herauskehren der litterarischen Meinung entschieden abhold, jene Thee-Abende selbst in „Ahnung und Gegenwart" mit beißendem Hohn überschüttet hatte. Einen bestimmten Zweck hatten seine Abende überhaupt nicht; sie waren, zumal die Besucher den verschiedensten Berufsklassen angehörten, lediglich einer heitern Geselligkeit gewidmet. Auch Luise Hensel war ein häufiger Gast bei diesen schönen Zusammenkünften. Selbstredend war Eichendorff ihr Mittelpunkt und er mußte es sein, nicht etwa, weil man einen so bedeutenden und angesehenen Dichter in ihm verehrte, sondern weil seine Person von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit umflossen war. So sagt der geistvolle Litteratur-Historiker Adolf Schöll, ein jüngerer Freund Eichendorff's, am 16. September 1832 in einem

---

[1]) Lampadius, Felix Mendelssohn, 354. — [2]) Die Gesellschaft wurde, wie Gubitz in seinen „Erlebnissen" (Bd. III, S. 136, 137) erzählt, am 26. October 1824 von Hitzig gestiftet. Das Grundgesetz lautete: „Nichts darf vorgelesen werden, was von einem der Mitglieder verfaßt worden; ebensowenig von Gästen etwas, was diese selbst gedichtet haben." Später kam folgender Zusatz hinzu: „Keines der Mitglieder darf über die Gesellschaft etwas drucken lassen, sei es tadelnd, lobend oder bloß berichtend, indem sie unter allen Umständen der Oeffentlichkeit fremd bleiben will."

Briefe an Gustav Schwab: „Eichendorff hat einige graue Haare, aber ein jugendliches Gesicht und ein feuriges Auge; er ist von einer Atmosphäre natürlicher Güte umgeben und aus seinem Betragen spricht eine Heiterkeit, in deren leichten Tönen ein aufmerksameres Ohr den Grundton einer gewonnenen Ruhe und vergangener innerer Siege wohl vernehmen kann. Ich glaube aber nicht, daß er jemals im Leben, wenn auch aus dem Frieden, aus der Kindlichkeit herausgerissen worden ist; sie ist ihm noch rein natürlich, wie seine Bescheidenheit, sein Humor, seine freundlich blühenden Gedanken, sie vereinigt sich schon mit jenem Gleichmuth, welcher nur durch Erfahrung erobert wird." Und Wolfgang Müller von Königswinter, der spätere rheinische Dichter, welcher ebenfalls zu den jüngern Freunden Eichendorff's zählte, schreibt im Jahre 1839 von ihm[1]): „In seinen bürgerlichen Verhältnissen war er vor allem Beamter. Seine Poesie schien das stille Heiligthum seiner Seele; er hielt nicht zurück mit ihr, weil er sie als eine Gabe Gottes betrachtete, aber er drängte sie auch nicht auf. So fand man denn bei ihm keine litterarischen Cirkel, er genügte sich selbst, er glich dem süßen Vogel, der einsam in einer Ecke des Gartens sitzt und sein Lied singt, so oft es ihm ankommt, sich wenig kümmernd, ob man ihm lauscht oder ob man seine Töne überhört. Aber es freute ihn doch, daß man ihm wirklich froh und herzlich gelauscht hatte. Mit leisem, wohlwollendem Lächeln hörte er mir zu, wenn ich ihm erzählte, daß die Künstler und Studenten seine Lieder in alle Welt trügen, und daß ich selbst immer tapfer dabei gewesen wäre. Als er nun auch erfuhr, daß ich auf der Guitarre klimperte und viele seiner Dichtungen auswendig wußte, da wurde, wenn ich kam, ein Instrument herbeigeschafft und ich versuchte die fast schon vergessene Kunst des rheinischen Naturgesanges. So gut und schlecht die Versuche auch geriethen, so hatte er doch Freude, die hell über seine milden Züge glänzte, wenn ich anhob."

Während seiner dreizehnjährigen amtlichen Stellung in Berlin hat Eichendorff, einige Besuche in seiner Heimath ausgenommen, nur eine größere Reise gemacht, und zwar im Jahre 1838, wo er Süddeutschland bereiste und sich längere Zeit in Wien, Salzburg und München aufhielt. In Wien traf er nach langer Trennung wieder ein Mal mit seinem Bruder zusammen und hatte mehrere Unterredungen mit dem Fürsten Metternich, deren Gegenstand der kirchlich-politische Streit in Preußen bildete. In München war er Gast seines alten Freundes Clemens Brentano, welcher den ganzen Tag mit ihm herumzog und ihm alle Sehenswürdigkeiten der baierischen Hauptstadt persönlich zeigen wollte. Im

[1]) IV 527.

October 1840 besuchte er Tieck in Dresden, wie aus einem Briefe Schön's an seine Frau hervorgeht; ob er nähere Beziehungen zu dem Altmeister der Romantik angeknüpft, ist uns nicht bekannt.

Im Jahre 1832 traf unsern Dichter ein harter Schlag. Sein jüngstes Töchterchen Anna, welches ihm besonders an das Herz gewachsen war, starb am 24. März 1832, kaum zwei Jahre alt. Er hat dem Schmerz, welcher lange Jahre nachher noch sein Herz bedrückte, einen rührenden Ausdruck gegeben in den zehn Gedichten „Auf meines Kindes Tod", von denen das vierte lautet:

Das ist's, was mich ganz verstöret,
Daß die Nacht nicht Ruhe hält,
Wenn zu athmen aufgehöret
Lange schon die müde Welt.

Daß die Glocken, die da schlagen,
Und im Wald der leise Wind
Jede Nacht von neuem klagen
Um mein liebes, süßes Kind.

Daß mein Herz nicht konnte brechen
Bei dem letzten Todeskuß;
Daß ich wie im Wahnsinn sprechen
Nun in irren Liedern muß!

Die dreizehn Jahre, welche Eichendorff in glücklichen, oder wenigstens befriedigenden Verhältnissen in Berlin verbrachte, gehören zu den fruchtbarsten seines Lebens. In dieser Zeit entstanden Schauspiele, Novellen, Gedichte und eine Reihe von politischen und litteraturhistorischen Artikeln, welche sämmtlich in höherm Grade, als es bei den bisherigen Erzeugnissen seiner Muse der Fall war, eine bestimmte Rücksichtnahme auf die Zeitereignisse bekunden. Schon an dem Roman „Ahnung und Gegenwart" sowie an den beiden Komödien „Krieg den Philistern" und „Meierbeth's Glück und Ende" haben wir gesehen, daß er ein offenes, kritisch blickendes Auge hatte für alles, was in Welt und Litteratur vor sich ging; in Berlin, im Mittelpunkt des geistigen Lebens der ganzen Monarchie, in der Atmosphäre der hohen Politik, mußte er einen weitern Gesichtskreis gewinnen, weit stärkere Anregungen erhalten als in Königsberg. Die Zeitereignisse und die durch sie entstandenen starken Bewegungen innerhalb der Völker fast aller civilisirten Staaten veranlaßten ihn zu einer Reihe von Aufsätzen über politische Fragen, wie „Ueber Verfassungsgarantieen", „Preußen und der Constitutionalismus", „Die Preßgesetzgebung der constitutionellen Staaten", „In Sachen der Presse", „Der moderne Liberalismus", von denen nur der erste nach des Dichters Tode in der Sammlung seiner vermischten Schriften abge-

druckt ist. Eichendorff verhielt sich den freiheitlichen Bestrebungen seiner Zeit gegenüber durchaus ablehnend und betonte eindringlich die Rechte der Monarchen, während er anderseits sich überall als einen treuen Sohn der katholischen Kirche erweist. Ein anderes als persönliches Interesse haben jene Aufsätze aber heute wohl nicht mehr.

Es lag nahe, daß Eichendorff, der es liebte, gegenwärtige Zustände in seinen Dichtungen sich widerspiegeln zu lassen, nun auch der neuen Bewegung in poetischer Form auf den Leib rückte. Er that es in der Phantasie „Auch ich war in Arkadien", welche, 1834 entstanden, erst nach seinem Tode in die Oeffentlichkeit gelangt ist. Vom rein ästhetischen Standpunkt aus betrachtet, gehört das Märchen zu dem Besten, was Eichendorff geschrieben: die Allegorie ist so durchsichtig, daß sie ein reines Genießen ermöglicht, die Darstellung ist frei von jeglicher Unklarheit und erfreut sich sogar einer großen Energie und Frische. Der Dichter träumt, er kehre wieder ein Mal im Gasthof zum goldenen Zeitgeist ein, wo er alles verändert findet. Allenthalben herrscht ein heftiger Zugwind, und unter den Gästen macht sich ein hitziges Rumoren bemerkbar. Viele knieen an Betpulten und beten eifrig aus riesigen Folianten, welche sich, als er näher tritt, als Zeitungen entpuppen. Freiheit, Garantie, Constitution sind Schlag- und Begrüßungsworte. Bald ruft die Glocke zu Tisch. Den Vorsitz führt ein Professor, der einen unheimlichen Appetit und Durst entwickelt und, während er mit vollen Backen kaut, immer von Freiheit und Toleranz redet. Alles hört ihm mit offenem Munde zu. Nach dem Essen ladet der Professor unsern Dichter ein, mit ihm zum Blocksberg zu fahren, was denn auch auf einem gewaltigen Pferde geschieht. Oben auf dem Blocksberg finden sie eine große Menge von Menschen, denen von den Genossen des Professors das Evangelium der weltbeseligenden Freiheit gepredigt wird; aber das Volk will augenblicklich nichts von Freiheit wissen, es verlangt nur nach Braten und Liqueur. Um die Menge zu beruhigen, stürzen die Volksbeglücker heftig auf sie ein und drängen sie zu einer Anhöhe, wo auf einem Altar ein weibliches Wesen, die öffentliche Meinung, Platz genommen hat. Der Professor hält nun eine fulminante Rede an die Person und spricht und lügt von ihren außerordentlichen Eigenschaften, dann von den Volkstugenden, von Preß- und allerlei andern Freiheiten, und dem „allgemeinen Schrei danach". Unser Dichter weiß aber recht gut, wonach das Volk eigentlich geschrieen hat. Der öffentlichen Meinung dauert die Rede jedoch zu lange, sie springt frischweg herab vom Altar und begibt sich unter ihre Getreuen, welche sich um sie zu reißen scheinen, während sie sich über Alle lustig macht. Schließlich verschwindet sie mit einem nichts weniger als eleganten Burschen, welcher auf einem Stiefelknecht angeritten kam.

Inzwiſchen wird eine Bühne eingerichtet, auf welcher die Zukunft einſtudirt werden ſoll; und als der Vorhang aufgeht, findet ſich die öffentliche Meinung in ihrer Loge ein. Zuerſt tritt ein Mann in bürgerlicher Kleidung mit einer Krone auf dem Haupte auf, in einem Buche leſend, das vom Urrecht und Menſchheitswohl handelt. Er iſt ſeines Gewerbes ein Tyrann. Der Profeſſor geht ihm, als Oberprieſter, mit einer brennenden Kerze voran. Nach langem Leſen ruft der Tyrann: „Seid umſchlungen, Millionen; es weiche die Finſterniß, nieder mit den Kronen!“ und verſchwindet unter lebhaftem, allſeitigem Beifall. Der Profeſſor bleibt nun eine Weile allein auf der Bühne und monologiſirt über den Tyrannen. Dann erſcheinen noch Andere, die ſich gegenſeitig die größten Schmeicheleien in das Geſicht ſagen, ſich hinterrücks aber auslachen. Dabei kommen ihre geheimſten Pläne, welche nur auf Befriedigung ihrer Selbſtſucht ausgehen, an das Tageslicht. Der öffentlichen Meinung wird auch das endlich langweilig, ſie bläst deshalb auf einer Papagenoflöte und zwingt dadurch alle Anweſenden, nach ihrer Pfeife zu tanzen, was dem Profeſſor und ſeinen Collegen denn auch wider Willen im Schweiße ihres Angeſichtes gelingt. Indeſſen geht das Stück weiter. Ein Zwiſchenvorhang wird aufgezogen und man ſieht in die Zukunft: wie der ſüße Pöbel die Beſitzenden ausgewieſen hat und ſich in ihren Paläſten und Caroſſen amuſirt, während Cavaliere es ſich zur Ehre rechnen, ihn zu bedienen. Der Tyrann geht in Pantoffeln und Schlafrock unter ſeinen Landeskindern rauchend umher und ruft ein über das andere Mal: Ou peut-on être mieux, qu'au sein de sa famille? Plötzlich wird er aber wild und tobt drohend umher: das Volk hat ihm ſeinen Tabaksbeutel geſtohlen! Das Stück will aus dem Leim gehen. Die öffentliche Meinung pfeift und ziſcht, die Oberprieſter langen in der Angſt eine Conſtitution nach der andern aus der Taſche und werfen ſie dem Wütherich zwiſchen die Beine; alles vergebens, er lärmt fort. Dieſen Augenblick machen einige Böſewichte ſich zu Nutze; ſie ſtehlen Krone und Purpurmantel und kaufen in der Reſtauration Schnaps dafür. Der Wirth aber ſchmückt ſich mit den Inſignien des Herrſchers und ſetzt ſich vergnüglich auf den Thron, ſofort vom Volk als neuer König bejubelt. Es gibt eine allgemeine Confuſion, die der Dichter folgendermaßen beſchreibt: „Nun entſtand eine allgemeine Schlägerei, da wußte Keiner mehr, wer Freund oder Feind war. Dazwiſchen raste der Sturm, Beſen flogen, tiefer unten krähte der rothe Hahn wieder, bliſen die ſieben Pfeifer, ſchrie der Wirth, die Bühne ſuchte die alte Freiheit und rührte und reckte ſich in wilde Nebelqualme auseinander, ein entſetzliches, übermenſchliches Lachen ging durch die Lüfte, der ganze Berg ſchien auf ein Mal ſich in die Runde zu drehen,

erſt langſam, dann geſchwinder und immer geſchwinder — mir vergingen die Gedanken, ich ſtürzte beſinnungslos zu Boden", d. h. wurde wach.

Die Satire iſt bitter, ſehr bitter. Die liberalen Doctrinaire und Freunde der Verfaſſung nehmen ſich in ihrer hülfloſen Stellung außerordentlich lächerlich aus und erſcheinen lediglich als Sklaven der öffentlichen Meinung. Sodann erhält das Scheinkönigthum Louis Philippe's, des Tyrannen mit dem Regenſchirm, ſeine Hiebe. Der Schluß, mit welchem das allgemeine Chaos hereinbricht, iſt eine nothwendige Folge der ganzen Tendenz, wie ſie ſich in der Anlage kundgibt.

Nachdem Eichendorff ſich ſo mit der Politik — aber nicht für immer, denn das Jahr 1848 bot ihm neue Gelegenheit — auseinandergeſetzt hatte, wandte er ſein Augenmerk auf die zeitgenöſſiſche litterariſche Bewegung und fand hier noch mehr Veranlaſſung, ſeiner ſatiriſchen Laune die Zügel ſchießen zu laſſen. Zu Anfang der dreißiger Jahre machte ſich in der deutſchen Poeſie ein neuer Geiſt bemerkbar, deſſen Richtung mit der politiſchen Bewegung der Zeit in engem Zuſammenhang ſtand. Wie das Volk nach Befreiung aus den Banden engherziger Bevormundung ſtrebte, ſo ſuchte eine Gruppe junger Schriftſteller und Dichter auch jene Feſſeln von ſich zu werfen, welche der menſchlichen Natur für ewige Zeiten auferlegt ſind, die Feſſeln der Moral und Sitte. Sie vereinigten in ſich einen politiſchen und ſittlichen Radicalismus. Ganz ſpontan war ihnen dieſer Geiſt nicht gekommen, obgleich ja die Ketten des Metternich'ſchen Regimentes kühne Geiſter zum Zerreißen derſelben anſpornen mußten; Byron war ihnen ſchon vorangegangen, der in unverhüllteſter Weiſe und bejubelt vom geſammten ſogen. gebildeten Publicum des Continents das Evangelium der freien Liebe gepredigt hatte. Heine, der durch ſein Buch der Lieder und ſeine Reiſebilder ſich im Sturm einen großen Leſerkreis erobert hatte, verbreitete gleiche Tendenzen, indem er Zeitſchriften und Taſchenbücher mit ſeinen Producten überſchwemmte. Heinrich Laube und Karl Gutzkow traten mit ihren erſten Schriften hervor, welche bereits ſattſam verriethen, welche Ziele ihre Verfaſſer verfolgten, ſo daß der Bundesrath ſich im Jahre 1835 bewogen fand, ihre Werke — die ſchon exiſtirenden und zukünftigen! — zu verbieten. Indeſſen zeigten dieſe jungen Leute, welche aus der Zeit für die Zeit ſchrieben, doch wenigſtens Originalität und Talent; die andere Richtung aber, welche zu jener Zeit recht eigentlich die herrſchende genannt werden konnte, war die Litteratur der goldenen Mittelmäßigkeit und des unfruchtbarſten Philiſterthums. In Zeitſchriften und unzähligen Taſchenbüchern, ſowie in bändereichen Romanen und Novellen machten ſich Schriftſteller breit, welchen die Poeſie verächtlich den Rücken gedreht hatte, und die lediglich darauf ausgingen, dem tief geſunkenen Geſchmack

des Publicums zu dienen. Wer den Katalog einer Leih-Bibliothek aus den Jahren 1825—1835 zur Hand nimmt, muß staunen über dies Wirrsal von seltsamen Titeln, welche die neuern Colportage-Romane an Geschmacklosigkeit übertreffen. In den Romanen selbst geht spießbürgerliche Moral neben verhüllter Sinnlichkeit, welche Hauff in seinem „Mann im Mond" so trefflich persiflirte.

Beide Richtungen stimmten aber darin überein, daß sie die Befriedigung des Publicums als ihr höchstes Ziel betrachteten. Hier knüpfte Eichendorff in seinem Märchen „Viel Lärmen um nichts" (1833) an und schuf eine heitere Verspottung sowohl des Publicums wie der Dichter bezw. Novellisten. Es zeugt für das fortdauernd gute Verhältniß, in welchem Eichendorff zu Clemens Brentano stand, daß dieses sein Werk mit der Humoreske Brentano's: „Die mehreren Wehmüller" zusammen in einem Bande erschien. Eichendorff stellte in seinem Märchen in den Vordergrund den Herrn Publicum, welcher von schmeichelnden Novellisten umschwärmt wird, die ihn gern mit der Gräfin Aurora vermählen möchten. Und in der That, es gelingt, obgleich auch der schöne Prinz Romano nach ihrer Hand strebt. Als Herr Publicum aber die Gräfin geheirathet hat, stellt sich heraus, daß er statt der Rachel die Lea, statt der Gräfin die Kammerjungfer heimgeführt hat. Die Tendenz der Geschichte, welche, nur nicht aus derselben Absicht, genau so schließt wie der Taugenichts, liegt also klar zu Tage. Herr Publicum huldigt zwar der Poesie, vermag aber die wahre von der falschen nicht zu unterscheiden, weil er bloß auf Aeußerlichkeiten sieht und sich von den Novellisten sein Urtheil machen läßt. Deshalb ergießt sich auf ihn auch der ganze Hohn des Dichters. Herr Publicum leidet an einem alten Uebel, das ihn häufig und unversehens überfällt, an der Langweile; Essen und Trinken ist seine Hauptbeschäftigung, bei welcher ihn selbst seine angebetete Aurora nicht stören darf; eigene Gedanken hat er nicht, er muß überhaupt erst durch Andere auf Gedanken gebracht werden, dagegen ist er groß in der Industrie, der Gegenfüßlerin der Poesie. Trotz alledem reißen sich die Dichter um ihn und umschmeicheln ihn in widerlicher Weise, während der Undankbare doch schnell dabei ist, diejenigen von ihnen abzusetzen, welche sich in seiner Gunst nicht zu halten vermögen. „Der Entschlafene," sagt Leontin sarkastisch von einem abgethanen Poeten, „war in der letzten Zeit als Hofdichter beim Herrn Publicum angestellt. Das ging auch anfangs vortrefflich; er wurde gehauen, geschnitten, gestochen, ich meine in Stein und Kupfer; die Damen rissen sich ordentlich um seine Romantik. Als sie nun aber nach und nach ein wenig abgerissen wurde, da war nichts weiter dahinter. Es war ein Scandal! Er konnte nicht so geschwind die neumodische klassische Toga umschlagen, verwickelte sich

in der Hast mit Arm und Beinen in die schottischen Plaids und gab immer mehr Blößen, ja, zuletzt sagte ihm der Herr Publicum gerade auf den Kopf, er sei gänzlich aus der Mode getreten." Die servilen Novellisten bekommen somit auch ihr Theil. Es ist hoch ergötzlich, zu sehen, wie sie um Herrn Publicum scharwenzeln und eifrig bemüht sind, alles aus dem Wege zu räumen, was ihm unangenehm sein könnte. Das ist mit vielem Witz und großer Anschaulichkeit dargestellt. Nebenbei setzt es Seitenhiebe ab auf die Richtungen, welche wir so eben kennzeichneten. In einer köstlich geschilderten Scene wollen die Dichter eine Novelle componiren. Der „junge Mann" schlägt vor, aus den überspannten künstlichen Empfindungen zur Natur zurück zu kehren, worauf der „Graue" diesen Gedanken in folgender Weise weiterspinnt: „Kurz, wir machen hier Novelle. Dieser Garten, der Palast, das Vorwerk, die Stallungen und Düngerhaufen dahinter sind unser Schauplatz; was da aufduckt in dem Revier, italienische Gräfin oder deutscher Michel oder anderes Vieh, wird ohne Barmherzigkeit unmittelbar aus dem Leben gegriffen. Und nun ohne weiteres frisch zugegriffen; denn wenn ich des Morgens so kühl und nüchtern bin, da componire ich den Teufel und seine Großmutter zusammen."

Die fieberhafte Thätigkeit der Novellisten in unzähligen Taschenbüchern, wie sie damals mit duftenden Namen in Mode waren, wird ebenfalls sehr gut verspottet. Die Gesellschaft kommt auf eine Anhöhe, vor ihnen breitet sich ein Thal aus mit großen industriellen Anlagen, welche nur zum Besten des Herrn Publicum geschaffen sind und seine ganze Freude ausmachen. Die Gesellschaft geht näher. Aurora bewundert eine ungeheuere Maschine, welche sich durch einen sehr eleganten Bau auszeichnet. „Sie bemerkte," heißt es, „wie hier von der einen Seite unabläßig ganze Stöße von dicken, in Schweinsleder gebundenen Folianten in den Beutelkasten geworfen wurden, unter denen sie mit Verwunderung den Grafen Khevenhüller nebst andern Chroniken zu erkennen glaubte. Eine große Menge zierlich gekleideter Herren, weiße Küchenschürzen vorgebunden und die feinen Hemdärmel aufgestreift, eilten auf und ab, das Schroten, Mahlen und Aufbeuteln zu besorgen, während armes, ausgehungertes Volk gierig bemüht war, den Abfall aufzuraffen. — »Das will wieder nicht vom Fleck!« rief Herr Publicum den Arbeitern zu; »rasch, nur rasch!« — Darauf führte er die Gräfin an das andere Ende der Maschine, und es dauerte nicht lange, so spuckte ein bronzener Delphin die verarbeiteten Folianten als ein zierliches »Vielliebchen« in Taschenformat und in Maroquin gebunden zu ihren Füßen aus. Publicum überreichte es, als das Neueste vom Jahre, galant der Gräfin. Aurora wollte sich todtlachen und steckte das niedliche Dingelchen in ihren Strickbeutel."

Eichendorff hatte eine ſtarke ſatiriſche Ader und ein unleugbar großes Talent, die ſchwachen Seiten ſeiner Gegner zu erkennen und ſie in wirkungsvoller Weiſe zu carrikiren, aber es war nicht groß genug, um Satiren zu ſchaffen, welche in abſolutem Sinne ihrer Aufgabe genügen. Denn als vollkommen muß doch jene Satire bezeichnet werden, welche den Mitlebenden in voller Klarheit und mit unverkennbarer Gewißheit den angegriffenen Gegenſtand darſtellt, aber auch gleichzeitig ſo geſtaltet iſt, daß ſie die Nachwelt, welche vielleicht von der Veranlaſſung und dem tiefern Untergrunde der Satire nichts mehr weiß, noch befriedigt. Solcher Art ſind Cervantes' und Swift's großartige Schöpfungen, welche noch nach Jahrhunderten eine große Wirkung ausüben.

IX.

Einen leiſen Nachklang der ſatiriſchen Stimmung, welche Eichendorff in dieſen Jahren beherrſchte, finden wir auch noch in der großen Novelle: „Dichter und ihre Geſellen", welche 1834 zum erſten Male gedruckt wurde. Die Unzufriedenheit mit der Zeit, welche in völliger Gährung begriffen ſchien, gibt ſich in den bittern Worten des Amtmannes kund: „Glauben Sie mir, unſere ganze Zeit jetzt iſt gerade wie dies verrückte Frühlingswetter, die Schwüle brütet und treibt alles vorzeitig hervor, und ich fürchte, es ſchießt mehr in's Kraut als in die Blüthe. Unſere Jungens wiſſen ſchon jetzt mehr, als wir jemals erfahren haben, und recken und ſehnen ſich aus allen Gelenken heraus, während wir in unſerer luſtigen und geſunden Jugendzeit ohne beſondere Sehnſucht hinreichend dumme Streiche machten und erſt die fatalen Lümmeljahre überſtehen mußten. Ja, es iſt recht verdrießlich. Man möchte ſich gern bequem, fröhlich und auf die Dauer einrichten, wie in der guten alten Zeit, aber der ferne Donner verkündigt überall den unheimlichen Ernſt, und ſo ſitzen wir verwirrt, ungewiß und in banger Erwartung vor dem dunkeln Vorhang, hinter dem fortwährend, Gott weiß was, unruhig und feuerig zuckt." Aehnlich, aber ſehr energiſch drückt ſich Baron Eberſtein aus, welchem der Prediger von der Mündigkeit der Zeit und der unſichtbaren Gewalt unverjährbarer Wahrheit zu ſprechen wagt. Der alte Herr fährt wüthend auf: „Mein Jagdrevier hier kenne ich ganz genau, und wer mir in meine Wildbahn bricht, mündig oder unmündig, den ſchieß ich vor den Kopf wie einen tollen Hund, und damit baſta! Und wenn Jeder ſo thäte in ſeinem Revier, ſo hätten wir bald Ruhe vor der verjährten Intelligenz und der unſichtbaren Wahrheit und alle dem Plunder. Glaubt einem altgedienten Offizier, Prediger, die Zeit will Prügel haben, weiter

ist's nichts." Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß wir es hier im Grunde mit Eichendorff's eigensten Ansichten zu thun haben, denn sie stimmen genau mit den vorhin charakterisirten Aeußerungen überein und finden später noch, wie wir zeigen werden, ihre Bestätigung.

Im Uebrigen spielt die Politik in „Dichter und ihre Gesellen" eine ganz unbedeutende Rolle, die Novelle will in der That uns keine andere Gesellschaft vorführen, als welche im Titel angegeben ist und damit ein Thema weiter ausspinnen, das bereits in „Ahnung und Gegenwart" sowie im „Marmorbild" berührt worden ist: die Stellung der Poesie zum Menschen und zum Leben. Eine Gesellschaft von Poeten und andern phantasiebegabten Personen ist es, an denen der Dichter den Grundgedanken seiner Novelle demonstriren will, und dieser Grundgedanke ist kein anderer als der bekannte Goethe'sche Ausspruch, daß die Poesie wohl des Lebens Begleiterin, nicht aber Führerin sein könne. In den Mittelpunkt stellt er zwei wirkliche Dichter, Victor, der unter der Maske Lothario's reist, und Otto; dem ersten ist die Poesie eine Dienerin, dem letztern absolute Beherrscherin. Einen besondern Lebenszweck haben beide eben so wenig wie die Personen in „Ahnung und Gegenwart"; sie gehen höchst unbesorgt von dem einen Tag in den andern, lassen sich von ihren wechselnden Stimmungen bald hierhin, bald dorthin führen, nähren große, weit über die Alltäglichkeit sich erhebende Gedanken in ihrem Geiste und gelangen plötzlich ziemlich unvermittelt zum Ende oder zu einem Ziele. Otto geht an seinen Phantasieen zu Grunde. Da er sich die Poesie zur Führerin erkoren hat, oder vielmehr, da er keinen andern Leitstern in seinem bewegten Leben kennt, als sein verwöhntes, von der Wirklichkeit abgekehrtes Herz, so muß er auf Irrwege gerathen, welche ihn zu einem frühen Ende bringen. Sein ganzes Leben besteht im Kampfe zwischen Ideal und Wirklichkeit; es gelingt ihm nicht, diese beiden großen Gegensätze, die Quelle des Weltschmerzes bei den Poeten aller Zeiten und Völker, zu versöhnen und zu einer neuen Anschauung zu gelangen. Lieber Schweine hüten will er, „als so zeitlebens auf der Treckschuite gemeiner Glückseligkeit vom Buttermarkt zum Käsemarkt fahren". Ganz consequent und den Neigungen der Dichter entsprechend sucht er Vergessen beim Weibe; er liebelt mit Cordelchen, einer leichtfertigen Schauspielerin — einer bei Eichendorff beliebten Figur, zu welcher Goethe's Philine in Wilhelm Meister das Vorbild geliefert —, und verheirathet sich in Italien mit einem schönen jungen Mädchen, das seinen Feuergeist nicht zu begreifen und ihn nicht dauernd glücklich zu machen vermag. Sie wird ihm untreu, und er — zieht mit Cordelchen wieder nach Deutschland! Auf der Reise überfällt den Ueberreizten ein Fieber, das ihn schnell dahinrafft.

Victor-Lothario ist ebenfalls nicht geneigt, die gebahnten Wege der Alltagsmenschen zu wandern; auch er liebt es, nach rechts und links je nach rasch wechselnder Stimmung abzubiegen und unbekannte Gebiete abzustreifen; aber er bleibt stets Herr seiner selbst und läßt sich von den lockenden Bildern, welche seine stets geschäftige Phantasie ihm vormalt, nicht unterjochen; er commandirt die Poesie, und nicht sie ihn. So treibt er sich unter angenommenem Namen unter dem leichtfertigen Völkchen der wandernden Schauspieler herum, immer forschend, in die Tiefe blickend und alle Verhältnisse bei Hoch und Niedrig betrachtend, um den Gegensatz von Schein und Wirklichkeit zu ergründen. Er fühlt es wohl: nie kann er letztere in Einklang bringen mit der hohen Vorstellung, welche er in seiner Seele hegt, sie wird immer weit hinter seinen Erwartungen zurückbleiben. So kann es seinen scharfblickenden Geist nicht befriedigen, daß die Menge seinen dichterischen Productionen zujauchzt und seinen Namen denen der besten Poeten für ewige Zeiten anreiht; sieht er doch, wie wenig wahres Verständniß er erwarten darf; wie das mit seinem Herzblut geschriebene Schauspiel vom Publicum mit einem Beifall aufgenommen wird, der vom Mißverstehen das beste Zeugniß gibt. So gelangt er allmälig zu einem Pessimismus, der ihn, wenn er sich nicht ein gläubiges Herz bewahrt hätte, zur Verzweiflung treiben müßte, der ihn aber nun zum geistlichen Stande führt. „Was wär' denn Poesie," sagt er, als man ihm vorwirft, er gäbe dann sein großes poetisches Talent von sich wie ein Verschwender, „wenn sie in seinem Goldschnitt auf einer Morgentoilette durchzublättern wäre? Talent! Das ist nur ein Blitz, den der Herr fortschleudert in die Nacht, um zu leuchten, und der sich selbst verzehrt, indem er zündet. Nein, Freunde, genug endlich ist des weibischen Sehnens; wer gibt uns das Recht, zu klagen, wenn Niemand helfen mag! Nicht morsche Mönche, Quäker und alte Weiber; die Morgenfrischen, Kühnen will ich werben, die recht aus Herzensgrund nach Krieg verlangt. Auch nicht über's Meer hinüber blick' ich, wo unschuldige Völker unter Palmen vom künftigen Morgenroth träumen; mitten auf den alten, schwülen, staubigen Markt von Europa will ich hinuntersteigen, die selbstgemachten Götzen, um die das Volk der Renegaten tanzt, gelüstet's mich, umzustürzen und Luft zu hauen durch den dicken Qualm, daß sie schauernd das treue Auge Gottes wiedersehen im tiefen Himmelsgrunde." Und wie ein gottbegeisterter Seher ruft er den scheidenden Freunden, als sie hoch oben auf einem Hügel stehen, zu: „Wie's da unten nebelhaft sich durcheinanderschlingt! Man hört schon Stimmen da und dort verworren aus dem Grunde, Commandoruf und Trompetenklänge durch die stille Luft und Morgenglocken dazwischen und den Gesang verirrter Wanderer. Und wo die Nebel auf einen Augenblick sich theilen,

sieht man Engel ernst mit blanken Schwertern auf den Bergen stehen, und unten weite Geschwader still kampfbereit aufblitzend, und der Teufel in funkelndem Ritterschmuck reitet die Reihen entlang und zeigt den Völkern durch den Wolkenriß die Herrlichkeit der Länder und ruft ihnen zu: Seid frei und alles ist euer! — O Freunde, das ist eine Zeit! Glückselig, wer drin geboren ward, sie auszufechten!" In Victor-Lothario haben wir also einen ähnlichen Charakter wie in Friedrich („Ahnung und Gegenwart"), wobei jedoch der letzte mehr ausgebildet und vertieft erscheint. Er ist in beiden Fällen das Organ des Dichters und bestimmt, dem Publicum dessen Ansichten über Gott, Welt und Menschen, Litteratur und Poesie zu vermitteln.

Um Victor und Otto gruppirt sich eine Reihe von Personen, welche deren Charakter durch Aehnlichkeit oder Gegensatz weiter heben sollen. Fortunat und Dryander sind in gewisser Hinsicht den beiden eben Bezeichneten verwandte Charaktere, indem der erste der Poesie in maßvoller Weise huldigt, der zweite als ein anderer carrikirter Otto erscheint. Fortunat muß, vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet, als der glücklichste bezeichnet werden: er findet sein Genügen und strebt nicht, in Regionen hinaufzufliegen, welche er doch nicht erreichen kann; er führt die schöne Fiammetta heim und zieht mit ihr nach dem sonnigen Italien. Diesen Standpunkt theilt der Dichter natürlich nicht, ihm ist Graf Victor der eigentliche Held.

In Victor und Otto, Fortunat und Dryander haben wir die Dichter zusammen, welche sich selbst ihre phantastische Welt aufbauen und in dieser Beschäftigung elend werden oder ihr entsagen. Ihnen gegenüber hat Eichendorff nun eine Reihe von Leuten gesetzt, welche in philisterhaftem Behagen aller Poesie kühl gegenüberstehen, welche den Menschen ergreift, aufregt und von seiner ersprießlichen bürgerlichen Thätigkeit ablenkt. An ihrer Spitze steht der gute Walter, ein noch junger Mann, ein prächtiger, brauchbarer Mensch, immer bereit, bei seinen dichterisch erregten Freunden das Bremsrad anzudrehen und nur dann im Stande, aufzuthauen, wenn der edele Rebensaft seine Adern durchglüht. Er erfüllt gewissenhaft seine Amtspflichten und gibt sich an schönen Sommerabenden in Schlafrock und mit Pfeife einem enthusiastischen Naturgenuß hin. Selbstredend hat er sich eine Lebensgefährtin gesucht, welche zu ihm paßt, ein solides häusliches Mädchen, welches allen Extravaganzen abgeneigt ist. Sie ist die Tochter eines Ober-Amtmannes, der mit seiner Familie so recht das Bild bürgerlichen Kleinlebens ohne höhern Aufschwung gibt; Eichendorff betrachtet indessen seine selbstgeschaffenen Philister mit unverkennbarem Wohlwollen und behandelt sie nur mit leiser Ironie. Als Fortunat dem Amtmann Victor's Gedichte rühmt, meint

dieſer: „Zu Pferde muß man den berühmten Victor ſehen, im Walde, auf der Jagd, auf dem Felſen, wo allen Andern ſchwindelt — mit Einem Wort: das iſt ein rechter Mann! Das Berühmtſein und Verſemachen iſt nur ſo Lumpenzeug dagegen, wie eine Schabracke auf einem ſchönen Roß, und er ſelber gibt nichts darauf.“ Von denſelben Anſichten iſt ſeine Gattin erfüllt, welche wegen ihres Neffen Otto gerechte Beſorgniß hegt. Sie meint, Verſemachen ſei ein bloß „herrſchaftliches Vergnügen“, das der Graf ſich wohl erlauben könne und dürfe, Otto ſolle ſich auf ſeine „Brodwiſſenſchaften ſetzen“ und dann eine vernünftige Frau heirathen. Ebenſo praktiſch iſt der Oberförſter geſinnt, der den neueſten Dramen nachrühmt, ſie ſeien wieder ganz „vernünftig und familiair“, ſo recht aus dem Leben gegriffen. Damit kennzeichnet der Oberförſter, ohne es zu wollen, die ganze Miſère des damaligen Theaters. Zwiſchen den hier gekennzeichneten beiden Gruppen ſtehen noch ein paar Perſonen, welche den Uebergang vermitteln, die Maler Guido und Albert, während Cordelchen den äußerſten linken Flügel der Poetiſchen bildet. Sie zeigt die Verderblichkeit der äußerſten Conſequenzen des phantaſtiſchen, feſſelloſen Lebens und findet im Wahnſinn ihr Ende.

So ſehen wir in einem ungemein farben- und perſonenreichen Gemälde „die Gegenſätze der Begeiſterung in den verſchiedenſten Formen: von Unſchuld, Natur, Leichtſinn bis zum Heroismus, Abenteuerung, Phantaſtik — in den manchfaltigſten Abſtufungen: von kindlicher Hoffnung bis zur Sünde, vom edelſten Glauben und Muth bis zum lächerlichen Wahnwitz, zur traurigen Bethörung, zum unentwirrbaren Spiele mit ſich ſelbſt“ [1]). Groß angelegt und in jenem idealen Stile, welchen wir ſchon an Eichendorff's Erſtlingsroman „Ahnung und Gegenwart“ kennzeichneten, iſt auch dieſe Novelle. Niemand wird ſagen können: das iſt *Wirklichkeit*; denn ein ſolches *Geſammtbild* findet ſich nie und nirgends. Niemand wird aber auch behaupten dürfen: das iſt *Phantaſie*; denn das luſtige Gebilde iſt mit tauſend Fäden am Boden der Wirklichkeit angeheftet, es iſt wie traumhaft, ein liebliches Gemiſch von Wahrheit und Dichtung. Ueber den Geſtalten ruht ein Zauber, der nicht in ſeine Beſtandtheile zerlegt, ſondern nur mitfühlend genoſſen werden kann. Ein inniges Verſenken in die Dichtung, welches nur möglich iſt, indem unſere Phantaſie in Mitthätigkeit geräth, läßt uns immer neue Schönheiten entdecken. „Eichendorff gibt von dem, was er ſagen will,“ meint Gutzkow [2]) mit Recht, „immer nur die eine Seite; die andere klingt in dir nach, und du biſt gezwungen, ſeine ganze Darſtellung wie eine Kupferplatte noch ein Mal aufzuſtechen und das auszuführen, was der Dichter nur andeutete. Das iſt

[1]) Schöll, Aufſätze, 315. — [2]) Beiträge zur Geſchichte der neueſten Litteratur, 1836, I 318.

ein Mißstand für die Gattung, den Roman; allein man vergibt ihn hier, wo die Andeutungen so frisch, so hell und naturwahr sind und dem empfänglichen Gemüth die innerliche Ausführung und Ausmalung so viel Vergnügen macht." So ist es in der That, nie und nirgend finden wir eine Analyse der Leidenschaft bei Eichendorff, nie einen systematisch angelegten Dialog, der die Seelenbewegungen und den Fortgang der Gefühls-Anwandlungen darstellen soll, nie eine Beschreibung von Charakteren und dem Aeußern der Personen — immer nur blitzartige Andeutungen, welche aber genügendes Licht verbreiten, um unserer Phantasie für ihre stille, thätige Mitarbeit Anhaltspunkte zu geben. Wie immer, so erweckt Eichendorff auch hier vorwiegend Stimmungen, denen unsere Seele sich nur zu gern überläßt. Wir folgen nicht, wie es sonst in der epischen Dichtung der Fall ist und naturgemäß auch sein muß, den plastisch ausgearbeiteten Gestalten, sondern dem Zauberstab des Dichters, der bald diese, bald jene Saite unseres Gefühlslebens berührt, daß sie melodisch wiederklingt. Nie bringt Eichendorff unser Gemüth in stürmische Wallungen, sondern nur in jene angeregte Stimmung, welche uns für rein poetische Eindrücke empfänglich macht.

Gewiß hat die Novelle auch ihre Mängel, sie sind dieselben, welche wir schon bei „Ahnung und Gegenwart" sowie bei den Dramen erwähnt haben, und die eine Folge der rein lyrischen Grundstimmung des Dichters sind. Es ist deshalb unnöthig, sie hier noch des Weitern hervor zu heben. Leider sind wir aber auch gezwungen, darauf hinzuweisen, daß ebenso wie in „Ahnung und Gegenwart", auch hier die Sinnlichkeit allzu keck aus der Schilderung von Liebesverhältnissen hervorblickt. Eine Lecture für die Jugend darf „Dichter und ihre Gesellen" deshalb nicht bilden.

Mit „Dichter und ihre Gesellen" schließt sich der Kreis der Eichendorff'schen Novellen, welche nach Inhalt und Darstellung als eigentlich romantisch sich kennzeichnen. Man darf nicht behaupten, daß zwischen dem ersten und letzten Roman Eichendorff's ein wesentlicher Fortschritt sich zu erkennen gibt: sie weisen wie die zwischen ihnen liegenden Novellen im Wesentlichen dieselben Elemente und dieselben Mittel der Darstellung auf. In allen finden wir das um die Kunstregeln unbekümmerte Spiel der Phantasie, welches sich als einziges Ziel gesetzt hat, dem Leben einen tiefern Sinn zu verleihen und in alle Geschehnisse den reichen Schatz eigenthümlicher Anschauung zu versenken. Das Bestreben der Romantiker, die Wirklichkeit mit dem Schimmer der Poesie zu überkleiden und nichts so darzustellen, wie es ist, ohne aber den Boden der Wirklichkeit zu verlassen, zeigt sich auch hier, aber in einer Weise, welche von Tieck'scher Manier weit entfernt ist und in ihrer dichterischen Färbung selbst Novalis übertrifft. Tieck ist nie ein echter Dichter gewesen, obgleich viele seiner

Zeitgenossen ihn als den legitimen Nachfolger des Alten von Weimar feierten; er war ein geschmackvoller Anempfinder und ein eleganter bedeutender Schriftsteller. Seine Personen sind Schöngeister, welche vor lauter Aesthetik nicht zum wahren Empfinden kommen. Novalis floß über von Tiefsinn und war unverständlich vor lauter Symbolik. Der Mystiker in ihm verjagte fast den Dichter. Eichendorff dagegen hielt sich immer an dem, was dem Dichter Kraft verleiht, an der Natur, und er stellte sich keine andere Aufgabe, als das Leben zu schildern im verklärenden Scheine der Poesie. Alle seine Novellen haben innere Wahrheit und Gesundheit, weil sie beruhen auf dem festen Fundamente aller Wahrheit und geistigen Gesundheit, auf dem unerschütterlichen Glauben an eine höhere Weltordnung. Eichendorff *erheuchelte* keinen Glauben — er hatte ihn, und darum waren ihm alle Versuche der Frühromantiker, deren Bestrebungen er im Uebrigen so freudig begrüßte, ihren Dichtungen einen Schein von Katholicismus zu verleihen, in tiefster Seele zuwider. Deshalb läßt er in „Ahnung und Gegenwart" seinen Friedrich sagen: „Sind wir doch kaum des Vernünftelns in der Religion los und fangen dagegen schon wieder an, ihre festen Glaubenssätze, Wunder und Wahrheiten zu verpoetisiren und zu verflüchtigen. In wem die Religion zum Leben gelangt, wer in allem Thun und Lassen von der Gnade wahrhaft durchdrungen ist, dessen Seele mag sich auch in Liedern ihrer Entzückung und des himmlischen Glanzes erfreuen. Wer aber hochmüthig und schlau diese Geheimnisse und einfältigen Wahrheiten als *beliebigen Dichtungsstoff* zu überschauen glaubt, wer die Religion, die nicht dem Glauben, dem Verstande oder der Poesie allein, sondern allen dreien, dem ganzen Menschen angehört, bloß mit der Phantasie in ihren einzelnen Schönheiten willkürlich zusammenrafft, der wird eben so gern an den griechischen Olymp glauben, als an das Christenthum, und eins mit dem andern verwechseln und versetzen, bis der ganze Himmel furchtbar öde und leer wird." Und so durchzieht Eichendorff's Dichtungen ein wahrer, kindlich einfältiger Glaube, der nimmer von Zweifeln beängstigt wird, während bei den meisten Romantikern der Glaube benutzt wurde wie Rosenguirlanden bei einem glänzenden Fest.

Wahrhaftig wie in seinem Glauben war Eichendorff in seinem ganzen Dichten. So wenig die Natur einen falschen Schein zu erheucheln vermag, so wenig konnte er es, der nur in der Natur lebte und webte, welche er als Abglanz des göttlichen Wesens verehrte. Da ist keine ironische Betrachtung der Welt und der Menschen, welche schließlich zur Zersetzung führen muß, sondern eine theilnahmvolle Anschauung der gesammten Schöpfung, jene liebevolle Versenkung in das Geschaffene, das Kleinste und Größte, welche den Humoristen eigen ist. Darum sind seine

Personen keine bloßen Schemen und Typen, vielleicht nur hervorgebracht, den Geist des Verfassers zu beweisen, sondern echte wahrhafte Menschen, welche einfach aus sich herausgehen, sich geben wie sie sind.

Aeußerlich dagegen tragen Eichendorff's Novellen denselben Schnitt, dieselbe Farbe, welche wir bei den dichterischen Erzeugnissen der Romantiker beobachten, und insofern darf man ihn den letzten Ritter der Romantik nennen. Sich den Regeln der Dichtkunst fügen, scheint philisterhaft; der Dichter gebietet über alles mit souveräner Gewalt. Nichts da von ruhiger, folgerichtiger Entwickelung, in welcher eine Scene sich nothwendig an die andere reiht, wo ein festes Ziel unverrückt im Auge gehalten wird. Die Personen sind bis auf einige wenige, welche der Dichter in geistiger Hinsicht nicht eben reich ausgestattet hat, von unwiderstehlicher Wanderlust beherrscht; sie fliegen hierhin und dorthin, ohne ein anderes Motiv als ihre innere Unruhe; eine Lebensaufgabe kennen sie nicht, oder sie wird ihnen am Schluß ihrer Pilgerreise gleichsam aufgedrängt.

Es ist eine wunderliche Gesellschaft von Poeten, Phantasten und sonstigen sogenannten nichtsnutzigen Menschen, mit welchen der Dichter uns bekannt macht. Sie stehen im Leben hülflos wie Kinder, aber Gott ist mit ihnen: nie fehlt ihnen ein gastliches Haus, nie naht ihnen die prosaische Sorge um leibliche Bedürfnisse, und wenn sie aufblicken, steht ein feueriger Renner vor ihnen, der sie schnell in die geliebte Ferne trägt. „Sie berühren," sagt Heinrich Laube [1]), „nur mit den Fußspitzen die Erde, sie leben von Aepfeln und Weintrauben, haben gar keine Galle und warten lächelnd des Glückes, das ihnen in den Schooß fallen wird." Sie leben mit und in der Natur, als wären sie mit ihr verwachsen. Jauchzend breiten sie die Arme der aufgehenden Sonne entgegen und blicken der verschwindenden nach, wie wenn sie ihr Liebstes verloren hätten. Aber dann naht die wundervolle Zaubernacht mit ihrem berauschenden Duft, ihrer süßen Stille und umfängt sie wie eine liebende Mutter ihre Kindlein; in festem Vertrauen schmiegen sie sich an sie und ruhen an ihrer treuen Brust, und sie dürfen es, denn in den lauen Frühlingsnächten — nur solche kennt Eichendorff — setzt es keine Erkältung und keinen Schnupfen ab. Vom klaren Himmel herab blickt der Mond, „der romantische Lieblingstrabant", wie ihn Gottschall so treffend nennt, auf seine wackern Gesellen und hält als nimmermüder Wächter treue Wacht. Und wenn es Morgen wird, so ziehen sie in den blüthenweißen Frühling hinein, singend und jauchzend, Lieder dichtend und componirend. Lieder erschallen von den Höhen und siehe, der Geist Apolls kommt über die Wanderer und sie wissen sofort zu antworten in demselben Versmaß,

[1]) Erinnerungen, I 97.

derſelben Melodie. Nie fehlt auch die Guitarre, die anmuthigen Lieder zu begleiten. Weiter und weiter geht es, die Geſellſchaft vermehrt ſich, wandernde Schauſpieler, loſe, kecke Geſellen und leichtgeſchürzte Damen ſtoßen zu ihnen, und da zwiſchen Poeten und Schauſpielern eine innige Verwandtſchaft herrſcht, ſo werden ſie gar bald befreundet. Hier wird getändelt, dort geliebt, hier geſcherzt und dort geſtritten. Und nun geht es friſch in die Romantik hinein. Auf hohen, halbverfallenen Schlöſſern mit weiten Parkanlagen, in denen verlorene Brunnen murmeln und weiße verfallende Marmorſtatuen ſchimmern, wird geraſtet, eine phantaſtiſche Gräfin iſt raſch geneigt, ſich in das romantiſche Spiel einzulaſſen, und ſo entſtehen Verwechſelungen und Vermummungen in bunter Folge. Mädchen verkleiden ſich als Männer und Pagen und folgen unerkannt den Gebietern ihrer Herzen; Perſonen, welche einander meilenweit entfernt glaubten, finden ſich plötzlich wieder, und andere verſchwinden, wie wenn der Erdboden ſich unter ihnen geöffnet hätte. Geſpenſtiſche Erſcheinungen drohen und ſchrecken, gewaltſamer Tod macht manchem Leben ein Ende.

Und wo geſchieht das alles? Wir wiſſen es nicht! Zwar ſind Deutſchland und Italien die Länder, in denen der Dichter ſeine Geſchichten ſich abſpielen läßt, aber wo in Deutſchland und Italien, das ſagt er uns nicht; er behandelt Schauplatz und Local, wie ſein Vorbild Goethe im „Wilhelm Meiſter“, mit höchſter Gleichgültigkeit. Alle ſeine Landſchaftsbilder, deren unſagbarem Reiz ſich Niemand wird entziehen können, ſind Idealgemälde; ſie weiſen auf keine beſtimmte Gegend zurück und faſſen alle landſchaftliche Schönheit in ſich. Ebenſo iſt es mit der Zeit. Wir ahnen aus vielen leicht aber mit Abſicht hingeworfenen Andeutungen, in welcher Periode die Handlung ſpielt; aber wir wiſſen es nicht, weil der Dichter beſtimmte Angaben gern vermeidet.

Eichendorff arbeitet nur in großen Zügen und iſt ein entſchiedener Feind aller Detailmalerei, welche ihm durch die meiſt talentloſen Nachahmungen des großen Schotten durchaus verleidet worden war. Das zeigt ſich beſonders in der Art, wie Eichendorff ſeine Charaktere zeichnet. Nirgend wird man finden, daß er das Innere ſeiner Perſonen analyſirt, er ſtellt ſie einfach hin, bringt ſie in Bewegung, und nun muß ſich in echt dichteriſcher Weiſe aus ihren Aeußerungen und Handlungen ihr eigentliches Weſen entwickeln. So machen es Homer und Goethe, ſo macht es überhaupt der echte Dichter. Daß Eichendorff trotzdem keine vollkommen klare Umriſſe hervorbringt, liegt in der oft betonten Schwäche ſeines Talentes begründet, das durchaus zur Lyrik neigte. Er ſchwelgt in Stimmungen und benutzt die Perſonen nur, um ſolche hervorzubringen. Das wird auch wohl immer ein Hinderniß bleiben für die weitere Verbreitung der hier gekennzeichneten Erzeugniſſe ſeiner Novelliſtik, den

Taugenichts ausgenommen. Wir verlangen, wie es im Wesen der Phantasiethätigkeit bedingt ist, in der epischen Dichtkunst eine straffe, fest zusammengefügte Handlung, sowie klare Umrisse in der Zeichnung der Charaktere, und wir vermögen nicht voll zu genießen, wo wir beides vermissen. Jean Paul war ein großer Dichter, aber seine formlosen, zerfließenden Romane werden nicht mehr gelesen; in Eichendorff's Romanen und Novellen steckt ein Schatz von echter Poesie, mit dem Dutzende von Dichtern ausgestattet werden könnten, aber die große Menge wird nicht geneigt sein, ihn zu heben.

X.

Inzwischen verfaßte Eichendorff auch eine große Zahl von lyrischen Gedichten sowie Balladen und Romanzen, welche er zum größten Theil in den Jahrgängen 1832 bis 1837 des deutschen Musen-Almanachs und des deutschen Taschenbuchs erscheinen ließ. Im Jahre 1837 gab er seine sämmtlichen Gedichte zum ersten Male gesammelt heraus, in einem starken Bande von fast 500 Seiten.

Eichendorff's Stärke ist das Lied, jene Art der lyrischen Dichtkunst, die im geringsten Umfange die höchsten Wirkungen zu erzielen und eines Dichters Unsterblichkeit zu begründen vermag. Das Lied kommt aus dem Herzen, aus der bewegten Seele; es quillt hervor wie der „Quell aus verborgenen Tiefen", wie der Sang der Nachtigall in lauen Frühlingsnächten. Fern von aller Reflexion gibt es nichts als den ungekünstelten Ausdruck eines wahren Gefühls und ruft in Andern dieselben Empfindungen hervor. Das Lied ist, so klein es erscheint, ein in sich vollendetes Kunstwerk; die Empfindung hat es hervorgebracht und anregend ausgestaltet, die ganze Wärme des stark fühlenden Herzens hineingelegt; die Kunst hat es abgerundet, concentrirt und mit einschmeichelnder Melodie umgeben; es sagt nicht zu viel und nicht zu wenig, es hat den kräftigsten Ausdruck und herzerfassende Innigkeit, und alles das ohne Wortgepränge. Es ist Gefühl und weckt Gefühl und versetzt uns in eine Stimmung, in der unsere edelsten Seelenkräfte angeregt erscheinen.

Das hat in vollkommener Weise das Volkslied erreicht, und darum sind gar viele unserer Liederdichter bei dem Volkslied in die Schule gegangen und haben sich bemüht, ihm seine Schönheiten abzulauschen. Aber wie wenigen ist das geglückt! Jene Schönheiten sind keine bloßen Kunstgriffe, welche der Scharfblickende bald erfaßt und der Gewandte bald anzuwenden versteht, es sind, wenn der Ausdruck erlaubt ist, organische Eigenschaften, welche verliehen sein müssen und nicht erworben werden

können. Und da finden wir als die Mutter aller Schönheit das natürliche, unwiderstehlich hervorquellende Gefühl, die innere Wahrheit der Empfindung und des Ausdrucks.

Eichendorff besaß sie ebensowohl wie die ungenannten Sänger aus dem Volke, welche uns mit unvergänglichen Liedern beschenkten. Nichts war ihm verhaßter als Lüge und Unwahrheit, nichts widerwärtiger als die gefälschte Natur. „Wie wollt ihr," läßt er sein Ebenbild Friedrich in „Ahnung und Gegenwart" sagen, „daß die Menschen euere Werke hochachten, sich daran erquicken und erbauen sollen, wenn ihr euch selber nicht glaubt, was ihr schreibt, und durch schöne Worte und durch künstlerische Gedanken Gott und Menschen zu überlisten trachtet? Das ist ein eiteles, nichtsnutziges Spiel und es hilft euch doch nichts, denn es ist nichts groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt. Das heißt recht dem Teufel der Gemeinheit, der immer in der Menge wach und auf der Lauer ist, den Dolch selbst in die Hand geben gegen die göttliche Poesie." Er selbst sagt:

Was mir das Herz bewogen,
Das sagte treu mein Mund,
Und das ist nicht erlogen,
Was kommt aus Herzensgrund.

und:

Den lieben Gott laß in dir walten,
Aus frischer Brust nur treulich sing'!
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
Das andre ist erbärmlich Ding.

So hat er gesungen, dem lebendigen Strom echten Gefühls in seiner Brust freien Lauf gelassen. Den größten Einfluß auf sein Dichten übte die Natur aus, in deren unversiegliche Schönheit er sich von Kindheit an mit Leidenschaft versenkt hatte. Vielleicht war der Einfluß ein zu mächtiger, denn er hat ihn verführt, ein schönes Bild, welches die Natur ihm bietet, eine Empfindung, welche sie in ihm hervorruft, in derselben Tonart häufig zu besingen, wodurch in den Naturliedern eine gewisse Einförmigkeit entsteht. Es geht dem Dichter wie dem Knaben, von welchem er in dem reizenden „Frühlingsnetz" singt:

Im hohen Gras der Knabe schlief,
Da hört er's unten singen,
Es war, als ob die Liebste rief,
Das Herz wollt ihm zerspringen.
. . . . . .
So süße Zauberei ist los,
Und wunderbare Lieder
Geh'n durch der Erde Frühlingsschooß,
Die lassen ihn nicht wieder.

Eine eben so süße Zauberei ruht in seinen Liedern. Sie lassen uns nicht los, sie klingen in unserer Seele wieder wie die unvergessenen Melodieen, welche in seliger Kinderzeit der Mund der Mutter uns sang. Es sind Lieder, in welche der Dichter die fesselnde Schönheit der Natur gebannt hat, daß sie von dort aus ihre unwiderstehliche Gewalt über den Menschen ausübt. Die besänftigende Stimmung des ruhigen Abends hat Niemand so treu wiedergegeben wie er in dem „Abend" betitelten Gedichte (Schweigt der Menschen laute Lust); den süßen Reiz der „Mondnacht" hat Niemand so geschildert wie er (Es war als hätt' der Himmel); und kein anderer Dichter hat die traumverlorene Stille der Nacht so schön und innig zu malen verstanden wie Eichendorff in „Abendständchen" (Schlafe, Liebchen, weil's auf Erden). W. Scherer sagt mit Recht[1]): „Eichendorff weiß das Gemüth mit einem Zauberstabe zu rühren, daß alle verborgenen Quellen rauschen und die Schauer der Nacht uns umfangen oder die Berge, Wälder und Ströme zu unsern Füßen liegen und die Glocken im Thale klingen und der heilige Morgen um unsere Sinne blüht."

Eichendorff's Poesie ist so recht die Poesie des Wanderns, sie könnte uns verlocken, den Wanderstab zu ergreifen und in den rauschenden Frühling hinaus zu eilen. Er selbst ruft voller Sehnsucht:

Vöglein in den sonnigen Tagen!
Lüfte blau, die mich verführen!
Könnt' ich bunte Flügel rühren,
Ueber Berg und Wald sie schlagen!

Wandern mit leichtem Gepäck, ohne eine bestimmtes Ziel, nur immer in die duftende Natur hinein, stets bereit, abzuschweifen vom gebahnten Wege und sich in geheimnißvollen Gründen zu verlieren, ein keckes Lied in die Lüfte schmetternd, jede Blume pflückend und jede Schöne grüßend, so zieht Eichendorff wie die Helden seiner Novellen vollen Herzens und offenen Auges durch die Welt. Denn sein Wahlspruch ist:

Durch Feld und Buchenhallen,
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allem,
Wer's Reisen wählen will.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt," singt er und bedauert alle Jene, die im Thal verderben müssen in trüber Sorgenhaft. Darum liebt er jene unstäten Burschen und legt ihnen gern seine Lieder in den Mund: die Musikanten und Schauspieler, Soldaten und Studenten, Jäger und Gärtner, und alle, die es lieben, in der freien Natur sich zu tummeln.

[1]) A. a. O. 655.

Am liebsten zieht der Dichter hoch auf die Berge:

O Luft, vom Berg zu ſchauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über ſich den blauen,
Tiefklaren Himmelsdom.

Denn auf den Bergen wohnt Wahrheit und Frieden, und das Getöſe der allezeit geſchäftigen Welt dringt nicht bis zu ihrer luftigen Höhe hinauf. Und nicht minder reizt unſern Dichter die Herrlichkeit des deutſchen Waldes, den er beſungen hat wie bis jetzt kaum ein anderer Dichter unſeres weiten Vaterlandes. Von Tauſenden geſungen, ſchallen, ſo weit die deutſche Zunge klingt, das herrliche: „Wer hat dich, du ſchöner Wald, aufgebaut ſo hoch da droben," und das erhebende: „O Thäler weit, o Höhen," und in Tauſenden erweckt er ein ſehnſüchtig Echo, wenn er ſingt:

Könnt' ich zu den Wäldern flüchten,
Mit dem Grün in friſcher Luft
Mich zum Himmelsglanz aufrichten —
Stark und frei wär' da die Bruſt.

Aber der Dichter iſt beſcheiden; er will nicht die fremdartigen Herrlichkeiten fremder Länder genießen, ſondern einzig ſich verſenken in die einfache Schönheit ſeines Vaterlandes und ſeiner engern Heimath. Mit tauſend ſüßen Banden hält ihn das ſchöne Fleckchen Erde feſt, auf welchem er das Licht der Welt erblickte, und er bleibt der Heimath treu in weiter Ferne; überall erreicht ihn ihr leiſer Ruf:

Ihr Wipfel und ihr Bronnen, rauſcht nur zu!
Wohin du auch in wilder Luft magſt dringen,
Du findeſt nirgends Ruh,
Erreichen wird dich das geheime Singen —
Ach, dieſes Bannes zauberiſchen Ringen
Entfliehn wir nimmer, ich und du!

Lebendigſtes Naturgefühl iſt die eigentliche Seele der Eichendorff'ſchen Lyrik; vor ihr treten die übrigen Empfindungen nicht in gleicher Stärke hervor. Die Liebe, welche bei der Mehrzahl unſerer Dichter den alleinigen Gegenſtand ihrer Lieder bildet, nimmt bei ihm im Vergleich zu jenen eine beſcheidene Stelle ein. Es finden ſich unter den etwa 350 rein lyriſchen Gedichten Eichendorff's nur 40 eigentliche Liebeslieder. Leider müſſen wir aber auch hier die Beobachtung machen, welche ſich uns bei Beſprechung einiger Novellen Eichendorff's bereits aufdrängte: die Liebe iſt hin und wieder von der ſinnlichen Seite aufgefaßt. Glücklicher Weiſe gehören die wenigen Gedichte, bei denen es der Fall iſt, nicht zu ſeinen beſten. Trotz dieſer bedauerlichen Verirrungen ſeiner Phantaſie aber dürfen wir behaupten, daß der Grundzug der Liebeslyrik Eichendorff's eine reine und keuſche Empfindung iſt. Er liebte treu und innig, er

liebte als Christ. Will man seine Liebeslieder charakterisiren, so stelle man an die Spitze das Gedicht: „Der Gärtner", mit den lieblichen beiden Strophen:

In meinem Garten find' ich
Viel Blumen bunt und fein,
Viel Kränze wohl draus wind' ich
Und tausend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie ist zu hoch und schön,
Die müssen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohnegleichen
Bleibt ewig im Herzen steh'n.

Der Gegensatz der Eichendorff'schen Lyrik zu der Heine'schen, welche damals wie jetzt in hohem Ansehen stand und zahlreiche Nachahmer weckte, ist ein schneidender. Für Eichendorff ist die Liebe etwas Heiliges, eine von Gott geadelte Empfindung, eine Kraft des menschlichen Herzens; Heine betrachtet sie meist als ein bloßes Spiel oder als ein Gefühl, über das man sich, wenn man sich ihm genügend hingegeben und es ausgekostet hat, lustig machen kann; Eichendorff blickt zum Weibe hinauf, das Geschlecht ist ihm geadelt durch die hehre Jungfrau, welche der Welt den Erlöser schenkte; bei Heine läuft alles, verhüllt oder unverhüllt, auf den Genuß hinaus, für Eichendorff ist die Liebe das Mittel zu einer unauflöslichen Leibes- und Seelen-Gemeinschaft, in der das eine im andern einzig sein Glück findet.

Und dieser durchgreifende Unterschied in der Auffassung eines Verhältnisses, das auf der Scheide zwischen Idealität und Naturalismus steht, beruht einzig auf der grundverschiedenen Geistesrichtung der beiden hervorragenden Lyriker. Eichendorff war ein so überzeugungstreuer Christ, ein so entschiedener Katholik, wie sie unter seinen romantischen Collegen selten genug waren. Wir haben ja schon gesehen, wie fest er im Leben und im Amte an seinem katholischen Glaubensbekenntnisse hing und eben so mannhaft verfocht er es in seinem Dichten. Am schönsten spricht sich seine katholische und fromme Gesinnung in den zahlreichen geistlichen Liedern aus, welche Innigkeit der Empfindung und Schönheit der Form vereinen. Besonderer Reiz ruht über den Muttergottesliedern, in welchen neben einer wahrhaft tiefen Verehrung sein ritterlicher Sinn sich deutlich ausspricht. Dasselbe unerschütterliche Gottvertrauen finden wir in Eichendorff's vaterländischen Gedichten, deren wir schon früher gedacht haben [1]).

[1]) Wie Dr. Wilhelm Martens, Regens des Klerical-Seminars zu Pelplin, durch Eichendorff's Gedichte dem katholischen Glauben zugeführt wurde, erzählt er selbst in Rosen-

Weit weniger bedeutend erscheint Eichendorff als lyrisch-epischer Dichter. Der schon erwähnte Mangel seines Talentes in der Schaffung fest umrissener Gestalten sowie bestimmter zielbewußter Situationen tritt in seinen Balladen und Romanzen häufig genug hervor, wenngleich es ja auch unter ihnen einzelne Gedichte von hoher Schönheit und ergreifender Tiefe des Gefühls gibt. In vielen zeigt sich eine besondere Vorliebe für das Grausige und Gespenstische, welches auch in den Novellen merklich hervortritt. Der lyrische Gehalt wiegt überall vor und läßt eine klar gestaltete Handlung nicht hervortreten.

Wir wollen das nicht bedauern; Eichendorff war seiner ganzen Anlage nach Lyriker und gehört als solcher zu den bedeutendsten unter unsern liederfrohen Dichtern. Wie er, hat es nur selten ein Poet verstanden, seinen kleinen Liedern eine natürliche Melodie einzuhauchen, so daß sie sich in unsere Seele einschmeicheln wie eine zaubervolle Musik. Wenn es als ein Haupterforderniß des echten Liedes bezeichnet werden muß, daß es sangbar sei, und den Musiker zur Composition gleichsam herausfordere, so sind Eichendorff's Lieder Muster ihrer Gattung. Die süße Melodie, welche dem winzigen Liede: „Der Abend"

Schweigt der Menschen laute Lust!
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust,

in so hohem Maße zu eigen ist, kann als charakteristisch gelten für Eichendorff'sche Gedichte überhaupt. Und sie ist da, obwohl der Dichter die von der Poetik aufgestellten Gesetze des Rhythmus und des Reimes in willkürlichster Weise unbeachtet läßt. Häufig genug findet man fehlende

---

thal's „Convertitenbildern" (I. 3. 182): „So war ich in der Periode des beginnenden Jünglingsalters ohne festen religiös-sittlichen Halt. Zu meinem Heile fesselte mich aber eine gnädige Fügung an die Poesieen Josephs von Eichendorff. Der gemüthvolle Ton und die lieblichen Naturschilderungen des Dichters machten auf mein Herz einen sehr wohlthuenden Eindruck. Ich bekenne gern, daß Eichendorff meinem Gemüthe damals eine bessere Richtung gegeben hat. . . . Die Erwägung nun, daß mein Lieblingsdichter katholisch, und zwar ein eifriger und consequenter Katholik sei, stimmte mich milder gegen die katholische Kirche. Und wenn ich auch im jugendlich thörichten Uebermuth meinte, daß ein „starker Geist" nicht an einem beschränkten Confessions-Glauben haften dürfe, so entwickelte sich doch unvermerkt aus jener poetischen Stimmung eine Vorliebe für katholische Institute und Cultusformen. Die Gedichte von Eichendorff in der Tasche, habe ich öfters allein die Umgebung Danzig's durchstreift; als ich erfuhr, daß in der Pfarrkirche zu Oliva zum Vesper-Gottesdienst ein Kirchenlied meines theuern Eichendorff (O Maria, meine Liebe) gesungen würde, betrat ich an manchem Sonntag-Nachmittag das schöne Gotteshaus."

oder überzählige Versfüße und sehr gewagte Reimversuche, mit deren Nachweisung wir den Leser verschonen dürfen. Es liegt uns fern, ein solches Verfahren, das schließlich, wenn allgemein angewendet, zur Anarchie führen müßte, zu rechtfertigen, aber es beweist den alten Satz, daß Beachtung der Kunstregeln allein nicht den Dichter macht.

Eine große Anzahl von Eichendorff's Liedern war, wie bereits erwähnt, durch vorherigen Abdruck in Zeitschriften und Taschenbüchern in Deutschland bekannt geworden, ja die schönsten derselben wurden bereits damals, als die Gedichte zum ersten Male gesammelt erschienen, componirt von C. M. von Weber, Bernhard Klein und Mendelssohn, von Tausenden sangeslustiger Kehlen in die Lüfte gesandt. So erzählt Wolfgang Müller von Königswinter aus jener Zeit: „Wenn ich mit meinen Künstlerfreunden in Düsseldorf und mit meinen Studiengenossen in Bonn zusammen war, so hatten wir die Schlegel, Tieck, Kleist und Brentano wohl gelesen, aber den lieben Eichendorff hatten wir gesungen. Wie oft waren da nicht die Klänge »In einem kühlen Grunde« zur Tageszeit in Wald und Feld, durch Berg und Thal und zur Nacht in den Straßen der Stadt aus unsern Kehlen geschmettert worden, denn dies Lied galt schon zu jener Zeit als Volkslied. Wir wanderten mit dem Gesang: »Wem Gott will rechte Gunst erweisen« und: »Es schienen so golden die Sterne«. Und dann hatte ja auch Mendelssohn zu zwei Texten des Dichters: »Wer hat dich, du schöner Wald« und »O Thäler weit, o Höhen« die wundervollen Melodieen gefunden, die heute noch stets zum Vortrag kommen, wenn irgendwo Quartette erhoben werden. Solche Worte und solche Weisen hatten sich so tief in das Herz geschmeichelt, daß man den Urheber, auch ohne ihn zu kennen, lieb haben mußte." Auch die Malerwelt bemächtigte sich der Eichendorff'schen Lieder, indem sie aus ihnen malerische Motive schöpfte, während fremdländische Poeten die schönsten derselben in ihre heimathliche Sprache übertrugen, so Marmier, Borel und Bourges in die französische, Baskerville in die englische.

Indessen entsprach der buchhändlerische Erfolg der Gedichte nicht der Popularität des Dichters; sie erlebten erst nach sechs Jahren, 1843, die zweite Auflage, 1850 die dritte, 1856 die vierte u. s. w. Die schönsten Lieder des Dichters waren Lieder- und Notenbüchern einverleibt, und daran ließ das deutsche Publicum, wie bei manchem andern Dichter, es sich genügen. Auch Anerkennung von hochgestellten Persönlichkeiten wurde Eichendorff in reichem Maße zu Theil. Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem preußischen Königsthron, drückte ihm wiederholt das große Interesse aus, welches er an seinen Gedichten nahm, so daß Eichendorff es wagen durfte, dem edeln König, mit

Weit weniger bedeutend erscheint Eichendorff als lyrisch-epi[illegible]
Der schon erwähnte Mangel seines Talentes in der Schaffung [illegible]
Gestalten sowie bestimmter zielbewußter Situationen tri[illegible]
laden und Romanzen häufig genug hervor, wenngleich [illegible]
ihnen einzelne Gedichte von hoher Schönheit und e[illegible]
Gefühls gibt. In vielen zeigt sich eine beson[illegible]
Grausige und Gespenstische, welches auch in de[illegible]
vortritt. Der lyrische Gehalt wiegt überall v[illegible]
staltete Handlung nicht hervortreten.

Wir wollen das nicht bedauern; E[illegible]
Anlage nach Lyriker und gehört als solc[illegible]
unsern liederfrohen Dichtern. Wie er, [illegible]
standen, seinen kleinen Liedern eine n[illegible]
daß sie sich in unsere Seele einsch[illegible]
Wenn es als ein Haupterfordernis [illegible]
muß, daß es sangbar sei, und [illegible]
herausfordere, so sind Eichendo[illegible]
süße Melodie, welche dem wi[illegible]

Schweig[illegible]
Rausch[illegible]
Wur[illegible]
W[illegible]

[illegible]andlung
im Dienste des
[illegible]ß seine Schwester Ga-
[illegible] er als Hippolyt, den Sohn
[illegible]ewägung, daß aus diesem Verhält-
in so hohem Me[illegible], bringt er sie in ein Kloster, aus wel-
Eichendorff'sche [illegible]eit spurlos verschwindet. Da wenige Tage
die von der P[illegible]n der Nähe des Klosters gesehen worden ist,
in willkürlich[illegible]erselbe habe seine Schwester entführt. Er eilt zum
[illegible] ihn mit Hohn empfängt, zum jungen, der ihn energisch
thal's „Con[illegible] Gericht, das auf seine Klagen nicht eingeht — er versucht
lingsalters [illegible] Recht zu erhalten und die Bestrafung des Entführers her-
gnädige [illegible] vergebens; er wird schließlich als Irrsinniger in festen Ge-
lieblich [illegible]
Eind[illegible] gebracht. Der Dichter hat in diesen Versuchen Renald's, viel-
tun [illegible] es zu wollen, ein ergreifendes Bild der Zustände in Frank-
[illegible] vor Ausbruch der großen Revolution entworfen, in welchem die
Verderbtheit der vornehmen Klassen und die Mangelhaftigkeit der Rechts-
pflege in einem grellen Lichte erscheinen. Renald wird nach einigen
Monaten aus der Irren-Anstalt entlassen, und nun beginnt er einen
ähnlichen „Kampf um's Recht", wie ihn Heinrich von Kleist in seinem
„Kohlhaas" so meisterhaft geschildert hat. Er will sein vermeintliches
Recht, und wenn die Welt darüber zu Grunde geht. Da bricht die

aus, und Renald ist einer der Ersten, welche sich der neuen
schließen. In ihm kocht ein grimmiger Rachedurst; rächen
t allein an dem verhaßten Geschlecht der Dürande, welches
Schwester gebracht hat, sondern an Allen, welche eine
ppen tragen. Er plündert nicht, er bereichert sich
wie so viele Andere, im Namen der Freiheit und
mordet und brennt auf den adeligen Besitzungen.
seine Güter, um sie zu vertheidigen. Dort
nenden Inhalts: „Im Namen Gottes ver-
Hippolyt von Dürande auf einem mit
Pergamente die einzige Tochter des
e, Gabriele Dubois, als seine recht-
kennen und annehmen soll. Dieses
in dem Jägerhause abgeliefert
ber bedeutet: Nein! Renald!"
lick, er öffnet das Fenster
n aus den dichten Wäldern,
unheimlicher Gestalten auf, welche
er Erfolg ist ihnen bei ihrer Ueber-
raf vertheidigt sich mit wunderbarer Tapfer-
s vergebens. Da naht sich ihm mitten im Gewühle
pfes eine seltsam verhüllte Gestalt — er erkennt Gabriele.
schlingt er sie, die schon aus mehrern Wunden blutet, und sie,
glücklich in dem Gedanken, daß er sie doch noch liebt, vergißt das Getöse
des Kampfes. Doch die Trennung eilt schnell herbei, eine Kugel tödtet
den jungen Grafen vor Gabrielens Augen, und sie selbst sinkt, ihre
Seele aushauchend, über ihn.

Es war Renald's Kugel, welche den Grafen dahinstreckte. Jetzt,
wo die beiden Leichen vor ihm liegen, entdeckt ihm Nicolo, ein alter
Diener des Schlosses, daß Gabriele von dem jungen Grafen nicht ent-
führt worden, sondern daß sie selbst aus dem Kloster geflohen sei und
sich verkleidet als Gärtnerbursche im Hause Hippolyt's aufgehalten habe,
ohne daß dieser es wußte. Renald steht erstarrt, Nicolo schwört, daß
er die Wahrheit gesagt. Da eilt Renald in's Schloß zurück, steckt es in
Brand und wirft Feuer in den Pulverthurm, dessen Explosion ihn und
alles andere unter den Trümmern begräbt.

Der fatalistisch angehauchte Schluß der düstern Novelle kann nicht
befriedigen. Den jungen Grafen trifft keine Schuld; er hat es, wie aus
allem hervorgeht, ehrlich gemeint, und doch macht die Kugel des Rächers
seinem Leben ein Ende. Das ist keine poetische Gerechtigkeit. Darin
liegt aber auch der einzige Mangel der prächtigen Novelle. Die Hand-

lung ist keck aufgegriffen und mit großer Energie, welche alle Nebensächlichkeiten verschmäht, ausgeführt. Die Darstellung ist frisch und höchst anschaulich, so daß das Ganze den Leser mit unwiderstehlicher Gewalt packt und festhält.

Im Jahre 1839, ebenfalls in der „Urania", erschien die Novelle „Die Entführung", welche einen abenteuerlichen übermüthigen Streich aus der Zeit Ludwig's XV. behandelt. Kecker Scherz und gefährliche Begegnisse erscheinen hier in anmuthiger Vereinigung. Räuber beängstigen das Leben, ohne es zu bedrohen. Eine tolle Gräfin von dämonischer Schönheit soll dem zu eigen sein, der sie entführt; sie versucht, den Entführer zu täuschen, aber doch muß sie ihm folgen und rettet sich endlich vor ihm nur durch eine listig angelegte Flucht. Da graut dem Entführer selbst vor dem seltsamen Wesen, er wendet sich ab von ihr und der sanften Leontine zu. Auch hier entwickelt sich die Handlung flott, farbenhell und in reicher Ausgestaltung.

Im Jahre 1841 endlich erschien im „Rheinischen Jahrbuch für Poesie und Kunst" die Novelle „Die Glücksritter", welche zur Zeit des dreißigjährigen Krieges spielt und ein hübsches Kleinbild aus jener wildbewegten Zeit gibt. In der Anlage ähnelt sie ein wenig der Novelle: „Aus dem Leben eines Taugenichts", kann sich aber in der Ausführung nicht entfernt mit ihr messen.

Eine Reihe von andern Dichtungen hat Eichendorff in dieser so äußerst productiven Zeit entworfen und zum Theil ausgeführt, ohne daß sie in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Die Biographie zählt folgende auf: „Wider Willen", Lustspiel (1836), wo durch allerlei Verwickelungen und Mißverständnisse immer das Gegentheil von dem geschieht, was die Handelnden beabsichtigen, und Einer dem Andern wider Willen in die Hände arbeitet, eine köstliche Parodie damaliger Zustände; „Unstern", Novelle (1838), humoristisch ausführend, wie Unstern, der gute Junge, alles Mögliche erreicht hätte, wenn er nicht eben Unstern gewesen, sogar die Erzählung, eine Selbstbiographie Unstern's, muß gleich mit dem zweiten Capitel beginnen, weil ihm das erste unglücklicher Weise abhanden gekommen; „Alt und Neu", ein Puppenspiel (1841) von gleicher Tendenz wie das oben genannte Lustspiel; endlich „Johann von Werth", Schauspiel (1843), dessen Held eine kecke, lebensfrische Reiternatur, leidenschaftlich aber echt ritterlich, dem Kaiser und Reich unerschütterlich ergeben, zugleich deutsche Art und deutschen Sinn gegen das falsche Fremde vertheidigt. In ihrer gegenwärtigen Gestalt, der überall noch die letzte bessernde Hand und die nöthige Ueberarbeitung fehlt, sind diese Dichtungen zur Veröffentlichung nicht geeignet. Im Nachlaß des Dichters hat sich aus jener Zeit noch eine weitere Novelle, „Eine Meerfahrt" überschrieben,

vorgefunden, welche die märchenhafte Entdeckungsreise einer valencianischen Schiffsgesellschaft erzählt. Nach den schriftlichen Bemerkungen auf dem Manuscripte hatte Eichendorff die Absicht, die Erzählung noch ein Mal gänzlich umzuarbeiten, — er ist aber nicht dazu gekommen, so daß die Form, in welcher sie jetzt in den sämmtlichen poetischen Werken erscheint, viel Unfertiges und Unverständliches an sich hat. Einen besondern Werth besitzt die Dichtung, so wie sie vorliegt, nicht.

Im Jahre 1842 gab Eichendorff eine Auswahl seiner Werke in vier Bänden heraus, welche folgenden Inhalt zeigten: I. Gedichte. II. Ahnung und Gegenwart. III. Dichter und ihre Gesellen. Krieg den Philistern. IV. Aus dem Leben eines Taugenichts. Das Marmorbild. Viel Lärm um nichts. Schloß Dürande. Die Glücksritter.

Seit Mitte der dreißiger Jahre beschäftigte sich Eichendorff eifrig mit spanischer Sprache und Poesie, wie er sich in seiner Jugend dem Studium des Italienischen mit großer Liebe hingegeben hatte. Dank einem ausgeprägten Talent für Erlernung fremder Sprachen und einer bewundernswerthen Ausdauer eignete er sich die spanische Sprache durch Selbststudium völlig an und versenkte sich in die Schönheit und Erhabenheit der Poesie Calderon's, von dessen Werken er die sehr seltenen ältesten beiden Ausgaben sich verschaffte. Bald, und zwar im Jahre 1840, trat er mit der ersten Frucht seines neuen Studiums an die Oeffentlichkeit, mit einer Uebersetzung des ältesten Denkmals castilianischer Sprache aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, betitelt: „Der Graf Lucanor", in welchem eine Reihe von Novelletten vereinigt erscheinen, die für die Sittengeschichte jener Zeit von hohem Interesse sind. Eichendorff sagt selbst darüber: „Der Reichthum eines großartigen Lebens spiegelt sich überall in den nachfolgenden Geschichten, die uns überdies unmittelbarer als viele Historienbücher in die innerste Sinnesweise jener wunderbaren Zeit einführen. Manches darin mag uns noch unbeholfen, vieles aus der großen Ferne der Zeiten fremd und wunderlich erscheinen; aber ein tüchtiger Verstand, Ehre, echte Ritterlichkeit und Andacht gehen wie ein erfrischender Waldhauch durch das ganze Buch." Die Uebersetzung fand denn auch beim Publicum solchen Beifall, daß bereits nach drei Jahren eine neue Ausgabe nöthig wurde, welche Th. Hosemann mit Zeichnungen schmückte.

XI.

Im Jahre 1840 trat für Eichendorff's Leben eine entscheidende Wendung ein. Am 14. September 1840 starb Minister Altenstein, zu welchem unser Dichter in einem so angenehmen Verhältniß gestanden hatte,

daß der König ihn beauftragte, den schriftlichen Nachlaß des Ministers zu ordnen. An die Spitze des Cultusministeriums trat nunmehr Eichhorn, welchem Eichendorff kein Vertrauen entgegenzubringen vermochte. „Das Verhältniß wurde," heißt es in der Biographie [1]), „kälter, als der Minister das Ansinnen stellte, Eichendorff möge die Angriffe, welche das preußische Gouvernement in Bezug auf seine Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten durch die Tagespresse erfuhr, in geeigneter Weise auf demselben Wege widerlegen, Eichendorff aber sich dessen weigerte, weil er zu solcher Art litterarischer Thätigkeit durchaus keinen Beruf fühlte." In dieser Zumuthung Eichhorn's lag die versteckte Aufforderung, ähnlichen Aufträgen dadurch aus dem Wege zu gehen, daß er seinen Abschied forderte. Wie Eichendorff in kirchlichen Dingen dachte, wie entschieden er die Forderungen der katholischen Kirche vertrat, wußte Eichhorn und mußte deshalb einer Weigerung entgegensehen. Die Angriffe gegen das Ministerium konnte Eichendorff nicht widerlegen, weil er mit den Absichten, in denen sie erfolgten, einverstanden war. Hatte die Kölner Angelegenheit doch zunächst einen Erfolg, den Niemand freudiger begrüßte als er. Er sagt darüber [2]): „An dem Kölner Ereigniß sich besinnend, in der herben Schule des Hohnes und der Verfolgung seitdem erwachsen und gestählt, erstand überraschend eine unsichtbare Macht, etwas, das Niemand erfunden, geführt oder geordnet, das die Romantiker träumten und selbst nicht hatten — eine katholische Gesinnung."

So sah Eichendorff ein, daß seines Bleibens nicht mehr war in preußischen Diensten. Unangenehme Berührungen mit Eichhorn, unverdiente Zurücksetzungen verleideten ihm seine Stellung so sehr, daß er seine Entlassung nachsuchte. Vorher scheint er mit dem Minister eine heftige Unterredung gehabt zu haben; wenigstens bemerkt die Biographie, daß Eichendorff ihm vorgehalten habe, er (Eichendorff) habe sich längst alles Ehrgeizes begeben; allein zwischen diesem und der Ehre sei eine scharfe Linie, die er nicht verlassen werde.

Dem König war es durchaus nicht angenehm, daß Eichendorff mit Eichhorn nicht in ein erträgliches Verhältniß zu gelangen vermochte, und er suchte den Dichter, welchen er gern dem Staatsdienst erhalten sah, in anderer Weise zu beschäftigen. Veranlassung dazu bot ihm Eichendorff's alter Freund, Freiherr von Schön, welcher dem König den Wunsch ausgedrückt hatte, daß eine Geschichte des Schlosses Marienburg und seiner Wiederherstellung geschrieben werde. Friedrich Wilhelm IV. ging mit großem Interesse auf den Gedanken ein und übertrug die Ausführung dem von ihm hochverehrten Dichter, dessen warme Theilnahme für das

[1]) IV 548. — [2]) Gesch. der poet. Litt., II 230.

merkwürdigste aller preußischen Baudenkmäler er schon als Kronprinz beobachtet hatte. Eichendorff erhielt längern Urlaub, den er dazu benutzte, um an Ort und Stelle die bezüglichen Studien zu machen und das dortige Schloß-Archiv zu durchstöbern, sowie um in Königsberg mit seinen Freunden Schön und Johannes Voigt sich zu berathen. Die Ausführung der Arbeit und Sichtung des gesammelten Materials unternahm er in Danzig, wohin ihn nicht allein persönliche Vorliebe und angenehme Erinnerungen, sondern auch der Umstand zogen, daß zwei seiner Kinder sich dort niedergelassen hatten. Im Sommer 1843 vollendete Eichendorff seine Schrift, welche unter dem Titel „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg" 1844 zu Königsberg erschien. Ein Urtheil über die Schrift, welche in vier Abschnitte: „Größe, Schuld und Buße. Die polnische Wirthschaft. Die Zopfzeit. Die Wiederherstellung" eingetheilt ist, liegt uns fern; es mag die Bemerkung genügen, daß sie mit großer Wärme und Frische geschrieben ist und eine von echter Begeisterung getragene Beschreibung des Schlosses enthält.

Nun kam Eichendorff, der sich, abgesehen von allen andern Unannehmlichkeiten, durch eine dreiunddreißigjährige ununterbrochene Dienstzeit geschwächt fühlte, wieder um seine Entlassung ein, die er denn auch am 30. Juni 1844 erhielt.

Nach seiner Entlassung blieb Eichendorff, der nun im 56. Lebensjahre stand, vorläufig noch in Danzig, wohin seine Gattin ihm nachgefolgt war. Der Dichter lebte jetzt nur seiner Familie, der Poesie und seinen litterarischen Beschäftigungen. Zunächst dachte er eine Uebersetzung von Calderon's geistlichen Schauspielen (autos sacramentales) herauszugeben, an welcher er seit längerer Zeit mit großem Eifer und eben so viel Liebe gearbeitet hatte. Er schätzte Calderon als einen der größten Dichter aller Zeiten, und die autos sacramentales — Opferdarstellungen nennt er sie — als wunderbare Vereinigung von Poesie und Religion. 1846 erschien dann bei Cotta ein Band, fünf dieser geistlichen Schauspiele enthaltend: „Das große Welttheater", „Gift und Gegengift", „König Ferdinand der Heilige", „Das Schiff des Kaufmanns" und „Balthasar's Nachtmahl". Wir wollen hier gleich anschließen, daß das litterarische Deutschland an Calderon und an Eichendorff's Uebersetzung so wenig Interesse zeigte, daß Cotta nicht die mindeste Lust hatte, einen zweiten Band in Verlag zu nehmen. So schrieb Eichendorff am 15. Juni 1852 an August Reichensperger[1]) aus Berlin (Thiergartenstraße 25):

[1]) Gütigst mitgetheilt vom Adressaten.

„Verehrteſter Herr Appellationsgerichts-Rath!

„Schon längſt hätte ich für die gütigen Mittheilungen vom 3. d. M. meinen herzlichſten Dank abgeſtattet, wenn ich nicht zugleich auch etwas Beſtimmteres über unſern Calderon hätte melden wollen. Erſt geſtern aber erhielt ich die Antwort des Herrn v. Cotta. Er iſt bereit, auch den zweiten Theil der geiſtlichen Schauſpiele in Verlag zu nehmen, wenn der Borromäus-Verein ſich gegen ihn ſchriftlich verbindlich macht, vom 1. und 2. Bande gegen gleich baare Bezahlung 400 Exemplare mit einem Rabatt von 50 Procent vom Ladenpreis übernehmen zu wollen. Hiernach will er ſeinen Geſchäftsführer, H. Denicke, welcher am 22. d. M. zur Abrechnung nach Frankfurt reist, veranlaſſen, von dort einen Abſtecher nach Bonn zu machen, um zu verſuchen, ob er ſich mit Herrn Profeſſor Dieringer definitiv verſtändigen und einen Vertrag abſchließen kann.

„Hiervon habe ich heute Herrn Profeſſor Dieringer in Kenntniß geſetzt.

„Wenn, wie ich hoffe, auf dieſe Weiſe oder durch Herrn Buchhändler Marcus' Dazwiſchenkunft die Herausgabe gelingt, ſo hat das katholiſche Deutſchland dieſe wahrhaft wundervollen Schauſpiele, die bisher völlig terra incognita waren, eigentlich nur Ihrem Rath und Ihrer thätigen Theilnahme an der Sache zu verdanken. Wie gern hätte ich meinen Dank für das alles mündlich abgeſtatet! Allein die früher in Ausſicht geſtellte Wiederzuſammenberufung der Kammern ſcheint leider nicht ſtattzufinden. Jedenfalls bitte ich nun herzlich, mir auch in der Ferne Ihr freundliches Andenken erhalten zu wollen."

Der Borromäus-Verein ſcheint auf die Bedingung eingegangen zu ſein; wenigſtens iſt im Jahre 1853 der zweite Band mit den Schauſpielen „Der göttliche Orpheus", „Der Maler ſeiner Schande", „Die eherne Schlange", „Amor und Pſyche", „Der Waldesdemuth Krone" und „Der Sünde Zauberei" erſchienen. Das Alter und „der Mangel theologiſcher Kenntniſſe" [1]) hinderte den Dichter an der Fortſetzung ſeines Unternehmens. Bei der Kritik hatte Eichendorff's Ueberſetzung einen großen Erfolg. Man rühmte die Pracht und Schönheit des Versbaues, welcher bei aller treuen Anſchmiegung an das Original doch der deutſchen Sprache in keiner Weiſe Gewalt anthat. Später hat bekanntlich Eichendorff's Landsmann, Franz Lorinſer, Calderon's geiſtliche Schauſpiele in einer bändereichen Ueberſetzung dem deutſchen Volke vermittelt.

Neben Calderon beſchäftigte ſich Eichendorff lebhaft mit der Geſchichte der neuern romantiſchen Poeſie in Deutſchland, deren Entwickelung

[1]) Siehe den Brief von Eichendorff in: Lorinſer, Calderon's geiſtliche Feſtſpiele. XVIII. VII.

er zum größten Theil selbst beobachtet hatte, und deren letzten Ritter man ihn vielfach nannte und noch nennt. In den Historisch-politischen Blättern veröffentlichte er in Band XVII (1846), ohne seinen Namen zu nennen, drei Artikel zur Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland und ließ 1847 bei Liebeskind in Leipzig eine größere Abhandlung „über die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland" erscheinen. Ferner brachten Band XIX und XX der Historisch-politischen Blätter 1847 von ihm die Aufsätze: „Brentano und seine Märchen", „Die deutsche Salonpoesie der Frauen" (Gräfin Hahn-Hahn), „Die neue Poesie Oesterreichs" (Lenau, Anastasius Grün), „Die geistliche Poesie Deutschlands", welche er zum Theil später wieder in den Schriften über den Roman und die poetische Litteratur Deutschlands verwerthet hat. Wir kommen auf Eichendorff's litteraturhistorische Schriften in ihrer Gesammtheit noch zurück, so daß wir uns hier begnügen können, die Titel der Aufsätze anzuführen.

Im Herbst 1846 machte Eichendorff eine Reise nach Wien, um dort liebe alte Freunde zu besuchen. Von denen, welche er während seines Aufenthalts in Wien in den Jahren 1811—1813 kennen und lieben gelernt hatte, waren gar viele heimgegangen. Doch er fand neue Freunde, bedeutende Männer der Wissenschaft und Kunst, welche dem verehrten Dichter mit Jubel und offenen Armen entgegenkamen. Da waren der bekannte Politiker und Gesinnungsgenosse Karl Ernst Jarcke, der berühmte Convertit und Geschichtschreiber Friedrich von Hurter, der Maler Joseph von Führich, Dr. Fick, P. Madelener, der Reisende Karl von Hügel, der liebenswürdige Novellist Adalbert Stifter, der geniale Fürst Friedrich Schwarzenberg, alles Männer, welche, abgesehen von confessionellen Verschiedenheiten, in den Grundprincipien übereinstimmten. Auch Anastasius Grün, Grillparzer, Friedrich Halm und Bauernfeld lernte Eichendorff kennen, ohne ihnen näher treten zu können, da sich zwischen seiner und ihrer Weltanschauung zu wenig Berührungspunkte fanden.

Ueber die Aufnahme, welche der Dichter in der schönen Kaiserstadt fand, heißt es in der Biographie[1]): „Wahrhaft enthusiastische Ovationen wurden ihm von allen Seiten dargebracht, wie sie eben nur der südlichen Lebendigkeit der Wiener eigen, wie sie aber Eichendorff in seiner Einfachheit und Anspruchslosigkeit weder gewünscht noch erwartet hatte. Fast sämmtliche öffentlichen Blätter drückten die Freude aus, ihn in Wien's Mauern zu wissen, wiederholte Deputationen und Serenaden begrüßten ihn; die bekannte Litteraten-Gesellschaft Concordia, der Wiener Musikverein, die Mitglieder des juristisch-politischen Lesevereins, die niederöster-

[1]) IV 556—558.

reichischen Landstände in ihren geselligen Abend-Zusammenkünften bereiteten ihm besondere Empfangs-Festlichkeiten, der Künstlerverein durch ein glänzendes Ballfest im Sophienbade, so daß Eichendorff über dieses Halloh, wie er es nannte, scherzhaft in einem Familienbrief bemerkte: »Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter vollauf. Dieser alte Spruch trifft hier in Wien auch bei mir ein; die Leute wollen mich durchaus zum berühmten Manne machen.« Bei dem Feste der Concordia wurde Eichendorff, als er eintrat, von der sich erhebenden Gesellschaft mit einem so endlosen Sturm von Jubel und Händeklatschen empfangen, daß er davon sichtlich überrascht und bewegt war; zwei Anwesende sprachen Gedichte an ihn, und einen großen Theil des Abends trugen Opernsänger Eichendorff'sche Lieder vor, von Dessauer außerordentlich schön componirt."

Eichendorff antwortete auf die poetischen Willkommgrüße in dem Gedichte „Den Dichtern Wien's bei Gelegenheit eines festlichen Empfanges", welches seine dankbaren Gefühle in ergreifender Innigkeit ausdrückt.

Der Dichter blieb in Oesterreich bis Herbst 1847, nachdem er einen Theil des Sommers in Baden bei Wien verlebt hatte, um dort bei seiner in der lieblich gelegenen Stadt lebenden Schwester Luise zu verweilen. Seinem aufmerksamen Auge entging nicht, daß in der österreichisch-ungarischen Monarchie eine völlige Umwälzung der Dinge bevorstehe; als er aber nach Berlin zurückkehrte, wohin inzwischen auch sein Schwiegersohn, der Hauptmann von Besserer-Dahlfingen, versetzt war, fand er auch dort die leisen Anzeichen einer tiefgehenden Bewegung. Am 18. März 1848 brach der Sturm los und tobte namentlich heftig in dem von Eichendorff bewohnten Stadttheile, so daß er und sein Schwiegersohn während der folgenden Nacht häufig genöthigt waren, in fremden Häusern Schutz zu suchen. Seine Gattin erkrankte vor Schreck, seine Tochter war wegen ihrer Kinder in lebhaftester Besorgniß, so daß der Dichter am andern Morgen mit Gattin, Tochter und Enkeln nach Cöthen übersiedelte und von dort, nachdem sich sowohl die Krankheit seiner Gattin wie die der Zeit gebessert hatte, im Juli 1848 nach dem lieblichen Elb-Florenz. Dresden, mit seinen reichen Kunstschätzen und seiner reizenden Umgebung, wo er das an der Elbe belegene Linke'sche Bad bewohnte, legte ihm den Wunsch nahe, sich dauernd dort niederzulassen; doch stellten sich der Erfüllung seines Wunsches unüberwindliche Hindernisse entgegen. Für einen später bekannt gewordenen jungen Dichter wurde Eichendorff's Aufenthalt in Dresden von großer Bedeutung, für Lebrecht Dreves, welcher zwei Jahre vorher in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt war. Dreves verkehrte täglich mit dem von

ihm hochverehrten Dichter, und dieser gewann den genial veranlagten jungen Mann so lieb, daß er sich bestimmen ließ, zu den im Jahre 1849 erschienenen Gedichten Dreves' ein empfehlendes Vorwort zu schreiben.

Erst im November 1850 kehrte Eichendorff, welcher inzwischen auch seinen Bruder Wilhelm durch den Tod verloren hatte, nach Berlin zurück. Er fand dort viele und große Veränderungen, welche seinen lebhaften Geist nach entgegengesetzten Richtungen hin auf das ernsteste bewegten. Die Revolution, deren furchtbares Auftreten in dem geliebten Oesterreich ihn heftig erschüttert hatte, war für Preußen, nachdem die National-Versammlung aufgelöst worden war, von großen Folgen begleitet gewesen. Am 5. December 1848 wurde eine Verfassung mit dem Zweikammer-System octroyirt. Im Februar 1850 wurde die Verfassung revidirt und vom König und den Kammern feierlich beschworen. Was Eichendorff fast fünfzehn Jahre vorher als unnöthig dargestellt hatte, war nun, mit dem Blute des Volkes niedergeschrieben, zu einem gegenseitigen Vertrag zwischen Fürsten und Volk geworden, zu einem Vertrag, den Friedrich Wilhelm IV. sein Leben lang bedauerte. Wie Eichendorff über die Begebenheiten des Jahres 1848 dachte, bedarf kaum einer Kennzeichnung. Seine Gesinnung gibt sich lebhaft kund in den Sonetten „Die Altliberalen", „Ihr habt es ja nicht anders haben wollen", „Kein Pardon" und in dem schönen „Das Schiff der Kirche".

Noch schärfer tritt Eichendorff's politische Gesinnung hervor in dem prächtig erfundenen witzsprühenden Märchen „Libertas und ihre Freier", welches im Jahre 1849 entstanden ist. Wir sind in einem finstern Walde, wo in ziemlich verrufener Gegend ein Schloß liegt, von dessen Bewohnern Niemand etwas kennt. Nachts hört man häufig gewaltiges Rumoren in den weiten Hallen, so daß das Schloß in den Ruf großer Spukerei gekommen ist. Bewohnt wird es von dem ehemaligen Staatsbürger, jetzigen Baron Pinkus, der auf einem Trödlermarkt in Berlin den ganzen Nachlaß des seligen Nicolai gekauft hat, jetzt in Ideen macht und eine Gedanken-Dampffabrik angelegt hat. Ueber Nacht erscheint nun plötzlich eine schöne Frau, Libertas, welche gekommen ist, ihre Heimath, die dichten Wälder, noch ein Mal zu besuchen, und mit ihrem Erscheinen regt es sich wundersam in Dickicht, Park und Schloß. Pinkus erschrickt und läßt die Landstreicherin schleunigst verhaften und in ein Arbeitshaus führen. Um diesen großen Sieg aber würdig zu feiern, veranstaltet er ein großes Renaissancefest. Die Geschichte macht in ganz Deutschland großes Aufsehen; alle Spatzen plaudern es von den Dächern, und so erfährt es auch der äußerst gelehrte Doctor Magog, der sich ohne weiteres auf den Weg in den Urwald begibt, um die Gefangene zu befreien.

Unterwegs begegnet er unverhofft seinem Freunde Rüpel, dem ungeschlachten Riesen, der eben ein unmäßiges Vergnügen daran hat, seine eigenen Kinder aufeinander zu hetzen. Zwischen Beiden beginnt nun das folgende, höchst charakteristische und bitter satirische Gespräch. „Herr Rüpel," sagt Magog, „ich bin ein Biedermann und kenne kein Hofiren und keinen Hof, als den Hühnerhof meiner Mutter; aber das muß ich Ihnen rund herausſagen: Ihre Macht und Gesinnungstüchtigkeit ist durch ganz Europa eben so berühmt als geschätzt und eben so geschätzt als gefürchtet. Darum wende ich mich vertrauensvoll an Ihr großes Herz und rufe: Wehe und abermals wehe! die Libertas ist geknechtet! — Wollen wir das dulden?". — „Libertas? Wer ist die Person?" fragte Rüpel. — „Libertas?" erwiderte Magog, „Libertas ist die Schutzpatronin aller Urwälder, die Patronin dieses langweiligen — wollte sagen: altheiligen Waldes." — „J bewahre," fiel ihm hier die Riesin in's Wort, „unsere Grundherrschaft ist das gnädige Fräulein Sibylla da draußen." — „Was? die mit den Papilloten und großen Haubenschachteln?" rief Magog, den dieser unerwartete Einwurf ganz aus dem Concept gebracht hatte. Aber er faßte sich bald wieder. „Grundherrschaft!" fuhr er fort, „schützt die Grille Krokodile, der Frosch das Rhinoceros, der Weißfisch den Haifisch? — Wer die Macht hat, ist der Herr, und Ihr habt die Macht, wenn die Libertas regiert, und habt die Macht nicht, wenn die Libertas gefangen ist, und die Libertas ist gefangen — ich frage also nochmals: wollen wir das dulden?" Er beredet nun den Riesen, mit ihm auf die Befreiung der schönen Libertas auszugehen; sie solle dann seine (Magog's) Gemahlin, und Rüpel Beider Haushofmeister werden, so daß es ihm an nichts mehr fehlen könne. Rüpel geht darauf ein und ruft zum Abschied seinem schluchzenden Weibe zu: „Du sollst von mir hören!" Auf dem Wege zum Schlosse des Barons Pinkus wird Magog immer fideler; denn er sieht, daß er den ungeheuern Knochen seines Begleiters vertrauen darf, und singt sogar sein Leiblied:

Von des Volkes unverjährbaren Rechten
Und der Tyrannen Attentaten,
Die die Völker verdummen und knechten,
Fürsten, Pfaffen und Bureaukraten.

Sie erleben unterwegs manches seltsame Abenteuer. So begegnet ihnen eine Reihe schöner Elfen, denen eine majestätische Dame folgt. Als sie von den beiden Wanderern hört, daß sie Frau Libertas zu befreien beabsichtigen, lacht sie laut auf und eilt davon. Endlich kommen sie dem Schlosse nahe. „Da sahen sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung auf ein Mal einen glänzenden Punkt sich wie eine Sternschnuppe über's Feld bewegen. Es kam immer näher, und bald konnten sie deut-

lich unterscheiden, daß es eine Frauengestalt, und die Sternschnuppe eine glimmende Cigarre war, die sie im Munde hielt. Sie kam, wie es schien, in großer Angst vom Schlosse gerade auf sie dahergeflogen: eine prächtige Amazone mit Schärpe, Reitgerte und klingenden Sporen, ein zierliches Reisebündel unter dem Arme. Jetzt stand sie athemlos dicht vor Magog, den sie beinahe umgerannt hätte. — »Mein Ideal!« rief sie da plötzlich aus, und »Libertas!« schallte es aus Magog's entzücktem Munde herüber. Sie hatten einander im Augenblick erkannt; ein geheimnißvoller Zug gleichgestimmter Seelen riß Herz an Herz, und in einer langen, stummen Umarmung ging ihnen die Welt unter und die Ewigkeit auf. — Unterdessen war auch Rüpel neugierig zwischen den Bäumen hervorgetreten; da erschrak die Dame sehr und sah ihn scheu von der Seite an. Rüpel aber, dem ihr neckisches Wesen gefiel, wurde auf ein Mal sehr galant, wollte ihr seine Bärenhaut unterbreiten und sie in seinem Futtersack durch den Wald tragen, ja er versuchte sogar in seiner Lustigkeit, auf dem Rasen eine Menuett auszuführen, die er einst die alte Urtante hatte tanzen gesehen. Nun wurde auch die Dame wieder ganz vertraulich und erzählte, wie sie es auf dem barbarischen Schlosse nicht länger habe aushalten können; dann gerieth sie immer mehr in sichtbare Begeisterung und sprach von Tyrannenblut, von Glaubens-, Rede-, Preß- und allen erdenklichen Freiheiten. Da hielt sich Magog nicht länger, reckte zum Treuschwure den Arm hoch zu den Göttern empor, reichte ihr darauf die Rechte und verlobte sich sogleich mit ihr, und Rüpel schrie in einem fort »Vivat!« dazu."

Nun entsteht aber Lärm im Schlosse; Pinkus und die Dienerschaft stürzen hinaus, und es ertönt der bange Schrei: Libertas ist entwischt! Rüpel schlägt sich mit ihnen herum und siegt nach langem Kampfe; als er sich dann aber nach den beiden Liebenden umsieht, sind sie verschwunden — er hat von der ganzen Befreiung der schönen Dame nichts gehabt als einige derbe Püffe und ein paar neue Löcher in seine alte Wildschur.

Aber auch Magog ist der Geleimte. Die Dame, welche er entführte, war gar nicht Frau Libertas — diese war jene schöne Dame, welche ihnen unterwegs begegnete und über ihr Vorhaben, Frau Libertas zu befreien, gelacht hatte. Magog hatte Niemand anders entführt als die Pinkus'sche Silberwäscherin Marzebille, ein herzhaftes Frauenzimmer, das schon früher als Marketenderin mit den Aufklärungs-Truppen durch Dick und Dünn fortgeschritten war. Magog hatte sich mit ihr heimlich entfernt, weil er gar nicht daran dachte, den harmlosen Rüpel für seine vermeintlichen guten Dienste zu belohnen. Die wahre Libertas dagegen hat noch Niemand aufgefunden, obgleich sich Viele um sie bemüht haben.

Wie man sieht, sind die Anspielungen recht durchsichtig, und das Ganze ist geistreich erdacht, wenngleich der Schluß in der Verwechselung der Damen dem Ausgang in dem „Taugenichts“ und in „Viel Lärmen um Nichts“ ähnelt. Die Ausführung ist überaus anziehend, ein wahres Feuerwerk von Humor und Witz, so daß man dies Märchen, welches Eichendorff selbst nicht veröffentlicht hat, zu den besten Erzeugnissen des Dichters rechnen darf. Es ist eine Satire im großen Stil, welche stets ihren Werth behalten wird, weil die Zustände, auf welche sie sich bezieht, dauern werden bis an's Ende der Welt.

Eichendorff widmete noch eine beträchtliche Anzahl von Gedichten den Zeitereignissen; er hat sie aber aus Gründen, die wir nicht kennen, in seinen letzten Lebensjahren vernichtet.

In Berlin weilte Eichendorff bis in das Jahr 1855; fünf Jahre glücklicher Ruhe und eifriger schriftstellerischer Arbeit waren es für ihn, so daß er einem Verwandten schreiben konnte: „Möge dir der Himmel dereinst auch ein so ruhiges und zufriedenes Alter bescheeren wie mir.“ Zu seinen intimern Freunden gehörten in jener Zeit u. A. Savigny, Joseph von Radowitz, Peter von Cornelius und August Reichensperger. Letzterer schreibt darüber[1]): „Er und seine Gemahlin, eine schlichte, gutherzige Dame, wohnten damals bei ihrem Schwiegersohn Hauptmann von Besserer und ließen sich die Erziehung der Kinder desselben angelegen sein. Eichendorff, eine zarte, schmächtige Erscheinung, war überaus anspruchslos, fast könnte man sagen, an Schüchternheit grenzend, übrigens von sehr angenehmen, gewinnenden Formen. Dem Gesellschaftsleben blieb er fern; nur ein Mal vermochte ich ihn, auf den Wunsch des Ehepaares Savigny (sen.) bei demselben einen Thee-Abend zuzubringen, was ihn eine gewisse Ueberwindung kostete.“

Während der Sommermonate flüchtete Eichendorff aus der glühenden Hitze Berlin's in das sogenannte Kuhländchen am Fuße der Karpathen, wo seine Familie bei Sedlnitz noch einen alten Lehnssitz besaß. Hier in der kräftigenden Luft hat er viel gedichtet und geschrieben, was von einer wunderbaren Geistesfrische Zeugniß gibt.

Besonders beschäftigte er sich mit der Entwickelung der deutschen Litteratur und mit der Geschichte des Drama's, so daß er im Jahre 1851 eine Monographie „über den deutschen Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum“ sowie 1854 eine Sammlung von Abhandlungen: „Zur Geschichte des Drama's“ erscheinen lassen konnte. Zwischendurch liefen eifrige Studien zu einer „Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands“, welche er indeß erst 1856, ein Jahr vor

[1]) Nach einer gütigen Mittheilung des verehrten Herrn.

seinem Tode, und erst auf unablässiges Drängen seines Freundes August Reichensperger herausgab.

Eichendorff gehört als Litteraturhistoriker zu unsern besten Schriftstellern und bietet eine eigenthümliche interessante Erscheinung. Seine Bücher gehören ohne Zweifel zu den lehrreichsten und geistvollsten ihrer Art und gewähren eine außerordentlich anziehende Lectüre. Aber ihren Zweck erfüllen sie doch nur bedingt, gewiß thut es die Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands nicht. Eichendorff verschmäht alles biographische und bibliographische Material, er ist nicht gewissenhaft in der chronologischen Reihenfolge und zeigt nirgend das Bestreben nach wenigstens relativer Vollständigkeit. Dem gelehrten Bedürfniß genügen seine litteratur-historischen Schriften daher nicht, aber sie geben das Abbild eines sehr bedeutenden Geistes und somit eine werthvolle Ergänzung jeder andern Litteraturgeschichte.

Mehr wollte Eichendorff auch nicht; wissenschaftliche Werke zu liefern lag nicht in seiner Absicht, er wollte nur seine Gedanken über die Hauptrichtungen der Litteratur und deren Vertreter zum Ausdruck bringen. So sagt er selbst: „Unsere ganze neuere Geschichte ist durchaus revolutionair, ein Kampf des Alten und Neuen. In diesem idealen Kampfe um die Zukunft ficht die Litteratur im Vordertreffen: Gedanken, gleichviel ob gesunde oder verkehrte, sind ihre Schwerter, ihre Macht die ewig schwankenden, leicht bestimmbaren Massen. Nun wird aber Der am wenigsten über den Gang eines Krieges sich orientiren können, den man mitten in das Getümmel und den Pulverdampf hineinstellen wollte. Es wird mithin auch hier weder auf ängstliche Jahreszahlen, noch auf die ästhetische Bravour Einzelner, sondern vielmehr darauf ankommen, mit möglichster Beseitigung des bloßen Pulverfutters, die durch hochmüthige Schulweisheit, moderne Vorurtheile und willkürliche Systeme aufgewirbelten Staubwolken zu theilen, welche die Hauptrichtungen und Evolutionen verschleiern."

Die Richtungen in der Litteraturgeschichte mehr zu betonen als die Personen, ist mehrfach Brauch geworden. So faßt sie der Eine vielleicht im Zusammenhange auf mit der politischen Entwickelung eines Volkes. Dadurch treten von vornherein die Personen in den Hintergrund, die Erscheinungen der Litteratur ordnen sich von selbst zu zusammengehörigen Gruppen, die sich als von der Politik bezw. dem Zeitgeist beeinflußt darstellen. Ohne Zweifel gewinnt dadurch das vom Litteraturhistoriker zu entwerfende Bild an Vielseitigkeit und Bedeutung. Eichendorff dagegen findet den Urgrund aller geistigen Bewegungen im Leben einer Nation in der Religion. „Alle Poesie," sagt er[1]), „ist nur der Aus-

[1]) Poet. Litteratur, I 112.

druck, gleichsam der seelische Leib der innern Geschichte der Nation; die innere Geschichte der Nation aber ist ihre Religion; es kann daher die Litteratur eines Volkes nur gewürdigt werden im Zusammenhange mit dem jedesmaligen religiösen Standpunkt derselben."

Eichendorff greift also tiefer als die meisten Litteraturhistoriker es thun, er schreibt nicht allein Geschichte der Poesie, sondern gleichzeitig des geistigen Lebens unseres Volkes. So hat er in seiner Litteraturgeschichte die deutsche Poesie bis zum Zeitalter der Romantik in folgender Weise gruppirt: I. Das alte nationale Heidenthum. II. Kampf und Uebergang. III. Die christliche Poesie. IV. Weltliche Richtung. V. Die Poesie der Reformation. VI. Die Poesie der modernen Religionsphilosophie. Noch schärfer, weil er den Stoffkreis enger gefaßt, erscheint die Eintheilung in „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum": die Naturreligion, die Religion der Moral und der Pietismus, die Vernunft-Religion, die Humanitäts-Religion, ästhetisches Christenthum und Antichristenthum.

Die Vorzüge eines solchen fast ausschließlich eingenommenen Standpunktes sind groß, aber er hat auch seine Nachtheile. Es ist gewiß, daß nicht ein jeder Dichter so sehr unter dem Einfluß der Religion — mag er ihr freundlich oder feindlich gegenüber stehen — geschrieben hat, daß ihre Spuren sich in seinen Werken deutlich zu erkennen geben. Wer sich nun bei Beurtheilung der Poesie auf den religiösen Standpunkt stellt, und diesen ausschließlich festhält, muß die Betrachtung eines Dichters einrichten nach dessen Stellung zur Religion, und so kann es kommen, daß ein minder bedeutender Dichter sehr berücksichtigt wird, weil seine Stellung zur Religion eine besonders stark ausgesprochene war, während ein größerer mehr zurücktritt. So entstehen Unebenheiten und Mißverhältnisse, welche bei Eichendorff deutlich hervortreten. Anderseits sind Verschiebungen und Wiederholungen kaum zu vermeiden, da die Werke eines Dichters in ihrer Reihenfolge eine Verschiedenheit der geistigen Richtung zeigen können. So nimmt die romantische Schule, welche, so glänzend sie auch auftrat, eine dauernde Wirkung nicht ausgeübt hat, bei Eichendorff einen ganzen Band ein, während die vorromantische sich mit demselben Raum begnügen muß; und während bei den Romantikern Zacharias Werner dreißig Seiten gewidmet sind, erhält der weit bedeutendere und bahnbrechende Novalis nur dreiundzwanzig. Lessing, dessen ästhetisch-kritische Thätigkeit neuen Anschauungen Raum erobert hat, kommt in der Litteraturgeschichte zu kurz, und Goethe und Schiller finden entschieden nicht die Beachtung, welche ihnen als unsern größten Dichtern zukommt.

Am einheitlichsten und besten durchgearbeitet in der Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands ist die Abhandlung über die romantische Schule, welche mit voller Beherrschung des umfangreichen Materials geschrieben ist. Die Genesis der Romantik findet allerdings eine nur oberflächliche Darstellung, aber die Portraits der romantischen Größen sind mit vieler Liebe ausgemalt, ohne daß den Originalen geschmeichelt wird. Indessen zeigt sich doch an vielen Stellen, ja, es durchzieht das Ganze wie ein rother Faden die Liebe und Bewunderung für diese kurze Erneuerung des deutschen christlichen Geistes, durch welche eine scharfsinnige Kritik nicht eben begünstigt wird. „Eichendorff war," meint P. Baumgartner[1]), „so will uns scheinen, zu sehr selbst Romantiker und trug den Hauch der Poesie zu sehr in Leben und Kritik hinein, um das innere Wesen der Romantik maßvoll nach nüchterner Objectivität darstellen zu können."

Eine ausgezeichnete Arbeit haben wir jedoch in dem Werke über den deutschen Roman des 18. Jahrhunderts. Das Material ist ein weitschichtiges und umfaßt nahezu vollständig alle bedeutendern Erscheinungen auf dem Gebiete des Romans, welche das genannte sehr schreibselige Jahrhundert zeitigte. Der innere Zusammenhang ist fest, die Gruppirung übersichtlich und gut geordnet, so daß wir ein anziehendes Bild des Kampfes zwischen Aufklärung und Christenthum erhalten, der die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts durchtobte. Dagegen erscheint „Zur Geschichte des Drama's" mehr als eine Sammlung von einzeln verfaßten Aufsätzen.

Es dürfte wenige litteraturhistorische Werke geben, welche ihren Stoff mit mehr Geist, mit mehr Einsicht in das Wesen der Poesie und der dichterischen Production behandeln, als die in Rede stehenden. Eichendorff gibt eine Fülle von tiefsinnigen Betrachtungen über die Dichtkunst, über ihr Verhältniß zu Religion und Politik wie über den Dichter und seine Stellung zu den höchsten Fragen der Menschheit, Betrachtungen, welche den Gegenstand hell beleuchten und neue Anschauungen in uns erwecken. Ueberall gibt sich eine hohe Vorstellung von der Aufgabe des Dichters kund, welchem Eichendorff im geistigen Leben der Völker eine wichtige Stellung zuweist. Nicht minder bedeutend und fruchtbar für die Poetik sind Eichendorff's Bemerkungen über die Arten der Dichtkunst, welche er in die Besprechung der hervorragendsten Dichtungen verwebt. Sie sind freilich stets allgemeiner Natur und dringen nicht in das Technische der Dichtkunst ein; das beeinträchtigt ihren Werth jedoch nicht. Jungen Dichtern mit christlicher Gesinnung dürfte nichts eindringlicher

[1]) Stimmen aus M. Laach, XIII 471.

empfohlen werden als die Lectüre der hier genannten Werke; sie wird ihnen von der Würde der Poesie einen hohen Begriff beibringen und sie vor frivoler Spielerei mit ihrem Talente bewahren.

XII.

Wir haben der Zeit glücklicher Muße, welcher sich Eichendorff in seinen letzten Lebensjahren in Berlin hingeben konnte, auch noch drei epische Gedichte zu verdanken, welche bis jetzt nicht die verdiente Aufmerksamkeit gefunden haben. 1853 erschien das Epos „Julian", dessen Held der gleichnamige Apostat ist. Wir begegnen ihm zuerst, als er von einem siegreichen Feldzug gegen die Germanen zurückkehrt und von seinem kaiserlichen Oberherrn Constantius den Befehl erhält, den besten Theil seines Heeres zurückzusenden nach dem Orient. Aber die ihrem Feldherrn blind ergebenen Truppen rufen ihn selbst zum Kaiser aus, und vereint mit ihnen zieht er gegen Constantius. Es kommt nicht zu einem Kampfe, denn Constantius stirbt. Julian ist nun Alleinherrscher, und sofort beginnt er den Kampf gegen das Christenthum für seine geliebten heidnischen Götter, obgleich der greise Severus ihn beschwört, dem Götzendienst zu entsagen. Julian befindet sich völlig im Banne der heidnischen Dämonen, welche der Dichter in der berückenden Gestalt Fausta's verkörpert hat. So geht er dem Verderben entgegen, welches ihm vom Perserkönig droht. Er kämpft und fällt.

In „Robert und Guiscard" (1855) dagegen führt uns der Dichter in die Zeit der ersten französischen Revolution zurück. Er gibt allerdings nur Andeutungen über die Zeit der Handlung; diese sind aber so bezeichnend, daß ein Zweifel nicht übrig bleibt. Robert und Guiscard sind Brüder. Der erstere hat den revolutionairen Geist der Zeit begierig in sich eingenommen und vertheidigt eifrig die neuen umwälzenden Ideen, während Guiscard den Ueberlieferungen seiner Ahnen treu bleibt. Robert, der aus seinen Neigungen kein Hehl macht, scheidet von seinem Vater in hellem Zwist, den beizulegen auch dem Zureden des mild gesinnten Bruders nicht gelingt. Er geht nach Paris und stürzt sich in die Wogen des revolutionairen Treibens. Das Volk erstürmt das Schloß, Robert eilt als Anführer allen voran und ersticht den Hauptmann, der sich den Empörern muthig entgegenstellt. Es ist sein Bruder Guiscard! Mit tiefem Grauen erkennt Robert, welcher Unthat er sich schuldig gemacht und wirft sich, von Gewissensbissen gefoltert und von Verzweiflung getrieben, nunmehr der Empörung völlig in die Arme. Er steckt endlich

ſein väterliches Schloß in Brand und findet ſelbſt unter den zuſammenſtürzenden Mauern ſein Ende. Guiscard aber, den Robert als einen Todten betrauert hatte, war ſeinen Wunden nicht erlegen. Die ſchöne Maria, Tochter des Gärtners von ſeinem väterlichen Schloſſe, war ihm liebebefangen in männlicher Kleidung gefolgt und hatte den Verwundeten in Sicherheit gebracht. Sie wird, nachdem er geneſen, ſeine Gattin.

Das bedeutendſte der drei epiſchen Gedichte haben wir in „Lucius", welches 1857, wenige Monate vor des Dichters Tode erſchien. Wir ſind im alten Rom. Die ſchöne Tänzerin Julia, welcher die hervorragendſten Geiſter ihre glühenden Huldigungen darbringen, ſieht von ihrem Schloſſe aus unter einer Schaar heimkehrender ſiegreicher Krieger ihren frühern Geliebten Lucius wieder, welcher an der Spitze ſeines Fähnleins reitet. Er erkennt ſie und fragt ſich erſtaunt, wie ſie auf jenes Schloß gekommen. Auch ſein Kampfgenoſſe Nerva hat ſie geſehen und iſt von ihrer Schönheit wie geblendet. Einem dritten Genoſſen wird bei ihrer Ankunft in Rom ein bitterer Empfang bereitet: Stephan muß ſehen, wie ſein Chriſt gewordener Sohn auf Befehl des Kaiſers Domitian im Circus ſein junges Leben aushaucht. Lucius erkundigt ſich ſofort nach ſeiner Ankunft in Rom nach Julia und hört zu ſeinem Schmerze, daß ſie der Schande anheim gefallen. Julia fühlt, daß ſie jetzt auf die Liebe des kühnen Heerführers nicht mehr rechnen dürfe und daß ſie ſeine Verachtung auf ſich geladen — ſo wandelt ſich ihr kurzer Schmerz in bittern Haß um, und ſie gibt dem um ihre Liebe flehenden Nerva zu verſtehen:

„Erſt wenn die Todesſchauer ihn umnachten,
Kehr' über ſeine Leiche du zurück,
Der Kühnſte nur gilt fortan meinem Herzen,
O ſüßer Wahnſinn, wilde Luſt der Schmerzen."

Nerva iſt wie erſtarrt ob dieſer Worte und ſtürzt beſinnungslos fort. In der Nacht wird Domitian von Stephan's Hand erſchlagen, und Lucius, der Nerva die Nachricht bringt, läßt dieſen ſchwören, daß er nicht nach eitler Ehre ſtreben wolle, ſondern daß ſie vereint dahin wirken möchten, Rom's ſtrenge Tugend wieder herzuſtellen. Am andern Tage aber hat Nerva, eingedenk der verführeriſchen Worte Julia's, ſeinen Schwur vergeſſen: er wird vom Volke zum Kaiſer ausgerufen und beſtimmt Lucius zu ſeinem Mitregenten. Lucius kann die Würde nicht übernehmen, denn Niemand weiß ihn zu finden.

Julia hat inzwiſchen allen Schmuck abgelegt und alle Geſellſchaft verbannt, da die Reue in ihr wieder die Oberhand erhalten. In einfachem Gewande miſcht ſie ſich unter das Volk und hört zu ihrem Entſetzen immerfort den Namen ihres einſtigen Geliebten rufen und gleich-

zeitig Wuthausbrüche gegen die Christen. Sie erschrickt, denn da sie weiß, wie sehr Lucius dem Christenthum geneigt ist, meint sie, man wolle ihn deshalb zum Tode führen. Sie will ihn suchen, aber sie kann nichts thun, als sich von dem wild brausenden Sturm der erregten Menge weiter tragen lassen. Lucius schweift inzwischen mit seinem treuen Diener Guido, welcher ein eifriger Christ ist, auf dem weiten Felde umher und gelangt mit ihm an eine Höhle, in welcher die Christen heimlich ihren Gottesdienst halten. Aus der Ferne dringt zu ihnen der wüste Lärm des fanatisirten Pöbels, welcher blutlechzend der Höhle zustrebt. Da kommt es wie eine Offenbarung über Lucius: er fühlt sich von dem neuen Glauben überwältigt und stellt sich vor dem Eingang der Höhle auf, um seine eben erworbenen Glaubensbrüder zu vertheidigen. Schon blutet er aus mehrern Wunden, als aus der Schaar des Volkes ein schönes Weib sich loslöst und ihm entgegenstürzt. Es ist Julia. An seiner Seite empfängt sie den Todesstreich, und Arm in Arm sinken die Liebenden nieder. An ihren Leichen aber schwört Nerva den Christen Frieden und Freiheit.

An allen drei Gedichten haben wir denselben Mangel zu beklagen, der in mehr oder minder hohem Grade allen größern Schöpfungen Eichendorff's eigen ist: den Mangel an genügender Motivirung der Seelenbewegungen. Julian's Rückkehr zum Heidenthum, sein blutgierig hervorbrechender Haß gegen die Anhänger des Nazareners ist weder durch seinen Charakter noch durch sein Vorleben genügend begründet, auch erscheint sein Tod nicht als nothwendige Consequenz seines Handelns. Denselben Mangel finden wir in „Lucius". Daß er dem Christenthum geneigt ist, sagt der Dichter allerdings, indessen ist diese Neigung nicht so tief begründet, daß sie den plötzlichen Umschwung in der Gesinnung des Titelhelden genügend rechtfertigt. Auch wird uns nicht recht klar, weshalb Lucius seinem Waffengenossen Nerva zürnt, als dieser, dem Rufe des Volkes folgend, den Thron besteigt. Die in dem Schwur enthaltenen Versicherungen sind nicht derart, daß sie die Annahme einer Krone unbedingt ausschließen. Und endlich ist das Verhältniß Julia's zu Nerva allzu unbestimmt. Als er sie zuerst aufsucht, treibt ihn nichts als heiße Begier, später aber scheint er sie wie ein Ideal erringen zu wollen. Das sind unangenehm auffallende Schwächen an den Gedichten.

Und doch verdienen diese letzten Erzeugnisse der Eichendorff'schen Muse entschieden Beachtung. Zunächst in formeller Beziehung. Wenn wir es an seinen lyrischen Gedichten tadeln mußten, daß er der Form nicht die gebührende Beachtung schenkt und sie häufig genug durchbricht, so müssen wir hier die strenge Beachtung der rhythmischen Regeln rühmen, welche sich mit der gewohnten süßen Melodie seines Versbaues vereinigt.

In dieser Beziehung stehen „Robert und Guiscard“ sowie „Lucius“, welche beide in fünffüßigen Jamben geschrieben sind, von denen sechs sich zu einer Strophe zusammenschließen — Reimspiel a b a b c c — über allen Producten unseres Dichters in gebundener Rede. „Julian“ zeigt kaum mindere Kunst, macht aber nicht denselben wohlthuenden Eindruck, weil das Versmaß mit jedem Gesange wechselt.

Es scheint fast, als habe der Zwang der gebundenen Rede auf Eichendorff's Compositionsweise einen günstigen Einfluß ausgeübt, denn die drei Gedichte bewegen sich in festern Formen und sind ziemlich frei von jener romantischen Zerfahrenheit, welche charakteristisch ist für Eichendorff's Erzählungen. Die Ereignisse — deren Erfindung nicht eben kunstvoll ist — entwickeln sich stetig und glatt und sind ganz geeignet, den Leser zu fesseln. In der Charakterzeichnung vermögen wir einen Fortschritt nicht zu erkennen. Mannhafte Charaktere, welche ein festes Wollen beseelt, finden wir hier so wenig wie in den Novellen; allen ist eine gewisse Weichheit eigen, welche beim Leser große Wirkungen nicht zu erzielen vermag. Aber innerhalb dieser Grenzen verdienen die Gedichte alle Beachtung. Und über diese Vorzüge hinaus werden sie immer Zeugniß ablegen für die wunderbare Frische des fast siebenzigjährigen Dichters.

Ueber vierzig Jahre hatte Eichendorff in glücklichster Ehe gelebt, die nur durch den Verlust zweier im zartesten Lebensalter gestorbener Kinder getrübt wurde. Im Frühjahr 1855 bildete sich bei Eichendorff's Gattin ein Leberleiden aus, welches schon bald einen gefährlichen Charakter annahm, so daß der Dichter sie aus dem Strudel der Hauptstadt in die ländliche Ruhe bei Cöthen brachte. Indessen schaffte ihr die Ortsveränderung keine Linderung, und die Aerzte drangen auf den schnellen Gebrauch von Carlsbad. Eichendorff, dessen Besorgniß für die treue Lebensgefährtin keine Grenzen kannte, reiste sofort — Anfang Juni 1855 — mit ihr dahin ab und verweilte in Carlsbad zwei Monate an ihrer Seite. Der Gebrauch des heilkräftigen Wassers hatte auf den Zustand der kranken Frau einen sehr günstigen Einfluß, der auch noch einige Monate nach ihrer Rückkehr seine Wirkung ausübte; als aber im November desselben Jahres ein schwerer Rückfall eintrat, sahen beide Gatten wohl ein, daß die Stunde der Trennung herannahe. Die Kranke verlangte sehnsüchtig zu ihrer Tochter nach Neiße gebracht zu werden, wohin deren Mann inzwischen versetzt worden war. Als sie aber nach einer langsam mit aller Schonung ausgeführten Reise dort angekommen war, lebte sie nur noch wenige Wochen; am 3. December hauchte sie in den Armen ihres verzweifelnden Gatten ihre Seele aus.

Für Eichendorff war nun der irdische Mittelpunkt seines Lebens und Denkens dahin, und gern gab er den Bitten seiner Tochter nach,

seine letzten Lebenstage bei ihr in Neiße zu verbringen. Zwei Jahre waren ihm noch vergönnt, die er auf einem nahe der Stadt gelegenen Landhause verlebte. Die alte Gewohnheit, Feld und Wald in tüchtigen Spaziergängen abzustreifen, behielt er bis an sein Ende bei und bewahrte sich dadurch ein verhältnißmäßig gutes körperliches Befinden. Zwei Sommer, die des Jahres 1856 und 1857, verbrachte er auf Schloß Johannesberg, der bekannten fürstbischöflichen Residenz in Oesterreichisch-Schlesien, wohin ihn der Fürstbischof von Breslau, Dr. Heinrich Förster, eingeladen hatte.

Welche große geistige Frische sich Eichendorff bis in sein hohes Alter bewahrt hatte, geht auch aus den litterarischen Arbeiten hervor, welche er in den letzten beiden Jahren seines Lebens entweder veröffentlichte oder dem Pulte einverleibte. Seiner Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands, welche 1856 erschien, haben wir bereits gedacht. Er hat das seit langer Zeit gesammelte Material in diesen Jahren verarbeitet und geordnet. Wenn er seine Studien auch mit den Romantikern abschloß, so widmete er doch den später hervortretenden poetischen Erscheinungen große Aufmerksamkeit und ermunterte manche junge Dichter, die sich gern mit ihren Productionen an den liebenswürdigen alten Herrn wandten, zu weiterm Schaffen. Im Ganzen mutheten ihn die neueren Richtungen in der Poesie nicht an, wie dies aus einem am 9. Juli 1857 an den nunmehr verstorbenen Dichter Friedrich Wilhelm Grimme [1]) gerichteten Briefe hervorgeht. Er lobt dessen ihm zur Prüfung eingesandten Gedichte sehr und fügt hinzu: „Ich kann schließlich nur sagen, daß mir der unmittelbar frische Klang, der wie ein Frühlingshauch durch Ihre Romanzen weht, sowie das plastische Naturgefühl überaus wohlthuend war in einer Zeit, wo einerseits die courfähige Sentimentalität der Putlitz, Gräfin Schwerin, in ihren: »Was sich der Wald erzählt« u. s. w. und anderseits das weinerliche Geleier von Redwitz und Consorten alle Poesie zu verhimmeln droht."

Ganz besonders beschäftigte sich Eichendorff mit einer Lebensbeschreibung der h. Hedwig, der Landespatronin von Schlesien, zu welcher Fürstbischof Heinrich Förster ihn angeregt hatte. „Der Gegenstand hatte für Eichendorff viel Anziehendes, und er unterzog sich der Arbeit, die vorhandenen geschichtlichen Quellen sorgfältig zu Rathe ziehend, mit großer Liebe. Hedwig .... sollte ganz in ihrer heroischen Größe, als strenge Heldengestalt und demüthige Büßerin, nach ihrem innern und äußern Wandel, sowie in ihrer sittlichen und politischen Bedeutung für Schlesien dargestellt werden" [2]). Es war dem Dichter aber nicht vergönnt,

[1]) Gütigst mitgetheilt von Dr. Fr. Grimme. — [2]) IV 589.

das groß angelegte Werk zu vollenden. Auch blieb ihm nicht mehr die Zeit, seine Lebenserinnerungen vollständig niederzuschreiben, welche gewiß zu den bedeutendsten selbstbiographischen Denkmälern hätten gezählt werden müssen; er vollendete nur die beiden Abschnitte: „Deutsches Adelsleben am Schluß des 18. Jahrhunderts", sowie „Halle und Heidelberg", welche nach seinem Tode in den „Vermischten Schriften" Aufnahme gefunden haben. Der letzte, frisch und anschaulich entworfene Bilder aus dem Universitätsleben enthaltend, zeigt uns namentlich, was wir an den Lebenserinnerungen des Dichters verloren haben. Auch auf dichterischem Gebiete hat Eichendorff viel Unvollendetes hinterlassen, so „eine Erzählung in Versen, den gewaltigen Kampf der Reformationszeit in dem Ringen zweier großartigen energischen Charaktere darstellend, — ein episches Gedicht, dessen Held Johannes von Gott, Gründer des Ordens der barmherzigen Brüder, — ein Idyll, komisch und parodirend, »aus der alten guten Zeit des Zopfes«, — »Aus dem Tagebuche eines Einsiedlers«, in charakteristischen Erlebnissen, Betrachtungen, Ansichten über Vergangenheit und Gegenwart und die wahren ewigen Aufgaben alles Menschenlebens — und anderes, alles nur zum Theil und in den ersten Umrissen ausgeführt" [1]).

Im Spätherbst des Jahres 1857 verweilte Eichendorff, der den Sommer bei seinem jüngsten Sohne in Mähren verlebt hatte, wieder einige Wochen auf Johannesberg bei seinem Freunde Fürstbischof Heinrich, der ihn dies Mal, wie wenn er geahnt hätte, daß es der letzte Besuch des Dichters sei, schmerzlich bewegt entließ. In der That sollte Eichendorff nur noch wenige Wochen unter den Lebenden weilen. Anfang November befiel ihn eine heftige Erkältung, welche sich nach wenigen Tagen zu einer Lungenentzündung ausbildete. Am 18. November legte der Dichter sich zu Bett, welches er nicht wieder verlassen sollte; denn bald trat eine rasche Abnahme der Kräfte ein, welche durch einen, augenblickliche Erleichterung versprechenden Aderlaß noch gesteigert wurde. Der Kranke bewahrte eine bewundernswerthe Fassung und empfing mit großer Andacht die h. Sterbesacramente. Die Krankheit nahm nunmehr einen raschen Verlauf und nahte sich, wie der Dichter und seine Angehörigen wohl einsahen, einem tödtlichen Ende. Bald verlor er zeitweise das Bewußtsein und verfiel in heftige Delirien, welche seinen Geist in die Zeit der Jugend zurückversetzten. Am 26. November trat eine verhängnißvolle Ruhe ein, der Kranke lag, nur unmerklich athmend, wie schlafend auf seinem Bette — in banger Erwartung umgaben ihn alle seine Angehörigen, welche sich auf die Nachricht von seiner

[1]) A. a. O. S. 595.

ſchweren Erkrankung nach Neiße begeben hatten, und am Nachmittag gegen 5 Uhr entſchlief er ſanft und ohne jeden Todeskampf. Am 30. November, Morgens 9 Uhr, ſenkte man den „letzten Ritter der Romantik“ in die kühle Gruft hinab. Ueber ſeinem Haupte rauſchen jetzt die Linden, deren ſtillen Reiz er ſo oft gefeiert. Ein einfacher Grabſtein auf dem ſchönen Friedhof St. Jeruſalem zu Neiße bezeichnet die Stelle, wo einer der edelſten Geiſter unſerer Nation, einer der gemüthvollſten Dichter und einer der beſten Menſchen ſeine letzte Ruheſtätte gefunden.

Eichendorff's Stellung in der deutſchen Litteratur iſt ſchon jetzt eine feſt beſtimmte: er wird allgemein als einer unſerer hervorragendſten Liederdichter bezeichnet. Seine Romanen und Novellen werden, abgeſehen von dem Taugenichts, vom großen Publicum kaum noch geleſen; die ſchönſten ſeiner Lieder aber ſind in das Volk gedrungen, werden von Tauſenden geſungen im Salon, im Concert, bei feſtlichen Gelegenheiten, auf der Wanderſchaft; ſie werden geſungen vom fröhlichen Wandergeſellen, vom flotten Bruder Studio, von der ſentimentalen Salondame und der verliebten Bauerndirne — und viele gibt es, die nie erfahren, welcher Dichter ihnen die ergreifenden Lieder geſchenkt hat. Sie ſind übergegangen in den Liederſchatz unſeres Volkes, und das iſt das bleibendſte Denkmal, das einem Lyriker geſetzt werden kann.

Jahresbericht

der

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland

für das Jahr 1887.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse

auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Köln, 1888.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

5686

Jahresbericht der Görres-Gesellschaft

für 1887.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse
auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Der hochw. Herr Bischof von Mainz, Dr. Paulus Leopold Haffner, hatte, als er gelegentlich seiner Erhebung auf den Stuhl des h. Bonifatius die Stelle als Vorsitzender der philosophischen Section niederlegte, den freundlichen Wunsch ausgedrückt, die Görres-Gesellschaft in Mainz tagen zu sehen. Demgemäß beschloß der Verwaltungs-Ausschuß, die General-Versammlung des Jahres 1887 daselbst abzuhalten. Als Termin wurde der 4. und 5. October bestimmt.

Am Vorabend fand eine Begrüßungsfeier im großen Saale des Frankfurter Hofes statt, zu welcher sich mit dem hochw. Herrn Bischof Mitglieder, Theilnehmer und Freunde der Gesellschaft zahlreich eingefunden hatten. Im Namen des Local-Comité's hielt Herr Prof. Schlenger eine von hohem Ernste getragene, die Bestrebungen der Görres-Gesellschaft würdigende Ansprache, und Herr Oberbürgermeister Dr. Oechsner entbot in herzlichen Worten den Willkomm der Stadt Mainz, an deren wissenschaftliche Vergangenheit er erinnerte.

Am 4. October, Vormittags 9 Uhr, fand im hohen Dom ein feierliches Hochamt statt, welches der hochw. Hr. Bischof unter Assistenz des Hrn. Domdecan Heinrich und des Hrn. Domcapitular Thoms celebrirte.

Nach Beendigung desselben begann die statutengemäße Vorstands-Sitzung, an welcher 18 Vorstands-Mitglieder Theil nahmen: die größte bisher erreichte Zahl. Es waren anwesend die Herren: Bischof Dr. Haffner, Domdecan Dr. Heinrich (Mainz), Prälat Dr. Janssen, Stadtpfarrer Münzenberger (Frankfurt), Rechtsanwalt Jul. Bachem (Köln), Dr. Lieber (Camberg), Prof. Dr. Schütz (Trier), Regens und Domcapitular Dr. Komp (Fulda), Regens Dr. Schneid (Eichstätt),

P. Pesch S. J. (Blyenbeck), Dr. Freiherr v. Heereman, Prälat Dr. Hülskamp, Prof. Dr. Hagemann (Münster), Prof. Dr. Simar (Bonn), Rechtsanwalt Müller (Koblenz), Freiherr v. Huene (Groß-mahlendorf), Prof. Dr. Grauert und der Vorsitzende des Verwaltungs-Ausschusses, Prof. Dr. Freiherr v. Hertling (München).

Um 12 Uhr wurde die geschäftliche Sitzung abgehalten. Prof. Dr. v. Hertling eröffnete dieselbe mit einer kurzen Darlegung der Ziele der Gesellschaft, worauf das älteste Mitglied des Ehren-Präsidiums, Hr. Domdecan Dr. Heinrich, den Vorsitz übernahm.

Den Bericht über den Mitgliederbestand und die Vermögenslage der Gesellschaft erstattete an Stelle des verhinderten General-Secretairs Hr. Prof. Dr. Simar.

A. Vermögenslage. (Die bezüglichen Ziffern pro 1886 sind bereits im Jahresbericht für 1886 S. 25 mitgetheilt.) In 1887 bis incl. 27. September wurden vereinnahmt M. 20,795.42, verausgabt M. 14,514.08. In 1887 bis incl. 27. September 1887: a. Nominalbetrag des in Werthpapieren angelegten Vermögens beläuft sich auf M. 30,300 (gegen M. 30,000 im Vorjahr); b. das verzinsliche Darlehen beträgt M. 6000; c. Betrag der Depositen bei beiden Bankhäusern beläuft sich auf M. 9658.04.

B. Mitglieder-Bestand der Görres-Gesellschaft in 1887 bis incl. 27. September:

	Ehren-Mitglieder.	Lebenslängliche Mitglieder.	Mitglieder.	Theilnehmer.
Bestand Ende 1886	16	20	1772	655
Neu beigetreten seit 1. Januar 1887.....	1	1	47	10
	17	21	1819	665
Gelöscht wurden, weil gestorben oder aus andern Ursachen seit 1. Januar 1887..	—	—	104	24
Bestand am 27. September 1887	17	21	1715	641

Mithin am 27. September 1887, gegenüber dem Bestande Ende 1886: Zuwachs: 1 Ehren-Mitglied und 1 lebenslängliches Mitglied; Verlust: 57 Mitglieder und 14 Theilnehmer.

Unter die in 1887 gelöschte Mitglieder gehörte der ermordete Very Reverend Archbishop Charles J. Seeghers, Portland, Oregon, Nordamerica. Beigetreten sind seit 1. Januar 1887 als Mitglieder u. A : aus Nordamerica zwölf Mitglieder, darunter Very Rev. P. Antonius Rottensteiner, Guardian of Capucin Convent; Very Rev. P. Felix Maria Lex, Guardian St. Augustin's Ch., P. Leander Schnerr, O. S. B.

Ferner sind beigetreten Se. Durchlaucht Ferdinand Fürst Radziwill, Berlin; Johannes M. Aßmann, fürstbischöflicher Delegat, Ehren-Domherr und Propst, Berlin.

Frau Gräfin v. Stainlein-Saalenstein sandte für die Görres-Gesellschaft als einmaligen Beitrag 200 M. zum Andenken an ihren verstorbenen Sohn Hermann Grafen v. Stainlein-Saalenstein.

Nachdem dem General-Secretair und Rendanten die Entlastung ertheilt war, erstattete der Vorsitzende des Verwaltungs-Ausschusses den folgenden Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft und den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten.

An der Spitze des Berichts möge dies Mal sogleich die erfreuliche Thatsache stehen, daß der Druck des Staatslexicons begonnen hat und das erste Heft in den nächsten Tagen ausgegeben werden wird. Die Herausgabe eines von katholischen Principien geleiteten, encyklopädischen Handbuches der Staatswissenschaften hat vom ersten Anfange an auf dem Programm der Görres-Gesellschaft gestanden. Bereits die General-Versammlung in Münster im Jahre 1877 hat die Ausführung beschlossen. Daß derselben sehr große Schwierigkeiten entgegenständen, konnte Niemanden entgehen; gewichtige Stimmen haben sie gelegentlich als unübersteigliche bezeichnet. Sie sind jetzt, nach Ablauf von zehn Jahren, so weit überwunden, daß der Vollendung des Werkes in verhältnißmäßig naher Frist, spätestens bis zum Jahre 1890, entgegengesehen werden kann. Es ergeht daher nunmehr an alle Mitglieder der Gesellschaft und an alle Freunde der katholischen Sache in Deutschland die dringende Aufforderung, durch möglichst zahlreiche Subscription für die Verbreitung desselben thätig zu sein.

Die Geschäfte des Verwaltungs-Ausschusses wurden in der hergebrachten Weise besorgt, der statutenmäßige Jahresbericht gelangte zu Anfang März in die Hände der Mitglieder und Theilnehmer. An Vereinsschriften für das laufende Jahr sind bisher erschienen: die erste, welche zwei Abhandlungen umfaßte: die Philosophie und Cultur der Neuzeit und die Philosophie des h. Thomas von Aquino von Aurelius Adeodatus, und die mittelalterliche Kunst im Ordenslande Preußen von Dr. Dittrich, sowie als zweite: Gustav Adolph und die Katholiken in Erfurt von Franz Schauerte Die dritte Vereinsschrift, deren Ausgabe unmittelbar bevorsteht, hat den Dichter Joseph v. Eichendorff zum Gegenstande.

Von dem historischen Jahrbuch, herausgegeben von Hrn. Prof. Dr. Grauert mit Unterstützung des Hrn. Dr. Schnürer, liegt mit dem so eben erschienenen vierten Quartalheft der achte, 50 Bogen umfassende Band vor. Die Reihe der Mitarbeiter hat auch jetzt wieder eine erfreuliche Mehrung erfahren. Der Vervollständigung und zweckmäßigen Anordnung der seit zwei Jahren jedem Heft beigegebenen Novitätenschau wird emsige Sorgfalt zugewendet; dieselbe erfreut sich, ebenso wie die schon früher begonnene Zeitschriftenschau, des besondern Beifalls der fachmännischen Kreise. Die Zahl der Abonnenten aus der Gesellschaft betrug im laufenden Jahre 454; durch den Buchhandel wurden 153 Exemplare abgesetzt, wozu dann noch 72 Tausch- und Frei-Exemplare kommen.

Unterstützungen einzelner Gelehrten und Schriftsteller zur Förderung wissenschaftlicher und litterarischer Zwecke haben in sieben Fällen stattgefunden; zum Theil handelte es sich dabei um die Fortsetzung früherer Bewilligungen. In vier weitern Fällen liegen bereits seit längerer oder kürzerer Zeit zustimmende Beschlüsse des Vorstandes vor, und ist nur äußerlicher Gründe wegen die Auszahlung bisher nicht erfolgt. In diese letzte Kategorie gehört namentlich das von den Herren Patres Denifle und Ehrle in Rom in Angriff genommene paläographische Tafelwerk, für dessen Herstellung ein namhafter Beitrag aus der Gesellschaftskasse zugesagt wurde. Der Anstalt des Campo Santo in Rom ist zur Beschaffung einer historischen Hausbibliothek eine weitere Jahresgabe überwiesen worden. Ein Schreiben des Rectors, Msgr. de Waal, constatirt mit Befriedigung, daß trotz der selbstverständlich noch immer vorhandenen zahlreichen Lücken die dortige Bibliothek an deutschen Geschichtswerken weitaus die reichhaltigste in Rom ist, und die daselbst arbeitenden Historiker sich mehr und mehr auf dieselbe angewiesen finden und sie benutzen.

Den Dank für die Thätigkeit des Verwaltungs-Ausschusses im abgelaufenen Geschäftsjahr sprach Frhr. v. Heereman aus. Hierauf hielt Hr. Landgerichtsrath Dr. Bockenheimer (Mainz) einen Vortrag über die Mainzer höhern Unterrichts-Anstalten am Ende der

kurfürstlichen Zeit. (S. Anhang.) Zum Schlusse richtete der hochw. Hr. Bischof nachfolgende Ansprache an die Versammlung.

Der geehrte Herr, welcher so eben gesprochen (Herr Dr. Bockenheimer über die Mainzer Unterrichtsanstalten am Ende der kurfürstlichen Zeit), hat uns ein hochinteressantes Bild aus dem großen Kampf entrollt, welcher zu Anfang des Jahrhunderts um die Freiheit der Wissenschaft und des Unterrichts gekämpft wurde. Dieser Kampf hat im Laufe dieses Jahrhunderts sich immer in neuen Formen und auf neuen Gebieten fortgesponnen. Er steht auch in der Gegenwart im Vordergrund aller Kämpfe, und die hochverehrte Görres-Gesellschaft, welche heute hier versammelt ist, nimmt in demselben gleich dem großen Freiheitskämpfer, dessen Namen sie trägt, eine hochwichtige und bedeutsame Stellung ein. Freiheit ist die Lebensbedingung wahrer Wissenschaft. Die wissenschaftliche Forschung bedarf, um zu gedeihen, einer zweifachen Freiheit, der innern und der äußern, und die eine wie die andere ist ihr gleich unentbehrlich. Die innere Freiheit, das ist der unbefangene, vorurtheilslose, redliche Sinn für die Wahrheit. Gott hat unserm Geist die Liebe zur Wahrheit eingepflanzt. Die Wahrheit ist die Sonne, deren Licht unser inneres Auge sucht, deren Strahlen unser geistiger Blick begehrt. Wie aber das körperliche Auge manchfach getrübt werden kann, sei es durch innere Verwirrung, sei es durch äußere Täuschung, sei es durch falsches Licht, welches es umfluthet, so ist es auch mit dem geistigen Auge des Menschen. Persönliche Leidenschaften, Hochmuth und Eitelkeit, Sympathie und Antipathie verwirren den Blick des Forschers. Vorurtheile aller Art trüben die Klarheit der Untersuchung. Die Tendenzen der Zeit reißen den Geist fort, um ihn zu zerstreuen oder in einseitiger Richtung gefangen zu nehmen. Es ist darum die Erforschung der Wahrheit durch die Energie bedingt, mit welcher wir gegen diese Störung der innern Freiheit des Blickes kämpfen. Sorgfältig muß jeder Gelehrte über sich selbst wachen, und muthig muß er jederzeit sich selbst überwinden, wo immer sein Blick von der Wahrheit abgelenkt zu werden Gefahr läuft. Die Freiheit des Geistes ist sein heiligstes Gut. Von Geistesfreiheit hat keine Zeit mehr gesprochen als die unsere. In allen Gebieten der Wissenschaft rühmt man sich der Unbefangenheit, Vorurtheilslosigkeit. In Wahrheit aber ist die herrschende Wissenschaft unserer Zeit so befangen, so vorurtheilsvoll, so gebunden, wie kaum eine andere. Voraussetzungslos nennt sich die moderne Philosophie, während sie von Kant bis zu Schopenhauer und Hartmann in einer Sklavenkette sich fortbewegt, in welcher jeder nachfolgende Denker an die fixen Ideen seines Vorgängers gefesselt erscheint. Vorurtheilslos nennt sich die moderne Geschichtsforschung, während sie im Dienste religiöser und politischer Tendenzen die Thatsachen fälscht und Dichtungen und Constructionen als Bilder der Wirklichkeit vorführt. Unbefangen nennt sich die sogenannte exacte Naturforschung, welche, von sinnlosen Hypothesen berückt, den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, und unter dem Vorwand, nur Thatsachen festzustellen, die evidentesten Thatsachen verleugnet. Der peinliche Contrast, welchen diese sich selbst betrügende Wissenschaft uns darbietet, mag uns wohl zu der Ueberzeugung führen, daß die wahre Freiheit der Wissenschaft nicht auf dem Wege zu finden sei, welchen sie wandelt. Nicht individuelle Willkür, nicht vornehm skeptische Gleichgültigkeit macht unsern Blick frei. Frei macht uns allein die Wahrheit, wie Christus der Herr es gesagt hat. Veritas liberabit vos. Das innere Auge des Menschen muß durch eine höhere Hülfe auf die Wahrheit hingeordnet werden. Es muß in einem höhern Licht Schutz finden gegen die verwirrende Macht der falschen Lichter; es muß geläutert und gestählt werden durch eine höhere Kraft, welche, es innerlich durchdringend, frei macht und klar. Die Quelle dieser wahren Geistesfreiheit ist der Glaube, den uns Gott geoffenbart hat, und welchen die von Christus gestiftete Kirche uns bewahrt. Die Welt erkennt sie nicht an. Sie huldigt im Gegentheil dem Wahne, der Gehorsam des Glaubens sei unverträglich mit der wahren Freiheit der Forschung. Bruch mit dem

Glauben, Lossagung von der Autorität ist ihr die Bedingung freier Wissenschaft. So wandelt sie denn, trunken von Freiheitsluft und Wissenschaftsdünkel, gerade in den höchsten Gebieten der Forschung schwach und erbärmlich auf den Wegen der Verworrenheit, und, des Strebens nach Wahrheit sich rühmend, ist sie in der That nur ein Spielball der Vorurtheile der Zeit. Stets suchend und strebend, kommt sie nimmer an das Ziel. Wir, m. H., haben die Quelle wahrer Geistesfreiheit gefunden und uns bei ihr niedergelassen. Uns leitet die Autorität des Glaubens, welche die großen Grundwahrheiten unverrückbar feststellt, in deren Licht die Fragen der Wissenschaft mit voller Geistesfreiheit sich lösen lassen. Wir erforschen Himmel und Erde, Natur und Geist, Welt und Gott, geleitet von dem Gehorsam gegen das erhabene Wort der ewigen Weisheit, die uns das Licht der Vernunft wie das Licht der Offenbarung verliehen hat. Wir gehorchen in den Fragen der Wissenschaften wie in den Fragen des Lebens dem erhabenen Lehrer, den Gott uns gegeben hat, und in diesem Gehorsam fühlen wir uns am meisten frei. Wenn die Görres-Gesellschaft die innere Freiheit der Wissenschaft sich zu sichern weiß, so muß sie aber nicht minder auch die äußere Freiheit zu erringen streben. An und für sich ist die Wissenschaft einer äußern Fessel nicht unterworfen. Als innerstes Werk des Geistes ist sie von keiner irdischen Macht erreichbar. Die Gedanken, sagt man, sind zollfrei, und die Ideen stehen vor keinen Schlagbäumen still. Indirect aber übt die äußere Gewalt einen mächtigen Einfluß auf die Wissenschaft. Sie hemmt die Freiheit der Forschung, indem sie die Lern- und Lehr-Freiheit beschränkt; indem sie durch Einrichtung und Leitung von Schulen falsche Richtungen begünstigt; indem sie die Verbreitung wahrer Ergebnisse der Wissenschaft hindert! Was hat nicht die politische Macht namentlich in unserm Jahrhundert gethan, um die Wissenschaft sich dienstbar zu machen! Wissenschaft, so sagt man, ist Macht. In unsern Tagen könnte man wohl nicht unzutreffend sagen: „Macht ist Wissenschaft". Seitdem das widersinnige Dogma in unsere Gesetzgebung eingedrungen ist, demzufolge die *Schule eine Veranstaltung des Staates* sein soll, ist die wahre Freiheit der Wissenschaft auf's schwerste bedroht. Das Monopol, welches die politische Gewalt in allen Stufen des Unterrichtes für sich in Anspruch nimmt, unterwirft die freie Forschung einem widernatürlichen Zwang. Die Verstaatlichung der Schule, welche von den Revolutionairen des vorigen Jahrhunderts begonnen, von dem Liberalismus und Absolutismus des gegenwärtigen durchgeführt wird, ist das Grab der Freiheit und der Wahrheit. Doch lassen wir uns nicht bange machen. Eines großen, langen, schweren Kampfes wird es bedürfen, um die Freiheit der Wissenschaft, welche der Ruhm der christlichen Jahrhunderte und die Zierde katholischer Völker war, zurückzuerobern; in diesem Kampfe aber müssen wir unverdrossen und unerschütterlich ausharren. Auch die Görres-Gesellschaft darf nicht aufhören, gegen die Fesseln zu streiten, welche ein falsches politisches System der katholischen und eben darum freien Wissenschaft anlegt. Vor einem Vierteljahrhundert ist auf einer General-Versammlung der Katholiken der Entschluß gereift, eine freie katholische Universität zu gründen. Der Gedanke hat mächtig gezündet und nicht unbeträchtliche Geldmittel sind dafür gesammelt worden. Die Verwirklichung dieses Gedankens steht uns heute ferner als je. Aber die Zeit wird noch kommen, in welcher dem katholischen Deutschland dieses heiligste Recht und dieses wichtigste Interesse zurückerstattet wird. Bis zu diesem Zeitpunkt wird die Görres-Gesellschaft Wache halten. Sie wird, indem sie die katholische Wissenschaft pflegt, die Freiheit der Wissenschaft schützen. Sie wird in treuer Hingebung an die Autorität der Kirche die Geister stählen, um der revolutionairen und despotischen Politik gegenüber die innere und äußere Freiheit zu bewahren, welche die Würde des Menschen ist. Israel wohnt in den Zelten. Auch von unserer Wissenschaft kann man dies sagen. Die katholische Wissenschaft hat in Deutschland kein eigenes Haus. Zerstreut leben einzelne katholische Gelehrte an Anstalten manchfacher Art. Als vereinzelte Forscher arbeiten unsere Gelehrten an der Restauration der katholischen Wissenschaft. Aber die Zeit wird kommen, in der

wir dieser Wissenschaft ihr eigenes Haus zurückgeben können. Lassen wir nur den Muth nicht sinken. Wer hätte in den ersten christlichen Jahrhunderten geglaubt, daß auf den Ruinen der stolzen Hochschulen von Athen und Alexandrien sich die glänzenden Schulen christlicher Wissenschaft erheben werden? Und doch ist es so gekommen. Die christlichen Ideen haben sich stärker erwiesen, als die Schwerter der Cäsaren. Auch heute ist die Macht der Ideen nicht geschwächt. Hoffen wir darum und harren wir aus in dem heiligen Freiheitskampfe.

Um 3 Uhr Nachmittags begann im Priester-Seminar die Berathung der Section für Rechts- und Social-Wissenschaft, welche beschränkt wurde auf die Besprechung der bevorstehenden Herausgabe des Staatslexicons. Der Redacteur desselben, Hr. Dr. A. Bruder aus Innsbruck, theilte mit, laut einer Benachrichtung der Herder'schen Verlagsbuchhandlung sei anzunehmen, daß in etwa 14 Tagen die beiden ersten Lieferungen, zusammen 10 Bogen stark, versandt werden können Im Uebrigen verbreitete sich derselbe über die Schwierigkeiten, welche bisher überwunden worden und noch zu überwinden seien. Es sei nunmehr begründete Hoffnung vorhanden, daß das große Werk, welches drei Bände umfassen wird, bis zum Jahre 1890 fertig vorliegen werde. An den Bericht knüpfte sich eine sehr anregende Debatte über Einzelheiten der Redaction und des Vertriebes des Staatslexicons.

In der um 4½ Uhr gleichfalls im Seminar abgehaltenen Sitzung der historischen Section führte Hr. Prälat Dr. Hülskamp den Vorsitz. Derselbe begrüßte insbesondere den in der Sitzung anwesenden Prälaten Dr. Janssen und ersuchte die Versammlung, zu Ehren desselben von den Sitzen sich zu erheben. Der leitende Redacteur des historischen Jahrbuches, Hr. Professor Dr. Grauert, erstattete, nachdem er den Mitredacteur Hrn. Dr. Schnürer vorgestellt hatte, einen eingehenden Bericht über die Entwickelung dieses immer größerer Anerkennung auch in akatholischen Gelehrtenkreisen sich erfreuenden Unternehmens. Aus der Mitte der Versammlung wurden eine Reihe von Wünschen und Vorschlägen zur Hebung des Jahrbuches laut. An der bezüglichen Erörterung betheiligten sich namentlich Prälat Janssen, Professor v. Hertling, Professor Grauert und Domdecan Heinrich.

Die am zweiten Tage Vormittags 9 Uhr unter dem Vorsitz des Hrn. Professor Dr. Schütz abgehaltene Sitzung der philosophischen Section wurde ausgefüllt durch einen Vortrag des Hrn. Dr. Pohle: „Ueber die objective Bedeutung des unendlich Kleinen als philosophische Grundlage der Differential-Rechnung."

In der allgemeinen wissenschaftlichen Sitzung, welche um 11 Uhr ihren Anfang nahm, berichteten zunächst die Vorstände der Sectionen über die in denselben gepflogenen Verhandlungen.

Hierauf hielt zunächst Hr. Dr. Schnürer einen, auf selbständigem Quellenstudium beruhenden Vortrag über das Laurentianische

Schisma (derselbe wird im historischen Jahrbuche zum Abdruck gelangen). Sodann nahm Hr. Domdecan Dr. Heinrich das Wort zu nachstehendem Vortrage.

Göthe, in dessen Werken man fast für alles Wahre und alles Falsche schöne geflügelte Worte finden kann, hat bekanntlich gesagt, der Kampf der Weltgeschichte drehe sich um Glauben und Unglauben. Mit noch größerm Rechte und mit voller Wahrheit wird man sagen können, daß der geistige Kampf unserer Weltperiode im tiefsten Grunde der Kampf ist zwischen dem ganzen vollen Christenthum und zwischen dem ganzen und vollen Atheismus mit allen seinen Consequenzen.

Die europäische Menschheit, und dasselbe gilt von America und von jedem Punkte der Erde, wo die europäische Cultur Wurzel geschlagen, steht auf dem Grunde des Christenthums und der christlichen Weltanschauung — wer kann das bezweifeln? aber ebensowenig kann bestritten werden, daß die Strömung mächtig angeschwollen ist, welche nach Vernichtung des Christenthums eine neue auf ganz andern Principien beruhende Gesellschaftsordnung und Cultur schaffen will.

Nicht plötzlich ist dieser Zustand eingetreten. Wir kennen die Stufen seiner Entwickelung. Die erste Stufe hieß: Christenthum ohne Kirche; die zweite: Gott und Religion ohne Christus, den wahren Sohn Gottes; die dritte lautet jetzt: Staat und Gesellschaft, Moral und Cultur ohne Gott und Unsterblichkeit.

Die geistige Trägerin dieser Strömung ist jene Wissenschaft, die sich mit Grund die Wissenschaft schlechthin nennt und die alle andern, wenigstens die profanen Wissenschaften beeinflußt, beherrscht und sich dienstbar macht — die Philosophie. Die Geschichte der modernen, zunächst der deutschen Philosophie ist Ihnen bekannt, und wer so alt ist, wie ich, hat sie zu einem guten Theile mit durchlebt.

Wenn dermalen alle Wege dieser Philosophie von Kant auslaufen und zu ihm zurückführen, so ist das keineswegs ein Beweis, daß der trockene Mann von Königsberg, der nie über seinen Hörsaal und den Umkreis seiner Vaterstadt hinausgekommen, ein Geistesriese wie Aristoteles gewesen, sondern hat darin seinen Grund, daß sich in ihm, vermöge desselben Processes, der bereits in England und Frankreich stattgefunden, der völlige Bruch der modernen mit der alten sokratisch-christlichen Philosophie, die noch in Leibniz wirksam war, vollzogen hat. Da nämlich diese alte Philosophie wirklich jene ersten Wahrheiten auf dem erkenntniß-theoretischen und dem metaphysischen und ethischen Gebiete festhielt und vertheidigte, welche die Voraussetzung der christlichen Wahrheit bilden, so kehrten nun alle alten Irrthümer der vorchristlichen Zeit in neuen Formen wieder: der Pantheismus, der Materialismus, der Skepticismus — und es ist offenkundig, daß alle Keime dieser Wahnsysteme bereits in der harten Nuß des Kantianismus eingeschlossen waren.

Zuerst ging im Zauberdufte idealistischer Ueberschwänglichkeit das Traumgebilde des Pantheismus auf: Fichte, Schelling, Hegel. Als ich Student in Tübingen war, stand die Hegelei noch in so hohem Flor und hoher Gunst, daß das geflügelte Wort eines geistreichen süddeutschen Cultusministers bekannt war: jeder gescheite Mann sei Hegelianer. Doch fing die hegelische Linke in Philosophie und Theologie bereits an, Schrecken einzuflößen. Damals erwarteten Viele, nicht nur in Berlin, sondern auch im katholischen München, von der letzten christlichen Transformation des alten Schelling Rettung; aber dieser war noch immer der alte pantheistische und phantastische Gnostiker, der er stets gewesen.

Der erste Keim war aufgegangen, hatte in allen Farben geprangt und narkotisch geduftet; nun war die absolute Wissenschaft abgewelkt und lag verachtet im Staube. Sofort ging der zweite Keim mächtig auf. Das Feldgeschrei war: Hinweg mit der idealistischen Speculation! Das Experiment und die akribe Geschichtsforschung, das sind die einzig sichern

Quellen der Wahrheit! Alles Transcendente ist Wahn, ist wissenschaftlicher Unsinn. Es gibt keine andere Wissenschaft, als die Naturwissenschaft und die Geschichtswissenschaft, von welch' letzterer die Culturgeschichte und die vergleichende Religionsgeschichte eine besonders interessante und praktisch lehrreiche Sparte bilden.

Ueber diese Wendung der Dinge waren nicht wenige christlich und conservativ Gesinnte, die noch kürzlich auf Schelling oder auch auf Baader und Günther gehofft, hoch erfreut. Die böse Philosophie schien gestürzt und das Experiment und die historische Quellenforschung mußten der christlichen Wahrheit und dem historischen Rechte zum Siege verhelfen. Diese Hoffnung war allerdings begründet — aber unter Einer Bedingung: daß die exacten und experimentalen Wissenschaften und die historische Forschung nicht auf dem Isolirschemel zünftiger Abgeschlossenheit oder in der Camera obscura vermeintlicher absoluter Voraussetzungslosigkeit, sondern in dem Lichte echter Philosophie und in der reinen und klaren Atmosphäre christlicher Weltanschauung sich vollziehen.

Allein zunächst fehlte diese Bedingung, und darum blieb auch die Erfüllung jener Hoffnung aus. Wie einstens der Pantheismus aus der idealistischen Speculation, ging jetzt der Materialismus aus der neuen Phase der realistischen Forschung triumphirend hervor. Ist nichts wahr, als das Sinnfällige, dann bleibt nur der Materialismus übrig, und auch die akribe Geschichte, welche die äußern Thatsachen quellenmäßig feststellt, kann den Materialismus nicht überwinden, der die ganze Menschheitsgeschichte aus der Bewegung und Entwickelung der Materie erklärt. Entwickelungs-Geschichte auf Grund der Zuchtwahl und des Kampfes um das Dasein! Dieses von David Strauß und allen Anhängern des neuen Glaubens in ehrfürchtiger Bewunderung acceptirte Stichwort war zuerst von Darwin für die Zoologie ausgegeben worden. Allein bald wurde die Transformationstheorie auf alles Lebendige von der ersten Zelle bis zum Menschen, und auf die ganze Geschichte der Menschheit, auf Sitte und Recht, auf Cultur und Religion, auf Familie, Staat und Gesellschaft ausgedehnt. Wie vor einigen Decennien die Selbstentwickelung der Ideen durch das reine Denken, so ward jetzt die Transformation der Materie durch Zuchtwahl und Daseinskampf als die Lösung aller Räthsel und die allein exacte Wissenschaft gepriesen.

Aber wie des Jonas Ricinusstaude, so verwelkte über Nacht auch die stolze Blüthe dieser Wissenschaft. In ihr Triumphgeschrei erscholl Dubois-Reymond's resignirter Ruf Ignoramus et ignorabimus! Wir wissen es nicht, und werden es nicht wissen! und Virchow's Bekenntniß, daß der Darwinismus wohl die Sympathie seines Herzens besitze, aber weit entfernt sei von jedem wissenschaftlichen Beweis.

Das wäre ja eine echt wissenschaftliche Beschränkung der exacten Naturwissenschaft auf das ihr eigenthümliche Gebiet, wenn man nur die höhere und nicht minder gewisse Wahrheit echter Philosophie anerkennen und gegen ihr Licht sich nicht zum Verderben aller Wissenschaften abschließen würde. Dem ist aber leider nicht so. Denn das ist ja gerade das oberste Princip der jetzt in England, Frankreich, Deutschland, in der ganzen Welt herrschenden positivistischen Philosophie, die Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntniß auf die Phänomene in Natur und Geschichte und ihre erfahrungsmäßigen Gesetze zu beschränken, jede höhere Wahrheit — Gott, Seele, Unsterblichkeit — für unerkennbar und unbeweisbar zu erklären. Das Ding an sich, hatte Kant gesagt, ist theoretisch absolut unerkennbar. Aber nicht nur die übersinnlichen Dinge, sondern die Realität der materiellen Welt selbst ist nach dem Urtheile eines der ersten und vornehmsten Vertreter der modernen Wissenschaft, Helmholtz, nur eine sehr brauchbare Hypothese. So wären wir denn selbst im Gebiete der exacten Wissenschaft bei der absoluten Skepsis angekommen. Diese ist aber die Verzweiflung und der Tod aller Wissenschaft, deren Ziel und Hoffnung die mit Gewißheit verbundene Erkenntniß der Wahrheit, und zwar der höchsten Wahrheit, ist. Wohl hat man schon im 17. und 18. Jahrhundert den Glauben und seine Nothwendigkeit auf die philosophische Skepsis gründen wollen, und haben in unserer Zeit

Manche ihre Hoffnung auf das Wort Stuart Mill's, des wissenschaftlichsten der Positivisten, gegründet, daß Gott die wahrscheinlichste unter den Hypothesen über den letzten Grund der Dinge sei.

Aber wie kann ein hypothetischer Gott uns helfen? Ja, ich sage, daß der offene Atheismus minder verderblich ist, als dieser wohlwollende Skepticismus und Positivismus, der alle Religionen zur Befriedigung der verschiedenen Herzensbedürfnisse duldet und ihnen, auch dem Christenthum, etwas Schmeichelhaftes zu sagen weiß — aber unter der Einen Bedingung, daß es keine objective Wahrheit für sich in Anspruch nimmt und sich nicht unterfteht, in das öffentliche Leben sich einzumischen: denn Schule, Staat und Gesellschaft gehören der positivistischen Wissenschaft, und dieser Wissenschaft, die nichts weiß von allem, was wir nothwendig wissen müssen, um die zeitlichen und ewigen Zwecke unseres Daseins zu erreichen, kommt es zu, Könige und Parlamente und Völker mit ihren unfehlbaren Aussprüchen zu belehren.

Aber, Gott sei Dank, der gesunde Menschenverstand kann nicht vernichtet werden und er ist unabhängig von allen Experimenten, Forschungen und Speculationen einer verirrten Wissenschaft, und auch die natürliche Wahrheit hat allezeit auf Erden einen Vertheidiger von höchster Autorität: Christus und seine Kirche. Als in unsern Tagen die babylonische Verwirrung der modernen Wissenschaft am größten geworden, hat die auf dem Vatican am Grabe des Apostelfürsten versammelte Kirche in die Welt gerufen: Falsch ist jede Wissenschaft, die Gott leugnet oder zur Hypothese macht; sie untergräbt das Fundament wie des Glaubens, so aller natürlichen Wahrheit und Gerechtigkeit; Gott ist — und er kann von der Vernunft mit Gewißheit erkannt werden. Dieses zu beweisen und zu vertheidigen, ist die höchste und nothwendigste Aufgabe der Wissenschaft. Und diese Aufgabe kann, unabhängig von allem Detail untergeordneter Wissenschaften, zu jeder Zeit gelöst werden, und sie war stets gelöst in der christlichen Wissenschaft, in der wahren Philosophie. Darum ergeht an die Männer der christlichen Wissenschaft der Aufruf des Oberhauptes der Kirche: Unermeßlich groß ist euere Pflicht, unermeßlich heilig und ruhmvoll euere Aufgabe. Vertheidigt die vernünftige Wahrheit nach dem Vorbilde eines heiligen Thomas, stellt an's Licht die wahre Geschichte und rechtfertigt die Vorsehung Gottes in ihr, nach dem Vorbilde Augustin's und seiner Civitas Dei!

Noch ehe dieser Ruf so mächtig und eindringlich aus dem Munde Leo's XIII. ergangen, hatte bereits die Görres-Gesellschaft auf Grund der von dem Vaticanum auf's neue verkündigten unwandelbaren Principien des wahren Glaubens und der wahren Wissenschaft sich vereinigt, um in unserm deutschen Vaterlande mitzuarbeiten an der Lösung dieser großen Aufgabe.

Die Aufgabe ist groß, erschreckend groß: denn es handelt sich nicht nur darum, die Principien der wahren christlichen Wissenschaft den falschen Principien gegenüber zu beleuchten und zu vertheidigen, sondern es ist auch nothwendig, des unermeßlichen Materials, das die moderne Forschung auf allen Gebieten der Naturwissenschaften wie der socialen und historischen Wissenschaften, zumal der Cultur- und vergleichenden Religions-Geschichte, zu Tage gefördert hat, sich zu bemächtigen, dasselbe richtig zu beurtheilen, kritisch zu sichten und im Dienste der Wahrheit zu verwenden.

Und wie gering ist im Vergleiche zu einer solchen Aufgabe unsere Zahl, wie gering sind die irdischen Mittel, die uns zu Gebote stehen! Und doch müssen wir hohen und freudigen Muthes sein. Gott sei Dank, auf dem Gebiete der Wissenschaft — wie auf dem der Tugend — entscheiden nicht äußere Mittel, wie schätzbar sie seien, nicht äußere Stellung, sondern die Kraft und Klarheit des Geistes und eiserner Fleiß. Was ohne äußere Mittel und Stellung, wie die Welt sie bietet, ein einziger Mann zu leisten vermag, davon haben wir an dem Geschichtsschreiber des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, den wir mit Freude und Stolz in unserer Mitte sehen, ein begeisterndes Beispiel vor Augen.

Was er auf diesem Gebiete vermocht hat, vermag ein Mann auch auf jedem andern Gebiete, wenn ihm nur dieselbe Hingebung eigen ist. Geist und Licht aber zu verleihen, liegt in Gottes Hand, auf den wir vertrauen und dem wir alle Ehre geben wollen.

Aber Eines ist nothwendig, daß wir selbst feststehen auf dem unerschütterlichen Felsen der ewigen Wahrheit und unsern Blick nicht abwenden von dem himmlischen Lichte. Immer haben die Irrthümer der Zeit ihre verderblichen Schatten auch in Geister geworfen, welche die christliche, die katholische Wahrheit vertheidigen wollten. Ich will sie nicht nennen, aber wir wissen, wie sie meinten, die christliche Wahrheit mit den Waffen Kant's und der idealistischen Speculation vertheidigen zu können. Sie machten grade Schritte, aber außerhalb des Weges, und mußten zuletzt ihren Irrthum bekennen, wenn sie nicht gar darin untergingen. Daß die moderne positivistische Strömung solche Gefahren auch für uns in sich birgt — wer kann es verkennen? Darum gilt es, stets festzuhalten an jener perennis philosophia, von der noch Leibniz sprach, die aber mit viel größerer Autorität Leo XIII. uns in's Gedächtniß gerufen hat. Wir werden uns nicht verirren, wenn wir starkmüthig und demüthig an Dem festhalten, der auch der Erlöser der Wissenschaft ist. Sine Christo omnis virtus in vitio! hat einst Augustinus den tugendstolzen Pelagianern zugerufen. Sine Christo omnis scientia in tenebris et in errore, ist gewiß nicht minder wahr.

In seinem Schlußworte warf der Vorsitzende, wie üblich, einen kurzen Rückblick auf den Verlauf der Versammlung, der als ein überaus befriedigender bezeichnet werden konnte, sowohl im Hinblick auf die gepflogenen Arbeiten — zwischen den öffentlichen Verhandlungen hatte an beiden Tagen der Vorstand mehrstündige Sitzungen abgehalten — als auch durch den Gewinn von 36 Mitgliedern und 20 Theilnehmern.

Der Mitgliederbestand weist im abgelaufenen Jahre die folgenden Veränderungen auf. Dasselbe begann mit der Zahl von 16 Ehren-Mitgliedern, 20 lebenslänglichen Mitgliedern, 1772 Mitgliedern und 655 Theilnehmern. Neu beigetreten sind: 1 Ehren-Mitglied, 1 lebenslängliches Mitglied, 95 Mitglieder und 35 Theilnehmer, denen jedoch ein Verlust von 94 Mitgliedern und 40 Theilnehmern gegenübersteht. Das Jahr 1887 schloß hiernach mit einem Bestande von 17 Ehren-Mitgliedern, 21 lebenslänglichen Mitgliedern, 1773 Mitgliedern und 650 Theilnehmern.

Die Vermögenslage der Gesellschaft ergibt folgendes Bild. Laut revidirter Rechnung wurde ein Vermögensbestand von M. 51,665.09 aus dem Rechnungsjahr 1886 in das Rechnungsjahr 1887 übertragen (gegen M. 49,961.17 am 1. Januar 1886). Die Gesammt-Einnahme in 1887 betrug M. 27,283.62 (gegen M. 30,608.85 in 1886), die Gesammt-Ausgabe M. 24,137.62 (gegen M. 28,904.93 in 1886). Das Rechnungsjahr schließt sonach mit einem Ueberschuß von M. 3146 ab, so daß ein Vermögensbestand von M. 54,811.09 in das Rechnungsjahr 1888 übergehen wird.

Die Gesammt-Summe der Einnahme umfaßt an Beiträgen der Mitglieder M. 17,979.15 (gegen M. 19,730.27 in 1886); an Beiträgen der Theilnehmer M. 1902.54 (gegen M. 2185.28); Erlös aus dem historischen Jahrbuch M. 3309.16, worin jedoch der Erlös durch den buchhändlerischen Vertrieb nicht eingeschlossen ist, da die Abrechnung hierüber noch aussteht; aus dem Verkauf von Vereinsschriften M. 1789.63 (gegen 1383.62); Zinsen von Werthpapieren und einem Darlehen M. 1437.10 (gegen M. 1582.22); Entschädigungen und besondere Gaben M. 396,85 (gegen M. 77.60); Coursgewinn M. 212.40 (gegen M. 571.10); Zinsen der deponirten Gelder M. 256.79 (gegen M. 146.02).

Aus der Gesammtsumme der Ausgaben entfallen auf Stipendien M. 5895.26 (gegen M. 3968.14); auf Schriftsteller-Honorare, ausschließlich der für das historische Jahrbuch und das Staatslexicon, M. 1144.75 (gegen M. 2002.50); auf die Redaction des historischen Jahrbuches M. 2600 (gegen M. 2400); Honorare für die Mitarbeiter M. 2216.80 (gegen M. 2259.26); auf die Redaction des Staatslexicons M. 2200 (gegen M. 2600); Honorare für die Mitarbeiter M. 586.90; Redaction der Vereinsschriften M. 605.35 (gegen M. 662.80); Druck- und Versendungskosten der Vereinsschriften und des Jahresberichts M. 4446.31 (gegen M. 4433.90); Betheiligung an der Gründung der Zeitschrift für christliche Kunst M. 500; Druck-Auslagen, Reise-Entschädigungen, Gehalt des Hülfs-Secretairs, Verwaltungskosten u. s. w. M. 2446.25 (gegen M. 5268.09); Porti M. 506.03 (gegen M. 514.20). Die Kosten für Druck, Versendung u. s. w. des historischen Jahrbuches müssen, da die Abrechnung noch aussteht, im nächsten Jahre verrechnet werden.

Der Nominal-Betrag des in Werthpapieren angelegten Vermögens beläuft sich auf M. 30,300, der Betrag der Depositen und des verzinslichen Darlehens auf M. 13,797.24.

Entsprechend den auf der General-Versammlung gemachten Mittheilungen sind vor Ende des Jahres zwei Hefte des Staatslexicons zur Ausgabe gelangt. Das ganze Werk wird drei Bände, jeder Band zehn Hefte zu fünf Bogen umfassen. Der Vertrieb erfolgt ausschließlich durch den Buchhandel, und sind Bestellungen nur durch diesen, nicht durch das General-Secretariat zu bewerkstelligen. Der Preis beträgt pro Heft 1 M. 50 Pfg. Der Verwaltungs-Ausschuß erlaubt sich, das sorgfältig vorbereitete und allseitig als höchst zeitgemäß anerkannte Werk der Beachtung der Mitglieder angelegentlichst zu empfehlen. — Bezüglich des jüngsten Unternehmens, des philosophischen Jahrbuches, waren die Verhandlungen bis zum Ablaufe des Jahres so weit gefördert, daß dem

Erſcheinen deſſelben im Frühjahr 1888 mit Beſtimmtheit entgegengeſehen werden darf. Mit Unterſtützung unſerer Geſellſchaft wird daſſelbe von den Herren Dr. Gutberlet und Dr. Pohle, Profeſſoren an der biſchöflichen Lehranſtalt in Fulda, herausgegeben werden. Je mehr ſich ſo die Thätigkeit der Görres-Geſellſchaft ausbreitet und je mehr ſich dieſelbe in folgerechter und wünſchenswerther Entwickelung auf die Begründung und Förderung größerer wiſſenſchaftlicher Unternehmungen erſtreckt, deſto nothwendiger iſt es, daß ihr die Gunſt der deutſchen Katholiken nicht nur in dem bisherigen Maße erhalten bleibe, ſondern in ſtets wachſendem Grade ihr zu Theil werde. Der Jahresbericht ſchließt daher mit einem recht dringenden Appell an alle Freunde wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen im katholiſchen Sinne, der Görres-Geſellſchaft ſelbſt als Mitglieder beizutreten und ihr auch nach Kräften weitere Mitglieder zuzuführen.

Immer wieder vorkommende Mißverſtändniſſe veranlaſſen zu der Bemerkung, daß die Beiträge ausſchließlich an den General-Secretair der Geſellſchaft, Herrn Oberbürgermeiſter a. D. Kaufmann in Bonn, einzuſenden ſind, welcher die Geſchäfte des Rendanten noch immer gütigſt wahrnimmt. Zugleich ſei die Bitte wiederholt, im Intereſſe einer leichten Geſchäftsführung die Zahlungen möglichſt frühzeitig bewerkſtelligen zu wollen.

Die Mainzer höhern Unterrichts-Anstalten am Ende der kurfürstlichen Zeit.

Vortrag des Landgerichtsraths Dr. Bockenheimer in Mainz.

Mit anerkennenswerthem Eifer und unter Aufwendung großer Mittel haben die Kurfürsten Emmerich Joseph und Friedrich Karl die Umgestaltung der Schulen des Erzstiftes Mainz im Geiste ihrer Zeit betrieben und dabei mit gleicher Sorgfalt den Bedürfnissen aller Stufen des Unterrichts, von den Pfarrschulen bis zur Universität, Rechnung getragen. In richtiger Erkenntniß des großen Einflusses eines geordneten Volksschulwesens auf das Vorankommen eines Landes begannen sie ihr Umgestaltungswerk mit der Erweiterung des Lehrplanes für die Pfarrschulen, die eine den gesteigerten Anforderungen der Zeit entsprechende Ausbildung der Kinder des Bürgerstandes zu gewährleisten hatten. Als eine besondere Wohlthat empfanden es die Bürger, daß ihren Kindern, wenn sie eine bessere Vorbereitung für den Gewerbestand erhalten sollten, hierfür in den Realklassen der Pfarrschulen Gelegenheit geboten war, und daß die für das Studium bestimmten Knaben in den Lateinklassen derselben Schulen auf das Gymnasium vorbereitet werden konnten. In Folge dieser Erweiterungen erscheinen die den betreffenden Schulen gestellten Aufgaben nicht etwa bloß im Verhältnisse zu den Schulen anderer Länder jener Tage, sondern auch im Vergleiche mit den Bestrebungen späterer Zeit als bedeutsame Zeichen des Fortschrittes auf diesem Gebiete. In zweiter Linie erfolgte die Neugestaltung der Mittelschulen, Gymnasien, die nach Aufhebung des Jesuiten-Ordens eines großen Theils ihrer Lehrer beraubt waren und nunmehr bei wesentlich erweitertem Lehrplane zu neuer Blüthe gebracht werden sollten.

Als die Krönung des Werkes war die im Jahre 1784 vollendete Umgestaltung der Mainzer Hochschule bestimmt, die als eine wahre Muster-Anstalt eine Zeit lang bei ganz bedeutenden Opfern die Aufmerksamkeit der damaligen gelehrten Welt Deutschlands auf sich zog.

Ein Werk, wie das von den letzten Kurfürsten geplante, wird nicht mit einem Schlage vollendet und abgeschlossen. Unter dem Eindrucke des ungeheuern Aufschwunges auf dem Gebiete der deutschen Litteratur seit

dem Auftreten eines Leſſing, Göthe, Wieland u. ſ. w., und unter dem weitern Eindrucke des von manchen Höfen ausgehenden Liberalismus und des rationaliſtiſchen Zuges eines Theiles der Gelehrtenwelt, glaubten die Mainzer Kurfürſten hinter ihrer Zeit nicht zurückbleiben und dem Volke das Maß der Bildung, wie es eine geiſtig ſo bewegte Zeit erforderte, nicht vorenthalten zu dürfen. Sie überſahen nur, daß im glücklichſten Falle die Maſſe des Volkes immer eine längere Zeit braucht, um ſich in den Bahnen zurechtzufinden, welche bevorzugte Geiſter ohne lange Wahl betreten und Andern vorzeichnen, daß man demnach mit den für das Volk beſtimmten Schulen keine allzu großen Sprünge machen darf.

Um die wohlgemeinten Abſichten der Kurfürſten vollſtändig zu erreichen, mußten die an dem Unterrichtsweſen betheiligten Perſonen erſt Erfahrungen ſammeln; es mußte manches, was in der Eile geſchaffen worden, durch Beſſeres erſetzt, manches, das mehr auf den äußern Schein wirkte, beſeitigt werden. Dazu gehörten Jahre der Ruhe und der ungetheilten Hingabe an das begonnene Werk. Beides war den Mainzer Schulen nicht vergönnt. Der letzte Kurfürſt wurde im Laufe der Jahre durch andere Sorgen von der Aufmerkſamkeit, die er dem Schulweſen anfangs geſchenkt hatte, abgelenkt, abgeſehen davon, daß er mit den voranſchreitenden Jahren die liberaliſirende Bahn verließ, um ſeine Regierung nach ſtrengern Grundſätzen einzurichten. Das Schlimmſte aber war, daß die veränderten Zeitumſtände ſeit Ausbruch der franzöſiſchen Revolution dem Kurſtaate die für die gedeihliche Entfaltung der beſtehenden Einrichtungen ſo nothwendige Ruhe benahmen. In den Kriegswirren, welche dem Einfalle Cuſtine's in Mainz vorausgingen und von da an auf lange Zeit hinaus fortbeſtanden, litten begreiflicher Weiſe die Schulen. Am härteſten wurden in erſter Linie die höhern Anſtalten heimgeſucht, indem bei der Unſicherheit aller Verhältniſſe nur wenige Eltern ſich zu den großen Opfern entſchließen mochten, welche ſelbſt in damaligen Zeiten die wiſſenſchaftliche Ausbildung erheiſchte.

Was insbeſondere die Univerſität betrifft, ſo hatte ſie unter der Ungunſt der Verhältniſſe inſofern zu leiden, als in der Zeit der erſten Herrſchaft der Franzoſen einige Profeſſoren an die franzöſiſchen Republicaner ſich anſchloſſen und durch ihr Beiſpiel einen Theil der ihnen anvertrauten Jugend in das politiſche Treiben hineinzogen. Hielt es nun auch nicht ſo ſchwer, nach Abzug der Franzoſen die ſtudirende Jugend zur Ordnung zurückzuführen und Erſatz für einzelne aus dem Lehrerkreiſe verſchwundene Profeſſoren zu ſchaffen, ſo war doch der Glanz der alten Univerſität nicht mehr herzuſtellen. Die Fremden hielten ſich von einer Stadt fern, die nach einer langen Belagerung und nach einer ſo gründlichen Zerſtörung, wie ſie die Beſchießung im Juni und Juli 1793 an-

gerichtet, wenig Reiz mehr bot und die jeden Augenblick von einem neuen Angriff der Franzosen heimgesucht werden konnte. Aber auch den Einheimischen, wenn sie in den ernsten Zeiten nach wissenschaftlicher Ausbildung verlangten, vermochte die Universität nicht mehr zu bieten, was sie früher zu leisten vermochte, da seit 1793 die Universität auf den Eingang von Zinsen und Pachten nicht mehr fest rechnen konnte und auch der Staat das Fehlende nicht mehr zu reichen in der Lage war.

Bei Beginn der zweiten Herrschaft waren die Schulvermögen um den Ertrag der sämmtlichen Güter auf der rechten Rheinseite verkürzt; die Stadt war so verarmt, daß sie für den Unterricht nichts beisteuern konnte. Da selbst der geringe Gehalt der Lehrer an den Pfarrschulen nicht regelmäßig gezahlt wurde, so begreift man, daß das Schulwesen bald auf die unterste Stufe der Leistungsfähigkeit herabgedrückt war. Woher eine Besserung kommen sollte, war nicht abzusehen, denn zu allem Unglücke befand sich die Gesetzgebung Frankreichs auf dem Gebiete des Schulwesens in jämmerlichem Zustande und unterschied sich ganz wesentlich von den deutschen Einrichtungen, indem die Franzosen namentlich der unsern Gymnasien und Universitäten entsprechenden höhern Lehr-Anstalten entbehrten. Es galt nämlich zur Zeit, als der Regierungs-Commissar Rudler in Mainz die Leitung des von den Franzosen besetzten Ländergebietes übernahm, in Frankreich das Gesetz vom 3. Brumaire IV, das zwischen den untersten Elementarschulen und den obersten Specialschulen als Zwischenglied nur die Centralschule kannte, die ein Gemisch von deutschem Gymnasium und deutscher Universität ihrem Wesen nach darstellte. In jedem Departement sollte eine Centralschule sein mit drei Abtheilungen: eine Abtheilung für Schüler über 12 Jahre zur Unterweisung im Zeichnen, in der Naturgeschichte, in den alten Sprachen und, je nach den örtlichen Verhältnissen, in neuern Sprachen; eine Abtheilung für Schüler über 14 Jahre zur Unterweisung in den Elementen der Mathematik, der Physik und der Chemie; endlich eine Abtheilung für Schüler über 16 Jahre zur Ausbildung in der allgemeinen Grammatik, in den schönen Wissenschaften, in der Geschichte und in der Gesetzgebung. Ein Blick in die diesem Gesetze vorausgegangenen Bestimmungen (Gesetz vom 7. Ventôse III, Constitution vom 5. Fructidor III, Artikel 296—300) zeigt, daß die Centralschule weit über den Lehrplan der damaligen Gymnasien Deutschlands hinausgehen sollte, indem Ackerbau und Handel, National-Oekonomie, Gesetzgebung, Logik, Metaphysik, philosophische Geschichte, Gesundheitslehre, Künste und Gewerbe, schöne Wissenschaften und dergl. in den Kreis der Unterrichtsgegenstände aufgenommen waren, für welche Fächer die Gelegenheit zu einer nothwendigen Vorbereitung mangels einer entsprechenden Mittelschule fehlte. In Frankreich

hätte das Bindeglied zwiſchen der Primär- und der Centralſchule die ſogenannte Secundärſchule abgeben ſollen, man hatte aber unbegreiflicher Weiſe dieſe Zwiſchenſtufe, die im Geſetze vom 7. Ventôſe III vorgeſehen war, wegfallen laſſen.

Angeſichts der beſtehenden Geſetzgebung blieb dem Regierungs-Commiſſar Rudler nichts übrig, als den Unterricht ſo einzurichten, daß auf die Primärſchule die Centralſchule folgen ſollte, neben welcher noch einzelne Fachſchulen, Specialſchulen, zu errichten geweſen wären. Während dieſes auch in ſeinem Beſchluſſe vom 9. Floréal VI buchſtäblich zum Ausdruck kam, widerſprach die Art der Ausführung dieſer Theilung vollſtändig dem Geſetz. Indem nämlich Rudler in Mainz den Reſt der Profeſſoren der ehemaligen Univerſität an die Centralſchule berief, machte er aus letzterer ein im Geſetz nicht vorgeſehenes Gemiſch einer Centralſchule mit verſchiedenen Specialſchulen; ſo wären die Fächer der Profeſſoren Weidmann, Ackermann, Metternich und Wedekind in den Lehren der Entbindungskunſt, der Anatomie und Phyſiologie, der allgemeinen Pathologie und Therapeutik, der beſondern Therapeutik und Klinik einer mediciniſchen Specialſchule, das Fach des Profeſſors Megerle einer Specialſchule für Thierarzneikunde zu überweiſen geweſen. Weil man aber aus der Primärſchule nicht zur Philoſophie, zur Geſetzgebungskunde, zu den Naturwiſſenſchaften u. ſ. w. übergehen konnte, ſo beließ es Rudler auch bei der beſtehenden Einrichtung der Mainzer Mittelſchulen, ſo daß das Gymnaſium, der Geſetzgebung zum Trotz, den Unterricht fortſetzen konnte und nunmehr die Schüler für die Centralſchule vorbereitete. Im Bewußtſein, daß ſie eigentlich nicht nach Maßgabe des Geſetzes eingerichtet ſei, nannte ſich die letztgenannte Schule nicht, wie ſie ſollte, ſondern legte ſich den Titel „Université de Mayence“ bei.

In einem Punkte wollte aber Rudler die alten Anſtalten umgeſtaltet wiſſen, nämlich in Bezug auf den Geiſt, in welchem dieſelben bisher waren geleitet worden; ein Beſchluß vom 11. Brumaire VIII machte den Cantons-Verwaltungen die Auflage, darüber zu wachen, daß die Schulen der beſtehenden Anſtalten in den republikaniſchen Grundſätzen unterrichtet wurden. Es bedurfte für die den franzöſiſchen Republikanern mit Leib und Seele zugewandten Mitglieder der Verwaltung keiner beſondern Aufforderung in dieſer Richtung, ſo daß es uns nicht wundern darf, wenn demnächſt aus dem Gymnaſium diejenigen Lehrer geiſtlichen Standes entfernt wurden, welche als beſondere Anhänger des alten Regiments und damit als die Hauptfeinde der Aufklärung erachtet wurden. Es traf dieſes Schickſal unter Andern gerade einen Mann, der bei Gelegenheit der Reſtauration der Univerſität öffentlich und nachdrücklich im Sinne der damals herrſchenden Aufklärung das große Wort

geführt hatte; es war eben, wie er erfahren sollte, ein großer Unterschied zwischen der Aufklärung, wie sie im Jahre 1784 der kurfürstliche Hof auffaßte, und der Aufklärung im Sinne der Republikaner von 1798. An der Universität war das Reinigungsverfahren nicht durchzuführen, denn die der Regierung ergebenen Professoren hatten die Stadt verlassen, und wenn auch nicht alle Lehrer der Centralschule ausgemachte Republikaner waren, so hielten sie es doch für gerathen, mit den neuen Machthabern auf guten Fuß sich zu stellen. Das halbwegs aufgelöste und nicht wieder ergänzte Gymnasium und die Zwittergestalt der Centralschule konnten selbstverständlich nichts leisten, so daß in Kurzem Mainz, das einst seiner Schulen wegen gefeierte Mainz, auf den Standpunkt der Franzosen herabsank.

Einer der hervorragendsten Lehrer der Centralschule, Professor Friedrich Christian Mathiae, schrieb einst seinem Bruder die denkwürdigen Worte: „Hier in Mainz bin ich als Professor in sehr geringem Grade nützlich. Auf Griechisch und Lateinisch kann ich in der Dekade nur 8 Stunden verwenden. Zu Anfang des Schuljahres, d. h. den 1. Frimaire, kommen die, welche daran Theil nehmen wollen (so lange es ihnen beliebt, wohl zu merken) und lassen sich einschreiben. Der Eine kann nicht Griechisch lesen, der Andere hatte ein paar Sentenzen exponirt und weiß auch etwas Weniges von den Paradigmen; der Eine ist 14, der Andere 24 oder 28 Jahre alt; ja, ich sehe jetzt sogar in meinen Lehrstunden über Horaz'sche Satyren einen Juden von 72 Jahren. So hängt alles von dem guten Willen der Zuhörer ab und von ihrer etwanigen Lust und Liebe zur Sache. Im Horaz habe ich 7 Zuhörer, ohne den 72jährigen Juden; im Griechischen 4."

Wie die Trierer Centralschule am Ende des ersten Schuljahres berichtete, so hatte dort die Bevölkerung kein rechtes Zutrauen zu der neuen Schule. „Die Verschiedenheit der Ansichten," so meldete sie, „herbeigeführt durch den Geist der Zeit, ist den Wissenschaften und den Professoren wenig günstig." Hier lagen die Verhältnisse nicht anders.

Weiter galt auch für die neuen Ländergebiete bald der Ausspruch, den der französische Unterrichts-Minister in Bezug auf den Rückgang der Schulen in Frankreich einst that, nämlich „daß die Erziehung der Jugend überall gleich Null, daß die Jugend, welche das 20. Jahr erreicht, unwiderruflich der Unwissenheit verfallen sei und daß die Stellen in der Magistratur und in der Administration nur mit Zöglingen der alten Schulen zu besetzen seien".

Trotz der klaren Erkenntniß der Fehler der bestehenden Gesetzgebung, auf welche namentlich Mainzer Gelehrte rückhaltslos aufmerksam gemacht hatten, fiel die lang angekündigte Reform des Schulwesens so ungenügend

aus, daß nach Jahr und Tag die Enttäuschung einsichtsvoller Männer, namentlich unserer Gegend, öffentlich zu hören war. Zwar kennt das Gesetz vom 11. Floréal X ein Mittelglied zwischen den Primärschulen und den mit dem Charakter höherer Lehranstalten ausgestatteten Lyceen, die Secundärschulen, allein thatsächlich machte man die Errichtung von Secundärschulen unmöglich, namentlich überall da, wo Lyceen bestanden. Auch in Mainz sollte das Gymnasium fortbestehen; nichtsdestoweniger ging es von selbst ein, weil man sich von Oben her nicht um dasselbe bekümmerte.

Auch der Rest der Universität erlitt eine Umwandlung, indem das Floréalgesetz nur Specialschulen über den Lyceen noch kannte. Der medicinischen Specialschulen sollten im ganzen Reiche nur drei sein; Mainz war nicht als Sitz einer solchen Anstalt ausersehen. Nichtsdestoweniger ließ man die noch vorhandenen Docenten der Medicin weiter lehren und gab der Anstalt den Namen einer provisorisch beibehaltenen medicinischen Specialschule; zu ihrem Aufschwung geschah wenig, abgesehen davon, daß eine akademische Anstalt nur wenige Zuhörer haben kann, der das Recht abgeht, Doctoren zu creiren.

So war denn in Mainz das Lyceum die Haupt-Lehranstalt; auch sie erschien den Deutschen als ein Zwitterding zwischen Gymnasium und Universität. Da nur die Kinder wohlhabender Leute die Anstalt besuchen konnten, so ging sie allmälig zurück, so daß nur noch Staatszöglinge den Stamm der Anstalt ausmachten, woran sich demnächst ein von vornherein nicht gewolltes Externat anlehnte. Es gehört nicht hierher, durch welche Mittel der Staat diesen Schulen Leben verleihen wollte; es kam nirgends zu etwas Gedeihlichem, weil der Staat durch seine Gesetzgebung von 1806, 1808 und 1809 das Lehrmonopol an sich gerissen hatte. Die einzigen leistungsfähigen Anstalten waren die von dem Staate unabhängigen geistlichen Schulen, deren nunmehr eingehender zu gedenken ist.

Als die Franzosen zum zweiten Male in Mainz einzogen, waren in dem kurfürstlichen Seminare noch eine Reihe von Seminaristen anwesend, die ihrer Ausbildung bez. ihrer Weihe entgegensahen. In der ersten Zeit legte die Regierung der Fortsetzung des Unterrichts nichts in den Weg, dagegen verfügte sie die Beschlagnahme auf das Vermögen des Seminars, denn bereits ein Gesetz vom 30. August 1792 hatte die Sequestrirung der Einkünfte aller Seminare verfügt, abgesehen davon, daß das Vermögen des Seminars schon als Gut einer aufgehobenen geistlichen Genossenschaft dem Zugriff der Verwaltung ausgesetzt war. (Siehe die allgemeinen Bestimmungen der Bekanntmachung vom 29. Thermidor VI)

Kaum war die neue Regierung in Mainz warm geworden, als sie zu einem entschiedenen Schlage gegen die ihr wenig zusagende Anstalt ausholte, indem sie den bisherigen, allseitig geschätzten Regens Hober entsetzte und an dessen Stelle den ehemaligen Benedictiner Gregorius Köhler, der unter der ersten französischen Herrschaft den Constitutions-Eid geleistet hatte, zum Leiter der angehenden Theologen bestimmte. Letztern war es nicht zu verdenken, wenn sie zwar in die getroffene Anordnung sich äußerlich fügten, aber in allen wichtigern Angelegenheiten sich an den in Mainz noch zurückgebliebenen Weihbischof Heimes und an ihren frühern Vorgesetzten wendeten. Noch 30 Seminaristen erhielten am 2. Juni 1798 die Priesterweihe, konnten aber bei allem Mangel an Priestern in dem linksrheinischen Gebiete der Mainzer Erzdiöcese keine Verwendung finden. Zum letzten Male feierte der Rest der Alumnen am 5. Juni 1798 das Fest ihres Patrones und zum letzten Male hielt ein Alumne die übliche Predigt am 28. August; es war dies der spätere Bischof von Limburg, Jacob Brand. Zwei Tage darauf war das Seminar aufgelöst. Die damals im Seminar noch vorhandenen Alumnen wandten sich zu ihrer weitern Ausbildung an ältere Priester, bis sie im Jahre 1801 in den Anstalten von Fulda, Regensburg und Landshut Unterkunft fanden.

Kaum hatte der in Gemäßheit des Concordats vom 10. September 1801 zum Oberhirten der neu geschaffenen Diöcese von Mainz ernannte Bischof Ludwig Colmar Ordnung in die kirchlichen Verhältnisse gebracht, als seine erste Sorge auf die Heranbildung eines würdigen Priesterstandes sich lenkte. Der Artikel 11 der am 8. April 1802 veröffentlichten Convention zwischen dem h. Stuhle und dem ersten Consul gestattete den Bischöfen die Errichtung von Seminaren.

Um von dieser Befugniß Gebrauch zu machen, bedurfte der Bischof zunächst der erforderlichen Geldmittel, da der Staat sich zu einer Ausstattung der fraglichen geistlichen Anstalten nicht verpflichtet hatte. Immerhin war es eine Förderung des bischöflichen Unternehmens, daß ein Consular-Beschluß vom 22. April 1803 die ehemalige Augustinerkirche und das dabei befindliche Kloster dem Bischofe zur Aufnahme der Seminaristen überwies. Sodann gelang es dem Bischofe, für das Mainzer Seminar die Ueberweisung eines jährlichen Betrages von 4000 Frs. aus den Jahres-Einkünften des Domes zu erzielen (9. Vendemiaire XIII, 1. October 1804) und endlich setzte er, gleich seinem Amtsbruder in Trier, durch, daß dem Seminare die nicht veräußerten Güter und Renten zurückerstattet wurden; es betraf dies aber nur die auf dem linken Rheinufer belegenen Güter und Capitalien des alten Seminars. Am 30. October 1805 war

alles so weit geregelt, daß Seminaristen in das ehemalige Augustinerkloster einziehen konnten.

Ungetrübt war die Freude des Bischofs über die Wiederherstellung des Mainzer Seminars gerade nicht, weil die Regierung sich in eine Reihe innerer Angelegenheiten in mehr oder minder erheblicher Weise einmischte. Am 18. Germinal X veröffentlichte bekanntlich die französische Regierung die sogen. articles organiques de la convention du 21. Messidor an IX, wodurch alle diejenigen Punkte für Frankreich gesetzliche Kraft erhielten, welche der Vertreter des h. Stuhles bei den Verhandlungen über die Convention als unannehmbar bezeichnet hatte. Einer dieser Artikel, der Art. 23, verpflichtete die Bischöfe, die Bestimmungen über die Einrichtung der Seminare der Genehmigung des ersten Consuls zu unterbreiten. Damit nicht genug, mußten die Bischöfe der Regierung eine Erklärung der Lehrer der Seminare übersenden, nach welcher dieselben sich verpflichteten, die in der Erklärung des Klerus von 1682 enthaltene Doctrin zu lehren (Art 24). Endlich waren die Bischöfe gehalten, jährlich ein Verzeichniß der in das Seminar aufgenommenen Alumnen einzusenden.

Auf der Bahn, welche sie mit dem so eben erwähnten Artikel 24 beschritten, in entschiedener Weise voranschreitend, befaßte sich die Regierung demnächst, und zwar in dem Gesetze vom 3. Germinal XII (14. März 1804), mit dem, was in den Seminarien zu lehren sei und bezeichnete als Lehrgegenstände: Moral, Dogmatik, Kirchengeschichte, die Grundsätze der gallicanischen Kirche, die am 25. Februar 1810 als Reichsgesetz noch einmal veröffentlicht wurden (s. Duvergier, Collection, XVII, 44 ff.), und die kirchliche Beredtsamkeit. In diesen Fächern mußte Derjenige geprüft sein, der die Stelle eines Bischofs, eines Generalvicars, eines Capitulars oder eines Pfarrers der ersten Klasse erhalten wollte; für die andern Stellen genügte eine Prüfung in der Moral und in der Dogmatik. Den Vorstand und die Lehrer des Seminars hatte der erste Consul auf die Mittheilungen der Bischöfe zu ernennen.

Wenn es auch gerade nicht das Seminar betrifft, so steht doch im Zusammenhang mit dem Vorgetragenen die Bestimmung der organischen Artikel, wonach der Bischof vor einer jeden Ordination die Zahl der zu Weihenden anzuzeigen und bezüglich dieser Zahl die Einwilligung der Regierung einzuholen hatte, sowie die Bestimmung, daß nur Derjenige ordinirt werden durfte, der sich über den Besitz eines Jahres-Einkommens von mindestens 300 Frs. auszuweisen vermochte, welch' letztere Bestimmung erst durch Decret vom 28. Februar 1810 wieder aufgehoben wurde.

Von den mit einer freien Bewegung der Seminare unvereinbarlichen Bestimmungen wurden einige auf dem Wege der Gesetzgebung

wieder beseitigt, während andere nicht in Anwendung gebracht wurden, und thatsächlich für beseitigt galten. Geändert wurden die Vorschriften über die Bestellung der Lehrer an den Seminarien, indem der Artikel 3 des Decrets vom 17. März 1808 (über die Einrichtung der Universität) den Bischöfen freie Hand gab in Bezug auf den Unterricht in diesen Anstalten, ihnen die Ernennung und Entfernung des Vorstandes und der Lehrer in denselben überließ und nur die Handhabung der von dem Kaiser zu genehmigenden Statuten zur Pflicht machte. Nicht mit der zu befürchtenden Strenge wurde die Vorschrift gehandhabt über den Unterricht in den Grundsätzen der Declaration vom Jahre 1682, indem sich die Regierung mit dem schon erwähnten Reverse der Professoren begnügte, ohne im Uebrigen die Ausführung desselben zum Gegenstande einer besondern Ueberwachung zu machen. Ebenso erging es mit der hemmenden Bestimmung des Gesetzes vom 9. April 1809, wonach nur Derjenige in ein Seminar durfte aufgenommen werden, welcher vorher den Grad eines Baccalaureus erlangt hatte; es scheint, daß man in Mainz hiervon gänzlich Umgang nahm. Endlich setzten sowohl der Bischof von Mainz als jener von Trier es durch, daß die Seminaristen vom Militärdienste befreit blieben.

Eine Zeit lang hatten sich die Seminare der Gunst des Kaisers zu erfreuen. Davon zeugt das Gesetz vom 30. September 1807, durch welches 800 ganze und 1600 halbe Freiplätze an den französischen Seminaren von der Regierung gestiftet wurden. Das Mainzer Seminar nahm an dieser Wohlthat mit acht ganzen Plätzen zu je 400 Frs. und 16 halben Bursen zu je 200 Frs. Antheil, wobei in die Waagschale fällt, daß das Mainzer Seminar zur Zeit des stärksten Besuches nur 75 Alumnen zählte.

Die Hoffnungen, welche der eifrige Bischof Colmar auf das Wirken seines Seminars setzte, wurden erfüllt, Dank der hingebenden Sorgfalt des Vorstandes dieser Anstalt, des um die Mainzer Diöcese verdienten Bruno Franz Leopold Liebermann und der ihm zur Seite stehenden Professoren. Da sowohl Remling in seiner neuern Geschichte der Bischöfe von Speier, als Guerber in seiner Biographie Liebermann's eingehender sich mit der Geschichte der Entwickelung und des Gedeihens des Mainzer Seminars beschäftigt haben, so dürfte an dieser Stelle ein Hinweis auf diese Arbeiten genügen.

Mit der Errichtung des Seminars hatte Bischof Colmar noch nicht alles erreicht, was ihm zu einer entsprechenden Vorbereitung künftiger Priester erforderlich schien. Seit Aufhebung des alten Gymnasiums fehlte es für die künftigen Theologen an einer zweckentsprechenden Vorschule, denn weder das Lyceum in Mainz noch die andern im Departement be-

findlichen Secundärſchulen entſprachen, wie ſchon früher hervorgehoben wurde, der Einrichtung und den Zielen der alten Mittelſchulen in Mainz.

Der Biſchof wollte aber nicht bloß den fehlenden Gymnaſial-Unterricht erſetzt wiſſen, ſondern er wollte eine auf das Studium im Seminar vorbereitende, unter ſeiner Leitung ſtehende und von geiſtlichen Lehrkräften geführte Schule haben, an welcher auch Diejenigen Aufnahme finden ſollten, die wegen Mangels der erforderlichen Mittel von dem Beſuche des Lyceums und der andern Staats- oder Gemeinde-Anſtalten ausgeſchloſſen waren. Im Vertrauen auf die Mithülfe ſeiner Diöceſanen gründete Colmar eine Knabenſchule in ähnlicher Weiſe, wie am Dome zu Trier die geiſtliche Secundärſchule zu Stande kam. Auch dieſe Anſtalt kam raſch in die Höhe, Dank der Uneigennützigkeit und der trefflichen Leiſtungen der geiſtlichen Lehrer, unter denen ſich Männer wie der jüngſt verſtorbene Biſchof Räs und der ſpätere Speierer Biſchof Weis befanden.

Da die Schule, wie geſagt, auch denen zugänglich gemacht wurde, bei welchen es nicht feſtſtand, daß ſie dem geiſtlichen Berufe ſich widmen würden, ſo nahm die Zahl der Schüler raſch zu; von 78 Schülern im Jahre 1809 ſtieg man im Jahre 1810 auf 117, im Jahre 1811 auf 133 Schüler, eine Zunahme, die namentlich auf die damaligen Staatsſchulen ein eigenthümliches Licht wirft.

Mußte ſchon das aus der kurfürſtlichen Zeit herrührende, von keiner Seite recht unterſtützte Gymnaſium zum Vortheile des Lyceums fallen, ſo war die im raſchen Aufblühen begriffene biſchöfliche Anſtalt begreiflicherweiſe den Leitern der Staatsanſtalten ein ganz beſonderer Dorn im Auge. Die Reibereien blieben denn auch mit der Zeit nicht aus.

Während der Biſchof nach franzöſiſcher Anſchauung in den beiden Seminaren nur ein Ganzes erblickte, war das kleine Seminar in den Augen der Regierung eine geiſtliche Secundärſchule, über welche ſie die Aufſicht zu führen ſich berechtigt und verpflichtet fühlte. Hätte es an einer Handhabe hierfür gefehlt, ſo ſtand jedenfalls ſeit dem Geſetze vom 9. April 1809 das Recht auf Seite der Regierungsbeamten, indem der Artikel 3 deſſelben ausdrücklich beſagte, daß eine jede Schule, ſie möge einen Namen haben, welchen ſie wolle, unter der Leitung von Mitgliedern der Univerſität ſtehen müſſe und den für die Univerſität geltenden Beſtimmungen unterworfen ſei. Es war, wie die Entſtehungsgeſchichte dieſes Geſetzes zeigt, dieſe Beſtimmung zu dem ausdrücklichen Zwecke erlaſſen worden, das Verhältniß zwiſchen den Staatsorganen und den ſogen. kleinen Seminaren zu regeln und beſonders dem Einwande zu begegnen, daß die unter der Leitung der Biſchöfe ſtehenden Seminare von den Vorſchriften des Geſetzes über die Einrichtung der Univerſität nicht berührt würden (ſ. Dalloz Dictionnaire, mot. Enseignement 461). Demgemäß

bestand der Rector der Mainzer Akademie darauf, sein Aufsichtsrecht über die bischöfliche Schule geltend zu machen, indem er von Zeit zu Zeit die Anstalt besuchte, die Schüler prüfte und den Wortlaut der von dem Superior jährlich bei der Preisvertheilung zu haltenden Anrede zur vorherigen Durchsicht und Genehmigung sich vorlegen ließ.

Den Hauptschlag gegen die bischöflichen Seminare führte zu einer Zeit, als das Verhältniß des Kaisers zu dem Papste ein gespanntes geworden, das Gesetz über die Einrichtung der Universität vom 15. November 1811. Ein besonderer Titel (IV) beschäftigte sich mit den Secundärschulen zur Unterrichtung von Schülern, welche sich dem geistlichen Stande widmen.

Die einschlagenden Bestimmungen lauten wie folgt:

„Art. 24. Die besonders zur Unterrichtung der Zöglinge, welche dem geistlichen Stande sich widmen, bestimmten Schulen sind diejenigen, in welchen die Schüler nach Maßgabe unseres Decrets vom 9. April 1809 in den Wissenschaften ausgebildet werden.

Art. 25. Alle diese Schulen werden durch die Universität geleitet; nur durch sie können dieselben eingerichtet, nur unter der Autorität der Universität dürfen sie geleitet werden, den Unterricht an denselben dürfen nur Mitglieder der Universität führen, welche zur Verfügung des Großmeisters stehen.

Art. 26. Die Ankündigungen und Statuten dieser Schulen werden auf Vorschlag des Großmeisters durch den Rath der Universität abgefaßt.

Art. 27. In jedem Departemente darf nur eine geistliche Secundärschule bestehen; vor dem folgenden 15. December wird der Großmeister die Schulen bestimmen, welche beibehalten werden sollen; die übrigen werden mit dem kommenden 1. Januar geschlossen werden.

Art. 28. Von dem 1. Juli 1812 an werden diejenigen geistlichen Secundärschulen geschlossen werden, welche sich an Plätzen befinden, woselbst es weder ein Lyceum noch ein Colleg gibt.

Art. 29. Keine Secundärschule darf auf das Land verlegt werden.

Art. 30. Die Häuser und Möbel der aufzuhebenden geistlichen Schulen werden von der Universität beschlagnahmt werden zu Gunsten der öffentlichen Unterrichtsanstalten.

Art. 31. Unsere Präfecten und Generalprocuratoren bei den kaiserlichen Höfen werden der Universität bei der Durchführung der vorstehenden vier Artikel Beistand leisten.

Art. 32. An allen Orten, woselbst geistliche Schulen sich befinden, werden die Schüler in das Lyceum oder Collegium geführt, um daselbst ihren Unterricht zu empfangen. Die Schüler dieser geistlichen Schulen

werden das geiſtliche Gewand tragen; ihre Uebungen beginnen nach dem Glockenſchlage."

Weiter kommen noch die Artikel 33 bis 40 in Betracht, welche das Aufſichtsrecht der Regierungs-Beamten, insbeſondere des Präfecten, behandelten und dieſem den von Zeit zu Zeit zu wiederholenden Beſuch der in ihrem Bezirke belegenen Unterrichts-Anſtalten zur Pflicht machten.

Rechnet man hierzu noch die Vorſchrift des ſchon mehr erwähnten Decrets vom 17. März 1808 (Art. 134), wonach alle Schulen, mithin auch das biſchöfliche Knabenſeminar, gehalten erklärt wurden, an die Univerſität ein Zwanzigſtel des Schulgeldes für jeden Schüler zu entrichten, ſo hat man einen Begriff von der Folgerichtigkeit, mit welcher die Regierung den Grundſatz durchführte, daß ihr das Monopol des Unterrichts zuſtehe. Am deutlichſten kam dies zum Ausdrucke bei der Handhabung der ſchon berührten Beſtimmungen über das Verhältniß der Inſtitute und Penſionate zu den Lyceen.

In Ausführung der einſchlagenden Vorſchriften lud der Rector der Mainzer Akademie im Auftrage des Großmeiſters der Univerſität mittels Schreibens vom 1. Februar 1812 die Schüler der geiſtlichen Secundärſchulen ein, dem Unterricht im Mainzer Lyceum zu folgen, welchem Schreiben er am 2. März 1812 die Mittheilung des Stundenplanes folgen ließ.

Hiernach hatten die Philoſophieklaſſen an jedem Montag, Dinstag, Mittwoch, Freitag und Samstag von 8—10 Uhr Vormittags und jeden Nachmittag von 2—4 Uhr zu erſcheinen; in den Nachmittags-Stunden erfolgte der Unterricht in der ſpeciellen Mathematik; die Rhetorikklaſſe erſchien jeden Vormittag von 8—10, und an jedem Nachmittag von 2—4 Uhr in dem Lyceum; auch hier ward der Nachmittag der Mathematik gewidmet; die zweite Klaſſe der Humanität kam jeden Vormittag von 8—10 und jeden Nachmittag von 2—3 Uhr; die erſte Klaſſe der Humanität jeden Vormittag von 8—10 Uhr und jeden Nachmittag von 2—4 Uhr, wovon die erſte Stunde täglich für die Mathematik beſtimmt war; die übrigen Klaſſen, die beiden Grammatikklaſſen und die Elementarklaſſen waren auf jeden Vormittag von 8—10 Uhr und jeden Nachmittag von 2—4 Uhr beſchieden.

Zu dieſen vom Lyceum beſtimmten Stunden wanderten die Schüler, wie im Leben des Biſchofs Weis von Remling berichtet wird, zwei und zwei in kurzen Hoſen und geiſtlichem Frack, mit dreieckigem Hute ſittſam durch die Straße, dem Hauſe zu, worin früher die erzbiſchöflichen Kleriker gebildet wurden, in der Nähe der Chriſtophkirche. Die andern Schüler trugen Soldaten-Uniform. Es gab dies ein buntes Gemiſch in

den Schulbänken und manchen Anlaß zu Spott und Unglimpf. Bunte Miſchung gab es nicht bloß in Bezug auf die Tracht; denn die Richtung, in welcher die Schüler des Seminars erzogen und gebildet waren, ſchied ſich weſentlich von dem Geiſte, von welchem ein Theil der Lehrer des Lyceums erfüllt war.

Die Unzuträglichkeiten, welche die Folge einer ſo ſonderbaren Miſchung waren, hielten die Leiter der Akademie nicht ab, am 13. Januar 1814, alſo zu einer Zeit, wo bereits das Lyceum der Hauptſache nach aufgelöst war, die Aufnahme in die geiſtliche Schule von dem Vorweis einer Beſcheinigung des Rectors des Lyceums abhängig zu machen, daß der betreffende Schüler den Unterricht in dem Lyceum beſuche.

In Wirklichkeit war damals das Lyceum ſelbſt nur noch eine von Externen beſuchte Privat-Anſtalt. Nach wenigen Monaten ging auch das Externat ein; als die Deutſchen wieder in Mainz eingezogen, erloſch die Akademie und mit ihr die Zwangslage der Mainzer geiſtlichen Schulen, die, getragen von der Werthſchätzung der Mainzer Bevölkerung, bis zum Jahre 1829 noch fortbeſtand.

Die Vorſteher und Lehrer des Mainzer Seminars waren nicht die Einzigen, welche bei der Auflöſung der franzöſiſchen Schulen wieder aufathmeten. Auch die übrige Bürgerſchaft hatte allen Anlaß, den Zuſammenbruch der ihnen wenig zuſagenden Anſtalten freudig zu begrüßen.

Während die größte Schöpfung des Kaiſerreichs, die Geſetzgebung auf dem Gebiete des Civil-, Straf- und Handelsrechtes und des Civil- und Strafproceſſes, bei uns das Ende der franzöſiſchen Herrſchaft überdauerte, blieb von allen franzöſiſchen Schuleinrichtungen auch nicht ein Stück beſtehen.

Dem deutſchen Geiſte widerſtrebte die Knechtſchaft, in welche man die Schule bringen wollte; ihm widerſtrebte das Hohle und Unzulängliche der geſammten franzöſiſchen Geſetzgebung auf dieſem Gebiete!

Inhalt.

Seite

General-Versammlung der Görres-Gesellschaft am 4. und 5. October 1887 in Mainz 3

Bericht über den Mitgliederstand und die Vermögenslage 4

Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft und den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten 5

Ansprache des hochw. Herrn Bischofs von Mainz. 6

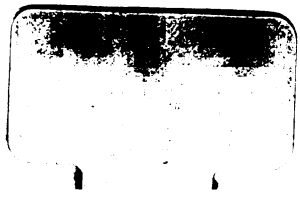
Vortrag des hochw. Herrn Domdecan Dr. Heinrich. 9

Vortrag des Herrn Landgerichtsraths Dr. Bockenheimer in Mainz über die Mainzer höhern Unterrichts-Anstalten am Ende der kurfürstlichen Zeit 15

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the sp[illegible] time.

Please return promptly.



43 673